This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

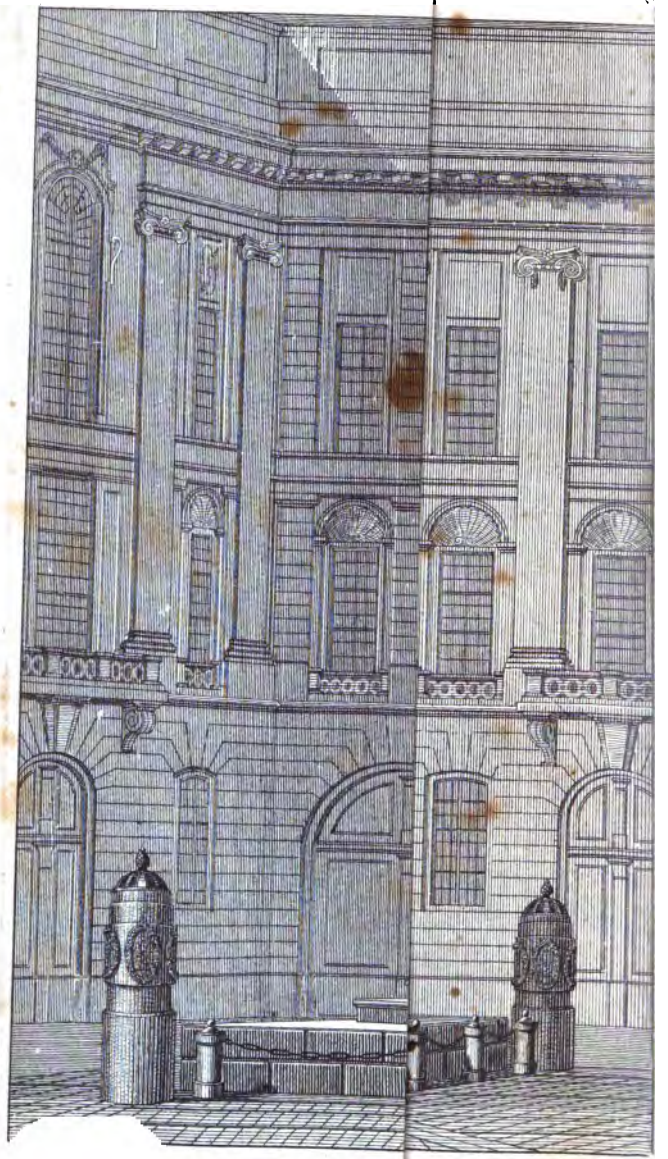
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NW. 1077

Nr. 5227.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Kaiser Joseph der Zweite.

Das Leben und Wirken, Merkwürdigkeiten, Charakterzüge, Ereignisse, Briefe und Actenstücke

von

diesem großen und unvergeßlichen Monarchen.

Von

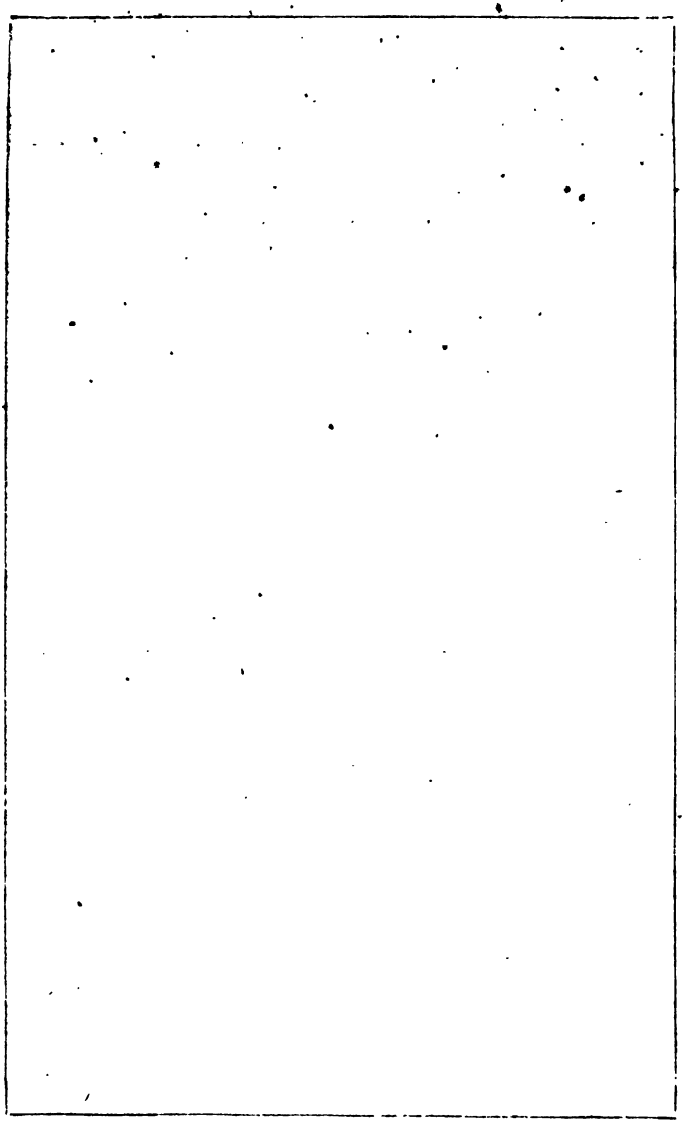
Karl August Schimmer.

Mit einer Ansicht der Josephs-Statue.

Vierte, mit bis jetzt noch ungedruckten höchst wichtigen Urkunden bedeutend vermehrte Auflage.

Wien.
Verlag von Jacob Dirnböck.
1850.

TME



Vorrede

zur dritten Auflage.

Bei dieſem, jedenfalls für mich und dem Verleger erfreulichen, Anlaſſe habe ich nur wenig zu ſagen. Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt und wenn ein Buch die dritte Auflage erlebt, ſo iſt es immerhin ein Zeichen von Theilnahme des Publikums, was auch Recenſenten und Uebelwollende dagegen ſagen mögen. In dankbarer Anerkennung habe ich das Buch ſehr bedeutend vermehrt, ſo z. B. mit vielen neuen Charakterzügen, einer Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik; mit einer Sammlung höchſt intereſſanter Briefe des Kaiſers, endlich mit einer detaillirten Beſchreibung deſſen Denkmals. Auch der Verleger hat ſeinerſeits durch eine bei Weitem elegantere Ausſtattung, ſo wie durch Beigabe eines neuen intereſſanten Titelbildes ſeinen Dank und ſeine Achtung der gebildeten Leſewelt zu erkennen gegeben.

Zur hohen Zierde, ja gleichsam zur ehrenden Beglaubigung gereicht dem Werke die Annahme der Dedication von Seite eines hochverdienten k. k. Generals, dessen Jugendjahre noch in die Lebenszeit des unvergeßlichen Kaisers, seines erhabenen Wohlthäters, fallen.

Unter diesen Prämissen wagt der Unterzeichnete auch für die dritte Auflage gleichen Antheil des gebildeten Publikums, wie für die beiden früheren zu hoffen.

Wien, am Pfingstsonntage 1847.

Karl August Schimmer.

Vorrede

zur ersten Auflage.

Noch sind die vielen gemeinnützigen, zweckmäßigen und wohlthätigen Einrichtungen, Verfügungen und Anstalten des unvergeßlichen Kaisers Joseph II. im dankbaren Gedächtnisse der Bewohner des österreichischen Kaiserstaates. Mußten auch einige derselben wegen veränderter Zeitverhältnisse unausgeführt bleiben, manche wohl auch als unausführbar sich beweisen, ja mochten selbst manche Früchte der so hoffnungsreich emporgeschossenen Saat ganz und gar nicht entsprechen, so lag es doch gewiß nicht an dem Willen des menschenfreundlichen Kaisers, den bei allen seinen Schritten nur die reinste Humanität leitete, was selbst seine heftigsten Widersacher eingestehen müssen. Daß es bei einem Monarchen von

Batthyany und des Staatssecretärs von Bartenstein sorgfältig unterrichtet, zeigte er frühzeitig einen heiteren, lebhaften Geist, schnelle Fassungsgabe und ein glückliches Gedächtniß, zugleich aber auch oft einen unbeugsamen Charakter, Eigensinn und Widerwillen gegen längeres Stillesitzen und alles Auswendiglernen. Als Gesellschafter seiner Jugend hatte man einige geistvolle Cavaliers, von gleichem Alter mit ihm, aus den vornehmsten Familien gewählt. Mit diesen und seinen nächsten Geschwistern verbrachte er seine Zeit unter anständigen Ergötzlichkeiten und Jugendspielen. Eine Hauptbeschäftigung dieses jugendlichen Kränzchens war, von Zeit zu Zeit kleine Schauspiele in französischer Sprache vor dem versammelten Hofe aufzuführen.

Im weiteren Umgange mit tüchtigen und trefflichen Männern war Joseph zum hoffnungsvollen Jünglinge herangereift, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Anfangs hegte Maria Theresia den Plan, ihren Erstgebornen an demselben Theil nehmen zu lassen, was auch Josephs heißester Wunsch war, doch nahm sie bald darauf, von der Ansicht geleitet, ihn seinen Studien nicht zu entziehen, diesen Entschluß zu seinem bitteren Verdrusse wieder zurück.

Im Jahre 1760 vermählte sich Joseph, ganz seiner Neigung gemäß, mit der geist- und gemüthvollen Prinzessin Isabella, Tochter des spanischen Infanten Don Philipp. Leider verlor er sie schon nach dreijähriger glücklicher Ehe, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren hatte, deren eine, die jüngere, Maria Christine, gleich nach der Geburt, die ältere, Maria Theresia, in einem Alter von sieben Jahren starb.

In einem geheimen Artikel des 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Friedens hatte sich König Friedrich II. verpflichtet, dem Erzherzoge seine Stimme bei der Wahl eines römischen

Königs zu geben. Diese wurde 1764 zu Frankfurt vollzogen und Joseph den 3. April d. J. zum römischen Könige gekrönt. Aus politischen Rücksichten vermählte sich Joseph 1765 zum zweiten Male mit Maria Josepha, Tochter des Kaisers Karl VII., Kurfürsten von Bayern, welche Ehe jedoch nach zweijährigem Bestande abermals durch den Tod der Prinzessin gelöst wurde. Fortan blieb Joseph unvermählt. Nach dem Tode seines Vaters, des Kaisers Franz I. (18. August 1765), wurde Joseph auch zum Oberhaupte des römisch-deutschen Reiches erwählt und gekrönt. Maria Theresia erklärte ihn nun auch zum Mitregenten in ihren Staaten, doch behielt sie die eigentliche Regierung derselben bis an ihren Tod ungeschmälert in ihren Händen und überließ ihm nur das Großmeisterthum aller Ritterorden, die Verwaltung der Armee und die wirkliche Oberleitung des gesammten Kriegswesens. Sofort machte er in dieser Stellung, mit Hilfe des Grafen Lacy, zum Theile nach dem Muster Friedrich II., viele zweckmäßige Einrichtungen in der Militär-Oekonomie, verbesserte das Loos der gemeinen Soldaten und führte jährliche Heeresrevuen ein. Mit großmüthiger Freigebigkeit ließ er für 22 Millionen Staatspapiere oder sogenannte Coupons, die er aus seines Vaters Erbschaft erhalten hatte, verbrennen und gab dem Staate auch die von seinem Vater als Privateigenthum angekauften Domänen zurück. Zugleich drang er, mit seinem eigenen Beispiele vorangehend, auf Vereinfachung der Hofhaltung, auf Einschränkung der Kleiderpracht, verbot streng alle Schleichwege zu Aemtern und Ehrenstellen und wußte dem Principe der Bevorzugung der Inländer gegen die Ausländer bei Amtsbesetzungen wieder Geltung zu verschaffen. Im Vereine mit seiner großen Mutter wurden die zweckmäßigsten Maßregeln einer weisen und humanen Regierung getroffen.

gen Folgen erfreuen und die schönsten Früchte ihrer menschenfreundlichen Handlungen genießen, — denn, das Volk ehrt sich selbst, das seine großen Fürsten ehrt.

Wien, im November 1843.

Karl August Schimmer.

Gedrängter Lebensumriß des Kaisers Joseph II.

Indem die wichtigsten Momente aus dem Leben des großen Kaisers ohnehin in Abrissen und Uebersichten in diesem Buche vorhanden sind, so kann hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nur eine Totalübersicht desselben aufgenommen werden, die jedoch der strengen chronologischen Ordnung wegen nicht unnöthig oder uninteressant sein dürfte, indem sie auch jene vorübergehenden Momente enthält, welche keine weitere Ausführung zulassen, demungeachtet aber an sich und in ihren Wirkungen interessant genug sind.

Kaiser Joseph, der älteste Sohn der damaligen Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich, Maria Thresia's, mit Franz Stephan, Großherzog von Toscana und Mitregenten, wurde den 13. März 1741, zu höchst verhängnißvoller und bedrängter Zeit für sein Vaterland, zu Wien geboren. Seine Taufpathen waren die verwitwete Kaiserin Elisabeth Christina; dann in procura die verwitwete Herzogin von Lothringen, seine Großmütter väterlicher und mütterlicher Seite; endlich, durch den päpstlichen Nuntius vertreten, der damalige Papst Benedict XIV. (Prosper Lambertini), einer der erleuchtetsten Oberhirten der Kirche. Es wurden ihm die Namen gegeben: Joseph, Benedict, August, Johann, Anton, Michael, Adam. Unter der Leitung des Fürsten

Batthyany und des Staatssecretärs von Bartenstein sorgfältig unterrichtet, zeigte er frühzeitig einen heiteren, lebhaften Geist, schnelle Fassungsgabe und ein glückliches Gedächtniß, zugleich aber auch oft einen unbeugsamen Charakter, Eigensinn und Widerwillen gegen längeres Stillesitzen und alles Auswendiglernen. Als Gesellschafter seiner Jugend hatte man einige geistvolle Cavaliers, von gleichem Alter mit ihm, aus den vornehmsten Familien gewählt. Mit diesen und seinen nächsten Geschwistern verbrachte er seine Zeit unter anständigen Ergötzlichkeiten und Jugendspielen. Eine Hauptbeschäftigung dieses jugendlichen Kränzchens war, von Zeit zu Zeit kleine Schauspiele in französischer Sprache vor dem versammelten Hofe aufzuführen.

Im weiteren Umgange mit tüchtigen und trefflichen Männern war Joseph zum hoffnungsvollen Jünglinge herangereift, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Anfangs hegte Maria Theresia den Plan, ihren Erstgebornen an demselben Theil nehmen zu lassen, was auch Josephs heißester Wunsch war, doch nahm sie bald darauf, von der Ansicht geleitet, ihn seinen Studien nicht zu entziehen, diesen Entschluß zu seinem bitteren Verdrusse wieder zurück.

Im Jahre 1760 vermählte sich Joseph, ganz seiner Neigung gemäß, mit der geist- und gemüthvollen Prinzessin Isabella, Tochter des spanischen Infanten Don Philipp. Leider verlor er sie schon nach dreijähriger glücklicher Ehe, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren hatte, deren eine, die jüngere, Maria Christine, gleich nach der Geburt, die ältere, Maria Theresia, in einem Alter von sieben Jahren starb.

In einem geheimen Artikel des 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Friedens hatte sich König Friedrich II. verpflichtet, dem Erzherzoge seine Stimme bei der Wahl eines römischen

Königs zu geben. Diese wurde 1764 zu Frankfurt vollzogen und Joseph den 3. April d. J. zum römischen Könige gekrönt. Aus politischen Rücksichten vermählte sich Joseph 1765 zum zweiten Male mit Maria Josepha, Tochter des Kaisers Karl VII., Kurfürsten von Bayern, welche Ehe jedoch nach zweijährigem Bestande abermals durch den Tod der Prinzessin gelöst wurde. Fortan blieb Joseph unvermählt. Nach dem Tode seines Vaters, des Kaisers Franz I. (18. August 1765), wurde Joseph auch zum Oberhaupte des römisch-deutschen Reiches erwählt und gekrönt. Maria Theresia erklärte ihn nun auch zum Mitregenten in ihren Staaten, doch behielt sie die eigentliche Regierung derselben bis an ihren Tod ungeschmälert in ihren Händen und überließ ihm nur das Großmeisterthum aller Ritterorden, die Verwaltung der Armee und die wirkliche Oberleitung des gesammten Kriegswesens. Sofort machte er in dieser Stellung, mit Hilfe des Grafen Lacy, zum Theile nach dem Muster Friedrich II., viele zweckmäßige Einrichtungen in der Militär-Oekonomie, verbesserte das Loos der gemeinen Soldaten und führte jährliche Heeresrevuen ein. Mit großmüthiger Freigebigkeit ließ er für 22 Millionen Staatspapiere oder sogenannte Coupons, die er aus seines Vaters Erbschaft erhalten hatte, verbrennen und gab dem Staate auch die von seinem Vater als Privateigenthum angekauften Domänen zurück. Zugleich drang er, mit seinem eigenen Beispiele vorangehend, auf Vereinfachung der Hofhaltung, auf Einschränkung der Kleiderpracht, verbot streng alle Schleichwege zu Aemtern und Ehrenstellen und wußte dem Principe der Bevorzugung der Inländer gegen die Ausländer bei Amtsbesetzungen wieder Geltung zu verschaffen. Im Vereine mit seiner großen Mutter wurden die zweckmäßigsten Maßregeln einer weisen und humanen Regierung getroffen.

Die Hazardspiele wurden verboten, eine neue Polizei-Ordnung eingeführt, die Tortur aufgehoben, mildere Verordnungen über Strafen erlassen, bei deren Zurechnung bisher langgehegte Vorurtheile Einfluß gehabt hatten, die Heirathen erleichtert, um die durch den letzten Krieg geschmolzene Bevölkerung wieder zu heben, und mit dem Adel wegen Erleichterung der immer drückender werdenden Frohnen unterhandelt.

Bald entwickelte sich in Joseph eine unbezwingliche Lust zu reisen, um sowohl die eigenen Erbstaaten als auch fremde Länder und Sitten kennen zu lernen. Seine erste Reise machte er 1766 durch Ungarn in das Temesvarer Banat. Er ging bis an die türkische Gränze, besah die Festungswerke, die Truppen, die Manufacturen, den Feldbau, den Zustand der Bürger in den Städten, so wie der Bauern auf den Dörfern. 1769 ging er zum ersten Male nach Italien und kam den 15. März d. J. in Rom an, wo er mit seinem Bruder, dem Herzoge Leopold von Toscana, zusammentraf. Die Straßen, durch welche er fuhr, waren mit Menschen angefüllt und aller Orten ertönte das Freudengeschrei: „Es lebe der Kaiser!“ Er verbat sich jedoch alle Ehrenbezeigungen mit der Aeußerung, daß er incognito (immer unter dem Titel: Graf von Falkenstein) reise. Alle Merkwürdigkeiten wurden von ihm besichtigt, auch bestieg er die Kuppel der St. Peterskirche. Den 30. März traf er mit seiner Schwester, der Königin Maria Caroline von Neapel, zu Portici zusammen. Er beschäftigte sich viel mit den Alterthümern jener Gegend, bestieg den Vesuv und besah die Schiffe im Hafen zu Neapel. Von da ging der Kaiser nach Florenz, Parma, Turin und über Mailand, wo er sich längere Zeit aufhielt, nach Wien zurück.

In demſelben Jahre, im Auguſt, beſuchte er den König von Preußen im Lager bei Neiſſe, bei welcher Gelegenheit er bei der Durchreiſe in Mähren den Pflug führte, wie es in den »Merkwürdigkeiten» ausführlicher beſchrieben iſt. Im Jahre 1770 machte Joſeph abermals eine Reiſe nach Ungarn, um den Zuſtand und den natürlichen Reichthum dieſes geſegneten Landes noch genauer kennen zu lernen. Ein edler Beweis ſeiner landesväterlichen Vorſorge war es, daß er bei Gelegenheit einer Hungersnoth in Böhmen und Mähren (1770), die durch wucheriſche Preiserhöhung der reichen Gutsbeſitzer und Getreidehändler noch geſteigert wurde, die Kriegsmagazine öffnen, wohlfeiles Getreide aus Ungarn und Reis aus Italien nach Böhmen einführen und die reichen Landbeſitzer gegen feſtgeſetzte bare Zahlung zur Auslieferung eines beſtimmten Quantums Korn zur Vertheilung an die Armen verhalten ließ. Zur Unterſtützung dieſer kräftigen Maßregeln fügte er ſelbſt ein Geſchenk von 60,000 Gulden bei, die Fürſt Kaunitz, ſein weiſer Staatskanzler, in Mähren vertheilen mußte, und dem bald eine gleiche Summe von der Kaiſerin Maria Thereſia folgte.

1772 erhielt Joſeph einen Beſuch von dem Könige von Preußen im Lager bei Mähriſch-Neuſtadt. In demſelben Jahre erfolgte die erſte Theilung Polens, worin jedoch die Kaiſerin Maria Thereſia nur widerſtrebend willigte, und Oeſterreich erwarb dadurch Galizien und Lodomerien.

Bei allem regen Antheile an wichtigen Staatsgeſchäften vergaß jedoch Joſeph auch die Sorge für Nutzen, Bequemlichkeit und ſelbſt Vergnügen ſeiner Unterthanen nicht. Beſondere Sorgfalt widmete er in dieſer Hinſicht ſeiner Reſidenz. Schon 1768 wurde das Waiſenhaus (damals im Gebäude der jetzigen Artillerie-Caſerne auf dem Rennwege) eröffnet. 1769 wurde die Thierarzneiſchule auf der Landſtraße errichtet;

dann die den Bibliotheksplatz von der Augustinerkirche bis zum Schwibbogen gegen den Michaelsplatz einschließende Mauer abgebrochen und der dadurch gewonnene Platz hieß von nun an Josephsplatz. 1770 wurde das bisher mit Schlamm, Schutt und Unrath bedeckte, gänzlich wüste Glacis, damals Esplanade genannt, gereinigt, mit Chausseen und Fußsteigen durchschnitten und bald darauf auch mit Alleen und Laternen besetzt. In demselben Jahre wurde auch die Real-Akademie angelegt; anfangs eine Unterrichtsanstalt für Jünglinge, die sich dem Handelsstande widmen wollten, die jedoch in der Folge auf mehre Gewerbszweige ausgedehnt wurde. Nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens 1773 kam in deren ältestes Collegium am Hof der Hofkriegsrath; nach St. Anna die Real- und Kunst-Akademie, so wie die durch den Abt Felbiger neu und zweckmäßiger eingerichteten deutschen Schulen; in jenes der Universität der griechische Clerus, dann das Piaristen-Convict nebst den Gymnasien.

Schon lange hatte Kaiser Joseph die Absicht gehabt, das Schauspielwesen in Oesterreich auf einen besseren Fuß zu bringen. Bis auf diese Zeit hatte das regelmäßige deutsche Schauspiel in Wien kaum noch Wurzel gefaßt und immer mit der Lust an extemporirten Possen zu kämpfen. Im Jahre 1774 nahm nun der Kaiser das Theater unter seinen unmittelbaren Schutz, entließ die bisher stabile italienische Oper, das französische Schauspiel und das Ballet; das Burgtheater erhielt die Benennung Hof- und Nationaltheater und wurde auf Rechnung des Hofes von sachverständigen Männern geleitet, so wie die Rollenfächer auf das Zweckmäßigste besetzt. 1775 wurde auf Veranstaltung des Kaisers die von Kaiser Ferdinand III. angelegte, sogenannte alte Favorite, jetzt der Augarten genannt, dem Publicum für immer eröffnet und auf das Portal die

herzliche, obwohl grammatikalisch unrichtige Inschrift gesetzt: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer.“ Dasselbe Jahr wurde auch die kaiserliche Gemäldesammlung aus der Stallburg in das Belvedere übersetzt und dem Publicum an bestimmten Tagen zum Besuche geöffnet. Auch den Prater bestimmte Joseph zum ununterbrochenen Besuche des Publicums, während derselbe ehemals nur durch drei Monate und in dieser Zeit nur für herrschaftliche Equipagen offen war.

1777 reiste Joseph nach Frankreich und traf den 18. April d. J. in Paris ein, wo er anfangs in dem Hause des österreichischen Botschafters, Grafen von Mercy, später aber im Hôtel de Treville wohnte. Sein Aufenthalt und sein Wirken daselbst sind in den „Merkwürdigkeiten“ ausführlich erzählt. Den 31. Mai verließ er Paris, bereiste das nördliche und südliche Frankreich und kam bis S. Sebastian in Spanien. Von da ging er jedoch nach Frankreich zurück, besuchte die Seehäfen und ging über Lyon, Genf, die Schweiz und Tyrol wieder nach Wien zurück, wo er den 1. August eintraf.

In demselben Jahre brach durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern der bayerische Erbfolgekrieg aus. Joseph II. faßte die große, in ihren Folgen unübersehbare Vortheile bringende Idee der Vertauschung der österreichischen Niederlande gegen die bayerischen Länder, welche jedoch die Eifersucht Friedrich II. und die Einsprüche der pfalz-zweibrücken'schen Linie vereitelten. Dieser Krieg endete sich ohne vieles Blutvergießen mit dem Frieden zu Teschen, in welchem Oesterreich das Innviertel erwarb.

1779 gründete Joseph das Taubstummen-Institut in Wien nach dem Muster der berühmten Anstalt in Paris.

Den 26. April 1780 reiste der Kaiser durch Mähren, Galizien und Polen nach Rußland, welche Reise ebenfalls in den „Merkwürdigkeiten" weitläufiger beschrieben ist. Gegen Ende August traf er wieder in Wien ein.

Nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia (den 29. November 1780) übernahm Joseph die Alleinregierung, und schon die ersten Tage derselben bezeichneten viele Abänderungen im Staate und in der Kirche. Er führte die Conduitenlisten bei den Beamten ein, um die mittelmäßigen von den guten Köpfen zu unterscheiden; erleichterte die Büchercensur und setzte dabei die Norm fest: Kritiken, wenn sie anders keine eigentlichen Schmähschriften waren, nicht zu verbieten, sie mochten nun den Landesherrn selbst oder den letzten seiner Unterthanen betreffen. Den 21. Februar 1781 erhielten die Hauseigenthümer Wiens eine wesentliche Erleichterung ihrer Lasten. Es ward das über zweihundert Jahre bestandene Befugniß des Hofes, in jedem bürgerlichen Hause ein freies Quartier für Beamte und Hofleute zu fordern, gegen eine billige Ablösung an barem Gelde für immer aufgehoben. Den 11. Juli erschien eine kaiserliche Verordnung, welche alle Verbindung der Klöster in der Monarchie, deren bei 2100 waren, die an 70,000 Mönche und Nonnen enthielten, mit Rom, mit den Ordensgeneralen und mit auswärtigen Congregationen untersagte. Bald darauf wurde ein schon bestandenes Verbot erneuert, keine päpstliche Bulle ohne landesherrliches Placitum anzunehmen. Die beiden Bullen „Unigenitus" und „In coena domini" erklärte der Kaiser in allen seinen Ländern für ungiltig; auch verbot er alle Geldsendungen nach Rom. Alle Dispensationen sollten nur mehr unentgeltlich ertheilt und keine, der Theologie beflissene Jünglinge mehr in fremde Collegien oder

Seminare versendet werden, zu welchem Endzwecke der Kaiser die inländischen Generalseminare bildete. Um dieselbe Zeit erging eine Verordnung, daß die alten, reichen und weitläufigen Pfarreien auf dem Lande zertheilt und für Seelsorge und Unterricht der in neuerer Zeit so stark angewachsenen Volkszahl neue Pfarreien, Localien und Schulen errichtet werden sollten; eine für das ganze Land durch vermehrte Volksbildung höchst wohlthätige Maßregel. Den 15. October erschien das in den »Merkwürdigkeiten» vorkommende Toleranzedict. Fernerhin ergingen auch Satzungen, welche das Schicksal der Juden dadurch linderten, daß alle früher gebräuchlichen entehrenden Bezeichnungen von denselben genommen und ihnen die Wege der Bildung, die Mittel des Gewerbes, Handels, Eigenthums und, bis auf einen gewissen Grad, sogar die Aussicht auf Aemter und Würden des Staates, sowohl im Civil als Militär, geöffnet wurden. Den 1. November hob der Kaiser die schon von Maria Theresia sehr gemilderte Leibeigenschaft in Böhmen, Mähren und Galizien vollständig auf und zog durch diese weise Maßregel viele Colonisten in diese Länder. Ferner wurden eine neue, zweckmäßige Finanzverwaltung und eine neue Gerichts- und Concurs-Ordnung eingeführt; überhaupt alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, das Kirchenwesen und der Landbau erhielten die zweckmäßigsten Verbesserungen, welche größtentheils in den Gedanken des Kaisers selbst ihren Ursprung hatten und, trotz verschiedener anstemmender Hindernisse, rasch durchgesetzt wurden.

Anfangs 1782 erklärte der Kaiser 627 Klöster in der österreichischen Monarchie (die meisten Nonnen- und viele Mönchsklöster, deren Bewohner sich ausschließend dem con-

templativen Leben widmeten) für aufgehoben, wodurch die Zahl der Ordensleute von beinahe 70,000 auf 27,000 sank. Die Einkünfte derselben wurden für wohlthätige, kirchliche und Erziehungsanstalten bestimmt und daraus der Religionsfond gebildet. In Wien selbst wurden das Königskloster nächst der Burg; jenes der Nikolaerinnen in der Singerstraße; der Siebenbüchnerinnen bei St. Joseph in der Sterngasse; der Jacoberinnen in der Riemerstraße; der Cajetaner oder Theatiner auf der hohen Brücke; der Dorotheer-Chorherren in der Dorotheergasse; der Philippi-Nerianer im Lazenhofe; der Lorenzerinnen auf dem alten Fleischmarkt; der Benedictiner (Schwarzspanier) in der Alservorstadt; der Paulaner auf der Wieden aufgehoben; die Minoriten wurden aus der Stadt in die Alservorstadt versetzt, wo die dort bestehenden Trinitarier (Weißspanier) ebenfalls aufgehoben wurden. Ueberdies wurden die Kirchen zum heiligen Geist im Bürgerspital, zu St. Ivo in der Schulenstraße und die alte Magdalenakirche neben der Stephanskirche abgebrochen, viele Capellen geschlossen und nur die der Seelsorge, der Erziehung und der Krankenpflege gewidmeten Orden, nebst wenigen anderen Klöstern in Wirksamkeit belassen. Leider ging es bei diesen Aufhebungen und Veräußerungen der Kirchen- und Klostergüter mit solch' überstürzender Eile zu, daß dadurch viele Kunstschätze des Alterthums, seltene Manuscripte, Druckwerke, Gemälde ꝛc. entweder ganz verloren gingen oder in Auctionen verschleudert und unwiederbringlich in das Ausland geschleppt würden. Kaiser Josephs Wille war dieser Vandalismus freilich nicht; allein, stets nur seinen Hauptzweck vor Augen, denselben rasch verfolgend, bekümmerte er sich weniger um die geeigneten Mittel zur Erreichung desselben und so ging für Geschichte und

Kunst so manches Herrliche und Wichtige unwiederbringlich verloren.

Alle diese Veränderungen konnten in der Länge natürlich dem römischen Stuhle nicht gleichgiltig bleiben. Papst Pius VI. entschloß sich daher zu dem ungewohnten Schritte, selbst nach Wien zu reisen, um den Kaiser, wo möglich, von weiteren Schritten abzuhalten. Die Geschichte seiner Anwesenheit in Wien ist in den „Merkwürdigkeiten" hinlänglich berührt, somit bleibt nur übrig zu erwähnen, daß der Papst den 27. Februar 1782 von Rom abreiste, den 18. März an der österreichischen Gränze ankam und den 22. in Neunkirchen mit dem Kaiser zusammentraf, der ihm bis dahin entgegengefahren war und an seiner Seite in Wien eintraf. Den 28. März, am Gründonnerstage, verrichtete der Papst die feierliche Fußwaschung bei Hofe an 12 alten Männern und hielt am Osterſonntage, den 31., ein solennes Pontificalamt in der Stephanskirche, dem jedoch der Kaiser nicht beiwohnte. Nach dem feierlichen Gottesdienste ertheilte der heilige Vater vom Balcone der Kirche auf dem Hof dem in unermeßlicher Menge versammelten Volke den päpstlichen Segen und vollkommenen Ablaß. Die übrigen Tage, welche der Papst in Wien zubrachte, besah er alle Merkwürdigkeiten der Stadt, verfügte sich auch nach Schönbrunn, Klosterneuburg, hielt ein päpstliches Consistorium in Wien und reiste endlich, ohne seinen eigentlichen Zweck nach Wunsch und Erwartung erreicht zu haben, den 22. April von Wien ab und über Linz, München, Augsburg, Innsbruck und Venedig nach Rom zurück. Kaiser Joseph hatte ihn bis Mariabrunn begleitet.

Den 3. April 1782 erschien ein Regierungsedict, nach welchem von nun an keine Leichen mehr in den Kirchen und Grüften begraben werden durften, auch wurde verordnet,

die Leichname zur Beförderung der Verweſung mit Kalk zu überſtreuen. Auch wurde in demſelben Jahre verordnet, daß zur Dämpfung des häufigen Staubes täglich zweimal vor allen Häuſern in der Stadt aufgeſpritzt werden ſollte. Zugleich betrieb man das Setzen der Alleen zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten ſehr eifrig. — Dasſelbe Jahr hob Joſeph durch ein neues Criminalgeſetzbuch die Todesſtrafe gänzlich auf, an deren Stelle das Schiffziehen und das Anſchmieden in ewigen Gefängniſſen kamen. Schwere Verbrecher, welche der Todesſtrafe nicht unterlagen, wurden mit öffentlicher Gaſſenarbeit in Feſſeln beſtraft, wobei Joſeph mit Begierde den Geſichtspunct auffaßte, daß kein Stand vor Strafe und Schande ſchütze und die Gerechtigkeit für Jedermann dieſelbe ſei. Der Erfolg entſprach übrigens ſeiner Abſicht nicht ganz; nothwendig mußte dadurch Erbitterung entſtehen, daß das Ehrgefühl ganzer Stände und Familien unter dieſer Behandlung litt. Den übelſten Eindruck machte es, daß der Kaiſer einigemal freilich bei ganz beſondern Fällen, das von den Geſetzen beſtimmte Urtheil noch verſchärfte, wodurch es den Anſchein bekam, als ob er nun blos nach eigener Willkür, mit Hintanſetzung der Geſetze, richten und ſtrafen wolle.

1783 bereiste der Kaiſer abermals Italien, beſuchte Florenz, Rom und Neapel, hatte mehre Conferenzen mit dem Papſte und machte auch mit dem eben in Rom anweſenden Könige Guſtav III. von Schweden perſönliche Bekanntſchaft. Erſt im März 1784 kam er wieder nach Wien zurück. Dasſelbe Jahr entſtand auch der in den „Merkwürdigkeiten“ erzählte Aufſtand in Siebenbürgen. Auch erhoben ſich wegen der freien Schifffahrt auf der Schelde Zwiſtigkeiten mit den niederländiſchen Generalſtaaten, die jedoch bald zum Vortheile Oeſterreichs beigelegt wurden. Zu Ende 1784 erfloß das Ver-

bot der ausländiſchen Waaren und der Befehl zur Confiſcation und Verbrennung derſelben. 1785 wurde eine neue Steuer-Regulirung eingeführt, die jedoch mit Joſephs Tode wieder aufgehoben wurde. Joſeph erkannte auch das hohe Intereſſe des Handels für ſeine Staaten; er hob den Seehandel auf dem adriatiſchen Meere, gab mehren belgiſchen Städten bedeutende Handelsvorrechte und erhob Oſtende zum Freihafen.

Durch Kaiſer Joſephs Befehl wurde auch in der Stadt und den Vorſtädten Wiens eine neue Pfarrordnung eingeführt und zwar wie ſie heute noch beſteht. Auch wurden die ſogenannten geiſtlichen Bruderſchaften, deren in der Stadt 58, in den Vorſtädten 53 und ſehr zahlreiche auf dem Lande beſtanden, aufgehoben. Auch erfolgte das wohlthätige Verbot des Wetterläutens, welches oft für die Läutenden von verderblichen Folgen geweſen war. In ſämmtlichen höheren Unterrichtsanſtalten der Monarchie wurde die deutſche Sprache ausſchließend als Vortragsſprache eingeführt. Schon Ende 1783 erfolgte eine gänzliche Umſtaltung der bisherigen Gerichtsſtände und der alten Verfaſſung des Wiener Magiſtrats. 1784 wurde jedem Bezirke der Stadt und der Vorſtädte ſein Kirchhof außer den Linien angewieſen und die bisherigen Gottesäcker in den Vorſtädten aufgehoben und verbaut. Den Kirchenvorſtehern wurde geboten, alle Bekleidungen der Crucifixe, Marien- und Heiligenbilder, ſo wie auch die häufigen, oft mit gräulichen und ekelhaften Vorſtellungen überhäuften Votivtafeln und Opfer wegzunehmen. Um dieſelbe Zeit erſchien auch ein neues Ehepatent, das die Gränzen der weltlichen und geiſtlichen Gerichtsbarkeit bei dieſem für Sittlichkeit und Erziehung ſo wichtigen Gegenſtand mit feſten Umriſſen vorzeichnete. Die vermeinte Schande unehelicher Geburt und gewiſſer, unent-

behrlicher Beſchäftigungen wurden aufgehoben, die Zwangsvorſchriften bei den Zünften und Handwerken für erloſchen erklärt.

Den 30. Juni 1784 kam der Erzherzog Franz, Erbgroßherzog von Toscana (nachmals Kaiſer Franz), in Wien an, um ſich als präſumtiver Thronerbe unter den Augen ſeines großen Oheims vollſtändig auszubilden und blieb fortan daſelbſt. Den 16. Auguſt wurden das allgemeine Krankenhaus mit ſeinen noch beſtehenden Nebenanſtalten eröffnet und alle übrigen Krankenhäuſer, bis auf jene der barmherzigen Brüder und der Eliſabethinerinnen, geſchloſſen. Auch hob Joſeph, der nicht viel Werth auf collegialiſche Erziehung legte, die Thereſianiſche Ritterakademie und die damit verbundene Emanueliſch-ſavoyiſche Stiftung auf; die Stiftlinge erhielten fortan Stipendien zum Studium an der Univerſität. Den 7. November 1785 wurde die mediciniſch-chirurgiſche Joſephs-Akademie feierlich eröffnet. Endlich wurde in demſelben Jahre die Identität des weltlichen Gebiets und der geiſtlichen Sprengel feſtgeſetzt und jener des Erzbisthums Wien mächtig erweitert.

1786 ſtattete Kaiſer Joſeph der Kaiſerin Katharina II. von Rußland neuerdings einen Beſuch in der von ihr neuerworbenen Krimm ab, wo ihm die Kaiſerin die glänzendſten Feſte gab, und wobei die Wiederherſtellung des griechiſchen Reiches Hauptgegenſtand der Verhandlungen war, was in der Folge den unſeligen Türkenkrieg herbeiführte. Nach der Rückkehr des Kaiſers begann eine Reihe von widrigen Ereigniſſen, welche die Früchte ſeiner langen und eifrigen Beſtrebungen gänzlich zu zerſtören drohten und ſicherlich großen, widrigen Einfluß auf ſeine bereits geſchwächte Geſundheit hatten. Das erſte derſelben war die allgemeine Unzufriedenheit

mit seiner gewiß gutgemeinten, aber nicht so gut berechneten Steuer-Regulirung. Allenthalben gab es Streit und Widerspruch, nicht nur waren alle Güterbesitzer unzufrieden und die gebirgigen Provinzen, besonders Tyrol, voll Klagen, sondern auch die meisten Bauern fanden sich höher besteuert als zuvor. — Bald darauf begannen, als Folge von Josephs Schritten gegen die katholische Geistlichkeit und gegen die alten Vorrechte der Belgier, bedeutende Unruhen in den Niederlanden, die mit der beginnenden Volksbewegung der Franzosen in Verbindung zu stehen schien. Nach mehren vergeblichen Maßregeln zur Versöhnung und Beschwichtigung dieser Aufregung erklärten sich die Niederländer für frei, die kaiserlichen Truppen wurden aus allen Provinzen vertrieben und am Ende blieb nur noch die Festung Luxemburg in der Gewalt des Kaisers. Zuletzt sah sich Joseph genöthigt, seine Edicte zu widerrufen, eine allgemeine Amnestie zu erklären und die alte Verfassung herzustellen.

Den 10. Februar 1788 erfolgte, im Bündnisse mit Rußland, die Kriegserklärung an die Pforte. Der Fortgang des Krieges führte jedoch zu keinen so glänzenden Resultaten, als man nach den großen Rüstungen und der persönlichen Gegenwart des Kaisers und seines Neffen, des Erzherzogs Franz, erwartet hatte. Die Heere der Oesterreicher und Russen sollten dem Plane nach vom schwarzen bis zum adriatischen Meere eine ununterbrochene Kette bilden, deren Verbindungsglied die Festung Chocżim sein sollte. Feldmarschall Lacy's Rath zu einem bloßen Vertheidigungskriege gewann unglücklicher Weise in der Stimmung des sonst so raschen Kaisers das Uebergewicht. Loudon, welcher zu einem Kampfe gegen die Türken unstreitig das größte Talent hatte, blieb anfangs ganz unbeschäftigt. Durch diese

verderbliche Maßregel wurde das kaiserliche Heer, dem kein früheres an Stärke und Begeisterung sich vergleichen ließ, in den ungesunden Gegenden des Banats durch Lagerseuchen angegriffen und hart mitgenommen. Das geschwächte Hauptheer mußte sich nach Lugos zurückziehen und der erste Feldzug war im Ganzen verunglückt, obschon Prinz Friedrich Josias von Coburg auf dem linken Flügel ziemliche Fortschritte gemacht und einen Theil der Moldau erobert hatte. Der Kaiser selbst, erschöpft und niedergebeugt durch den unglücklichen Feldzug, kam im October 1788 mit Lacy krank in Wien an. Nun mahnte die Noth an Loudon, der an Hadik's Stelle den Oberbefehl der kaiserlichen Heere übernahm, energischere Maßregeln ergriff und die Offensive wählte. Schon im Sommer 1789 stand das Heer durch verstärkte Märsche auf türkischem Boden. Prinz Coburg siegte den 22. September im Vereine mit Suwarow bei Martinestie; Loudon ließ Belgrad einschließen, die Vorstädte mit Sturm nehmen und den 9. October capitulirte dieser überaus wichtige Platz. Die allgemeine Freude darüber war um so größer, da der Kaiser bereits wieder so weit hergestellt war, daß er den 14. dem glänzenden Tedeum bei St. Stephan beiwohnen konnte. Abends war die Stadt Wien auf das Festlichste erleuchtet (s. Merkwürdigkeiten).

Mit der Kunde von Belgrads Falle waren auch Nachrichten von neuen Siegen Coburg's und Suwarow's, denen später die Einnahme von Jassy und Bucharest folgte, eingelaufen, doch führte Rußland den Krieg nur mit halbem Eifer und die Fortschritte waren keineswegs bedeutend zu nennen. Auch dauerten die Unruhen in den Niederlanden, trotz den gemäßigten und nachgiebigen Schritten des Kaisers, fort. Bald erwachte auch die Eifersucht Friedrich Wilhelms II. von Preußen;

er ſah mit Verdruß die innige Verbindung der beiden Kaiſerhöfe, garantirte der Pforte die Untheilbarkeit ihrer Staaten und begünſtigte offenbar den Aufſtand der Niederländer, ſo daß der Ausbruch eines Krieges zwiſchen Oeſterreich und Preußen faſt als unvermeidlich vorauszuſehen war.

Die Geſundheit des Kaiſers ſchwächte ſich indeſſen mit jedem Tage. Zwar hatte er ſich im Laufe des Sommers 1789 ſo ziemlich erholt; allein Anfangs December bekam er einen äußerſt heftigen Rückfall. Seine Kräfte zehrten ſich auf, er wurde außerordentlich mager und ſah ſich faſt gar nicht mehr ähnlich. Die Unheilbarkeit ſeines Uebels war entſchieden, ſo wie um das neue Jahr 1790 die Nähe ſeines Endes. Er nahm die Nachricht davon mit Muth und voller Ergebung auf, obſchon es ihn nothwendig ſchmerzen mußte, aus der Mitte ſeiner zumeiſt unvollendeten Plane, die eine neue, unerwartet heranſtürmende Zeitepoche alle wieder zu zerſtören drohte, herausgeriſſen zu werden. Seine letzten Tage bezeichnete er, in ruhiger Ergebung in das eiſene, unabänderliche Schickſal, durch die feierliche Zurücknahme mehrer ſeiner Neuerungen, deren Nichtbeſtand er, bei ſeinem frühzeitigen Ableben, nur allzu wohl vorausſehen mußte. Den 28. Januar 1790 verhieß er den Ungarn den geſetzmäßigen Reichstag, die Krönung, das Inauguraldiplom und ſetzte die öffentliche Verwaltung in Staats- und Rechtsſachen wieder in den Stand zurück, in welchem ſie ſich bei ſeinem Regierungsantritte befunden hatten. Auch widerrief er die Neuerungen in Tyrol. Den 13. Februar nahm er das heil. Abendmahl, den 15. empfing er die letzte Oelung. Der unerwartete Todesfall der Erzherzogin Eliſabeth, Prinzeſſin von Würtemberg, und ſeit 1788 Gemahlin ſeines Neffen Franz, die den 18. Februar 1789 ſtarb, war das empfindlichſte der letzten

Leiden des Kaiſers. Er ordnete die Leichenanſtalten für ſie noch ſelbſt an und befahl damit zu eilen, damit für ſeine Leiche Platz würde. An demſelben Tage wurde die heilige Reichskrone Ungarns unter dem Jubel der begleitenden Magnaten von Wien wieder nach Preßburg abgeführt.

Joſeph hatte bereits ſeinen Bruder und Nachfolger Leopold aus Florenz an ſein Sterbebett gerufen; da aber die Hoffnung ſchwand, deſſen Ankunft zu erleben, ſo ſtellte der Kaiſer die Miniſter-Conferenz wieder her und übertrug die Unterſchrift an ſeinen Neffen Franz. Zu Mitgliedern derſelben ernannte der Kaiſer die Fürſten Kaunitz, Starhemberg, Roſenberg und den Grafen Lacy. Den 19. Februar, den letzten Tag ſeines Lebens, blieben die arbeitenden Secretäre den ganzen Tag bis um 10 Uhr Nachts bei ihm. Um dieſe Zeit überließ er ſich einem unruhigen Schlummer, fortwährend von den Niederlanden, von Ungarn und Tyrol, von den Türken und Preußen phantaſirend. Um 6 Uhr Morgens hatte er ſeine edle Seele ausgehaucht (über ſeine letzten Stunden ſ. „Merkwürdigkeiten"). Bei dem Schalle der großen Glocke von St. Stephan ging ein Eiſesſchauer durch alle Herzen der Bewohner Wiens, die der große Kaiſer ſo ſehr geliebt und für die er ſo viel gethan hatte. Alle Leidenſchaften und ſelbſtiſchen Rückſichten ſchwiegen; nur die unſterblichen Eigenſchaften des großen Kaiſers, ſein feſter Wille, das Glück ſeiner Unterthanen dauernd zu gründen, umgaben wie eine Glorie ſeinen allverehrten Namen, und Eine Wehmuth, Eine aufrichtige Trauer um ſeinen Verluſt erfüllte alle Gemüther.

Den 22. Februar wurde der Leichnam des Kaiſers in Feldmarſchalls-Uniform in der Hofcapelle öffentlich ausgeſetzt und noch an demſelben Tage um 7 Uhr Abends aus der Burg zu den Capuzinern auf dem neuen Markte geführt und in der

kaiſerlichen Gruft unter den üblichen Ceremonien beſtattet. Seiner eigenen Anordnung gemäß erhielt er nur einen einfachen kupfernen Sarg ohne weitere Verzierung, als ein darauf angebrachtes Kreuz und Inſchrift.

Das Teſtament des Kaiſers war ein redender Zug ſeines einfachen und großen Charakters. Es beſtand nur aus ſechs Zeilen und enthielt nichts Anderes, als daß er ſeinen Bruder Leopold zum Univerſalerben erkläre. Das Codicill enthielt die Verfügung, daß ſeine Secretäre und diejenigen Hofleute, welche unmittelbar ſeine Perſon umgeben hatten, lebenslänglich ihren ganzen Gehalt beziehen ſollten.

Durch den Tod Kaiſer Joſephs gelangte mit Leopold II. die bisherige Secundo-Genitur von Toscana zur Regierung der Erblande und auf den römiſch-deutſchen Kaiſerthron. Erzherzog Franz wurde dadurch Kron- und Erbprinz und Toscana fiel dem zweiten Sohne Leopolds, dem Erzherzoge Ferdinand zu, deſſen Sohn, Leopold II., jetzt Großherzog von Toscana iſt.

Charakteriſtik und Lebensweiſe Joſeph II.

Kaiſer Joſeph war von mittlerer Größe, ſehr gut gebaut, in früheren Jahren ſtark, kräftig und in üppiger Geſundheitsfülle blühend. Seine Geſichtsfarbe war in der Jugend ein zartes Weiß mit ſanftem Wangenroth, ſeine Züge konnten ausgezeichnet, männlich ſchön genannt werden. Er beſaß eine ſchöne, gewölbte Stirne, lichtbraune Haare, ſtarke Augenbrauen, eine Adlernaſe; die Augen waren feurig blau und doch voll ſanften Schmelzes, ſo daß ihre Farbe als Kaiſeraugenblau Mode wurde und als ſolche gewiß allen Wienern noch gut im Gedächtniſſe iſt. In ſpäteren Jahren verlor der Kaiſer in Folge der vielen Reiſen, Feldzüge und anderen unabläſſigen Anſtrengungen die friſche Geſichtsfarbe; ſie wurde rothbraun und ſelbſt die Züge ſeines Angeſichtes entſtellten ſich nach und nach durch die übermäßigen Anſtrengungen des Körpers und durch die zunehmenden Leiden des Gemüthes. Auch bekam er im ſpäteren Alter Aderbrüche in den Füßen und öftere Anfälle der Geſichtsroſe (Rothlauf). Endlich bekam er allmälig tief herunterhängende Backen, wodurch die früheren Züge von Anmuth und Milde beinahe ganz verlöſcht wurden. Die Haare trug er nach damaliger Mode friſirt, oder wie man es damals nannte, tappirt, mit zwei Seitenrollen und einem kurz abgeſchnittenen Toupet mit dem damals üblichen Zopfe, der, ſpitz zulaufend, bis auf die Schulter reichte. Von

1783 an aber bediente er ſich gewöhnlich eine Perrücke oder ſogenannten Haartour, um den rheumatiſchen Uebeln zu ſteuern, an welchen er ſchon damals zu leiden begann. Seine Stimme war hell und durchdringend; meiſtens ſprach er ſehr laut und haſtig und, wenn er ſich ereiferte, was nicht ſelten geſchah, mit ſtarrem, glühendem Auge und heraufgezogener Oberlippe, ſo daß man die Zähne ſah. In ſehr erregtem Zuſtande pflegte er auch wohl heftig mit den Füßen zu ſtampfen.

In ſeiner früheſten Jugend wurde Joſeph ungariſch gekleidet. In den Jünglingsjahren wechſelte er dieſe Tracht mit der deutſchen, im männlichen Alter trug er ausſchließend deutſche Kleidung. Am Thereſientage 1765 jedoch zog er zum erſten Male die blaue Uniform ſeines Huſaren-Regimentes (Nro. 1) an und ſtattete darin ſeiner Mutter den Glückwunſch ab. Einige Jahre durch trug er dieſe Uniform bei verſchiedenen Anläſſen wieder, vorzüglich wenn er bei den jährlichen Manövers in die Gegend kam, wo ſein Huſaren-Regiment ſtationirt war. Doch ſchon vom Jahre 1768 an kleidete er ſich ausſchließend in deutſche Uniform, entweder weiß und roth, wie das ſeinen Namen führende Infanterie-Regiment (Nro. 1), oder grün und roth, wie das nach ihm benannte Chevauxlegers-Regiment (Nro. 1), in letztere am gewöhnlichſten, da ihm Grün beſſer als Weiß zu Geſichte ſtand. Auch auf ſeinen Reiſen, beſonders wenn ſie nicht über die Gränzen ſeiner Länder hinaus gingen, trug er beſtändig Uniform.

Auf Reiſen in fremde Länder, oder wenn er ſich zu Hauſe im Negligée befand, trug Joſeph gewöhnlich einen ganz einfachen braunen oder blauen Frack, darüber in der kälteren Jahreszeit einen grünen oder dunkelblauen Ueberrock, einen ſchlichten Hut ohne alle Verzierung; immer aber Stiefel mit Sporen. An Gallatagen, Ritterordensfeſten, bei der Frohn-

leichnamsproceſſion und bei anderen feierlichen Anläſſen trug er die deutſche Feldmarſchalls-Uniform; an der Bruſt die mit Brillanten geſtickten Ordensſterne; über die rechte Schulter nach der linken Hälfte die Bänder des Maria-Thereſien- und Stephan-Ordens; um den Hals die Kette des goldenen Vließes; dann große Schuhſchnallen mit Brillanten. Aeußerſt ſelten aber trug er Ringe an den Fingern und oft äußerte er ſich: „Man muß ſehr ſchöne Hände haben, wenn man ſich mit Ringen ſchmücken will.“ In ſeinem Anzuge hielt er ſich überhaupt ſehr nett und reinlich und er ſah es gern, wenn Jedermann, der um ſeine Perſon war, ebenfalls nett und reinlich im Anzuge war, dabei jedoch alles Auffallende und jede Pracht vermied.

Joſephs Erziehung war auf das Sorgfältigſte betrieben worden. Die Oberaufſicht darüber hatte der ungariſche Fürſt Karl Batthyany, als Oberſthofmeiſter. Der als Orientaliſt bekannte Jeſuit Pater Franz ertheilte ihm den Religionsunterricht, ſo wie jenen in der Logik und Experimental-Phyſik. Der geiſtvolle Ingenieur Brequin war ſein Lehrer in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, Freiherr von Martini in den juridiſchen, Leporini in der Geſchichte, Freiherr Chriſtoph von Bartenſtein in der Politik und der gelehrte Beck in den Geſchäften des deutſchen Reiches. Joſephs ſanguiniſches Temperament ließ ihn jedoch durchaus keinen Geſchmack am langen Sitzen, an ſchulmäßiger Weiſe des Unterrichtes finden. Beſonders verhaßt waren ihm die fünfzehn dickleibigen Foliobände, aus welchen er die Geſchichte ſeiner Vorfahren und der Länder, die er einſt zu regieren beſtimmt war, erlernen ſollte, ſo anziehend ihm übrigens die Geſchichte ſelbſt war. Joſeph faßte zwar äußerſt ſchnell und leicht, behielt aber weniger, als ſeine jüngeren Brüder Karl und Leopold. Er

hatte von Jugend auf ein vortreffliches Namen- und Ortgedächtniß, war jedoch ein abgeſagter Feind vom Auswendiglernen. Dabei fehlte es nicht an manchen Scenen der Strenge gegen ihn und der Widerſetzlichkeit ſeinerſeits gegen die Lehrer, wodurch ſich ohne Zweifel nach und nach manche Eindrücke in ſein leichtempfängliches Gemüth prägten, aus denen ſpäter viele ſeiner raſchen Handlungen und Aufwallungen entſprangen. In den Leibesübungen, beſonders in jenen, welche irgend Bezug auf den Soldatenſtand hatten, war er ſeinen Brüdern weit überlegen, ſo wie ihn trotzdem, daß er offenbar kein großes Feldherrntalent entwickelte, doch immer vor Allem der Kriegerſtand anzog. — Noch im ſiebenjährigen Kriege hatte ihm Maria Thereſia 1759 bereits die Erlaubniß gegeben, den Feldzug unter dem Feldmarſchall Daun mitzumachen und es ſchmerzte ihn tief, daß ſie dieſelbe plötzlich wieder zurücknahm. Wahrſcheinlich war ihr Joſephs leidenſchaftliche Vorliebe für die Waffen nicht entgangen und ſie zog es mit Recht vor, daß er an den ſtilleren, aber ſegensvolleren Künſten und Geſchäften des Friedens Geſchmack finden möge.

Joſephs Lebensweiſe war durchaus höchſt einfach. Seit dem Tode ſeines Vaters ſchlief er beſtändig auf Stroh. In Wien hatte er ſeine Strohſäcke mit Stroh von türkiſchem Weizen gefüllt; darüber lag eine Hirſchhaut ausgebreitet, auf derſelben ein Leintuch und ein mit Roßhaaren gefülltes, mit Leder überzogenes Kopfkiſſen. Auf Reiſen nahm er gewöhnliches Stroh, jedesmal aber die Hirſchhaut darüber. Dies that er jedoch nicht etwa nur in Dörfern oder ſolchen Orten, wo man keine beſſeren Lagerſtätten haben konnte, ſondern auch in Paläſten und Schlöſſern, wo er jederzeit die prachtvollen Betten aus ſeinem Schlafgemache wegräumen ließ und ſich auf das Stroh legte. — Mit Mühe konnte man ihn bei Ver-

ſchlimmerung ſeiner Krankheit im Frühjahre 1789 bereden, daß er ſich ſtatt des Strohſacks eine Matratze unterlegen ließ.

Er ſtand im Sommer längſtens um fünf Uhr Morgens auf, im Winter etwas nach ſechs Uhr. Die Cabinetsſecretäre, welche jeden Tag den Dienſt hatten, mußten dann in Bereitſchaft ſeyn. Sobald der Kaiſer wach war, wurde in den kälteren Monaten in dem Kamin des Schlafzimmers Feuer gemacht. Dann ſtellte er ſich zum Kamin, zog ein friſches Hemd und ſeine bequeme Morgenkleidung an und begann ſogleich ſeine Arbeiten. Gegen neun Uhr nahm er das Frühſtück, gewöhnlich Kaffee mit Milch, den er ſehr gerne trank, in den letzteren Jahren aber Chocolade. Nach dem Frühſtücke zog er ſich ordentlich an, nahm ſich ſelbſt den Bart ab und ließ ſich durch den Kammerdiener die Haare in Ordnung richten, welches jedoch ſo ſchnell als möglich abgethan ſein mußte. Während der Zeit des Frühſtücks und Ankleidens war gewöhnlich der Oberſtkämmerer, Graf Roſenberg, zur Converſation bei dem Kaiſer.

Joſephs Wohnung und Schlafgemach war in der eigentlichen alten Burg (Schweizerhof) im erſten Stocke, auf die Baſtei hinaus, neben dem großen Balcon. Wenn er gefrühſtückt hatte und angezogen war, ging er aus dem Schlafzimmer hinunter in das Cabinet auf dem ſogenannten Controlorgange, wo er mit ſeinen Secretären fortfuhr in Staatsgeſchäften zu arbeiten. Von hier begab er ſich von Stunde zu Stunde auf den Gang hinaus, hörte Leute an, nahm Vorträge und Bittſchriften ab und ließ auch jene, welche allein mit ihm zu ſprechen wünſchten, zu ſich in das Cabinet treten, wo er ſie ſo bald als möglich abfertigte, um auch Andere anhören zu können. Auf dem Controlorgange durften ſich täglich Leute jedes Alters, Geſchlechts und Standes verſammeln und in allen Angelegen-

heiten zu dem Kaiſer ihre Zuflucht nehmen. Darum war auch der lange Gang den ganzen Tag über dergeſtalt mit Leuten angefüllt, daß oft ein ziemliches Gedränge an der Thüre zum Cabinete entſtand. So dauerte es bis gegen 12 Uhr. Dann ritt oder fuhr Joſeph ein paar Stunden ſpazieren. Bei ſchöner Witterung bediente er ſich eines offenen, grün lackirten und ausgefütterten ſogenannten Pierutſches, immer nur mit zwei Pferden beſpannt, die er ſehr gern und faſt immer ſelbſt lenkte. Nur die letzteren Jahre, als er ſchon kränklich war, ließ er ſich von einem Kutſcher fahren. Ein einziger Bedienter ſtand hinten auf. Beim Reiten hatte er meiſtens ein Paar Handpferde und einen Bereiter mit ſich, manchmal auch einen Cavalier, und in den letzten Jahren leiſtete ihm meiſtens ſein Neffe, der Erzherzog Franz, Geſellſchaft. Er ritt oder fuhr in den Augarten, ſeltener in den Prater; auf die übrigen Donau-Inſeln, in die Gegend von Schönbrunn oder auch außer den Linien auf freiem Felde herum.

Joſeph hatte durchaus keine feſtgeſetzte Stunde zum Mittagseſſen. Manchmal ſpeiſ'te er um 3, um 4, auch wohl um 5 Uhr zu Mittag, je nachdem er ſich von ſeinen Geſchäften losmachen konnte oder wollte. Eine einzige Mundköchin kochte für ihn und die ſämmtlichen Hofköche hatten dabei nichts zu thun. In früheren Zeiten liebte er es, ſich ſelbſt einen Küchenzettel zu machen, in den letzteren Jahren aber überließ er die Auswahl der Speiſen ſeiner Köchin. Seine Tafel war für einen ſo großen Monarchen nicht eben ſehr ſplendid. Sie beſtand gewöhnlich aus zwei Trachten und jede derſelben aus ſechs Schüſſeln; alle kleinen Zwiſchenſpeiſen und den Nachtiſch mit eingerechnet. Davon aß er täglich und zwar in ziemlicher Portion Suppe, Rindfleiſch, grünes Gemüſe, Braten, gekochtes Obſt und Backwerk. Von den übrigen

Schüſſeln wählte er manchmal etwas Weniges, wenn es gerade ſeinem Appetite zuſagte, gewöhnlich aber nichts mehr. Vorzüglich liebte er das gekochte Obſt, welches er alle Tage ohne Ausnahme auf der Tafel haben mußte. Sein Trank war von jeher und blieb beſtändig bloßes Waſſer. Nur im Feldzuge gegen die Türken trank er auf Zureden der Aerzte manchmal ein Gläschen Tokaier.

Wenn Joſeph in der Stadt wohnte, ſpeiſte er gewöhnlich ganz allein. Im Augarten und in Laxenburg hatte er jedoch ein Paar Gäſte bei ſich. Auf ſeinen Reiſen ſpeiſten gewöhnlich die Secretäre mit ihm. In der Regel war die kaiſerliche Tafel in einer halben Stunde beendigt, denn er benahm ſich beim Eſſen eben ſo haſtig, als in ſeinen ſonſtigen Verrichtungen. Sehr läſtig war es ihm, wenn er bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten mit Pomp und Ceremoniell an offener Tafel ſpeiſen mußte. In ſolchen Fällen hatte er auch immer ſchon vorher geſpeiſt, genoß nichts und unterhielt ſich nur durch Geſpräche mit den neben ihm ſtehenden Cavalieren. Nach aufgehobener Tafel hatte der Kaiſer gewöhnlich ein kleines Concert in ſeinem Zimmer, das etwa eine Stunde währte und wobei er meiſtens ſelbſt die Violine oder noch öfter den Flügel ſpielte. Nach der Muſik arbeitete er wieder oder gab Audienzen, gewöhnlich bis um 7 Uhr Abends, dann ging er entweder in das Theater und dann in ſeine gewohnte Geſellſchaft oder auch gleich in letztere. Indeſſen mußten noch täglich Abends von allen Stellen die nöthigen Depeſchen, Entſcheidungen oder andere Papiere zur Unterſchrift oder zu anderer Verfügung in ſein Cabinet gebracht werden. Gegen eilf Uhr kam er nach Hauſe und erbrach unfehlbar noch alle Packete. Fand ſich etwas Dringendes dabei, ſo arbeitete er noch ſtundenlang in

die Nacht hinein. Gewöhnlich, wenn dies nicht der Fall war, legte er ſich um 11 Uhr in das Bett. Zu keiner Zeit nahm Joſeph ein Nachtmahl zu ſich, und begehrte er ja zuweilen noch vor dem Schlafengehen eine Schale Suppe, ſo war dies ein gewiſſes Zeichen, daß er ſich unwohl befand. — Dies war im Ganzen ſeine Lebensweiſe im Winter. Blieb er den Sommer über in Wien, ſo wohnte er in ſeinem Gebäude im Augarten, manchmal auch einige Wochen in Laxenburg. Hier beobachtete er dieſelbe Ordnung, nur daß er im Augarten ſich oft unter die dortigen Spaziergänger miſchte und im Garten herumging; in Laxenburg ſich aber auch mit der Reigerbeize beſchäftigte. Schönbrunn hat er nie bewohnt. Seine ganze perſönliche Bedienung belief ſich auf vier Kammerdiener, wovon abwechſelnd zwei und zwei im Dienſte waren, einen Kammerlakai und einige Leiblakaien.

An allen öffentlichen Vorfällen in Wien nahm der Kaiſer den regſten Antheil. Bei Feuersbrünſten, bei Ueberſchwemmungen ꝛc., auch mitten in der Nacht, war der Monarch einer der Erſten auf dem Platze, zu welchem Ende Tag und Nacht ein Reitpferd für ihn geſattelt und bereit ſtehen mußte. Er ordnete an und ermunterte die Arbeiter durch Theilnahme, Zuſpruch und, wo es Noth that, auch durch Geſchenke.

Wenige Sommer verfloſſen, während welchen Joſeph nicht eine Reiſe machte. Beſuchte er keine auswärtigen Länder, ſo bereiſ'te er wenigſtens ſeine eigenen Provinzen. Auf dieſen Reiſen ging es Tag und Nacht, in jeder Witterung, auf guten und ſchlimmen Wegen, mit gleicher Beharrlichkeit fort. Es kümmerte ihn ſehr wenig, ob er in einer Stadt oder in dem elendeſten Dorfe übernachtete, oder auch die ganze Nacht durch fahren mußte; gleichviel ob er wenig

oder viel, Warmes oder Kaltes oder auch gar nichts zu eſſen vorfand; da für den ſchlimmſten Fall doch immer einige Lebensmittel in einem Wagen des Gefolges vorräthig waren.

Da Joſeph auch auf ſeinen Reiſen nie die Staatsgeſchäfte aus den Augen ließ, ſo hatte er ſtets ein Paar ſeiner Cabinetsſecretäre mit ſich. In früherer Zeit nahm er auch einige Cavaliere zur Begleitung mit ſich, beſonders wenn er innerhalb der Gränzen ſeiner Länder reiſ'te. Dieſe Geſellſchaft wurde jedoch von Jahr zu Jahr kleiner und in der letzteren Zeit reiſ'te er gewöhnlich allein oder höchſtens in Begleitung eines Generals.

Joſephs Reiſen waren in keiner Betrachtung Luſtreiſen und für Jedermann äußerſt anſtrengend, nur er ſelbſt ſchien nichts davon zu fühlen. Einſt ging er in vier Tagen und einigen Stunden von Piſa nach Wien, eine Reiſe, auf welcher in damaliger Zeit ſelbſt die Couriere über fünf Tage zubringen mußten. In Ungarn machte er oft vierzehn Poſten in ſechs Stunden. Allenthalben, wo der Monarch nur hinkam, unterſuchte er genau den Zuſtand des Landes, die öffentlichen Anſtalten; ſprach mit Leuten aus allen Ständen, hörte ihre Beſchwerden an; half, wo es ſein konnte, auf der Stelle oder gewährte die gewiſſe Zuſicherung auf baldige Hilfe.

Kaiſer Joſeph beſaß ein außerordentlich glückliches Gedächtniß, einen ſchnell durchdringenden Verſtand, eine äußerſt lebhafte Phantaſie, raſche Beurtheilungskraft und eine ſehr reiche Gabe von ſprungfertigem Witze. Im Arbeiten hatte er eine Fertigkeit erlangt, in welcher, ſo wie in ausdauernder Anſtrengung, ihm gewiß keiner ſeiner Beamten gleichkam. Eine Menge von ihm ſelbſt entworfener, geſchriebener oder dictirter Aufſätze, Reſolutionen, Briefe, Händbillets beweiſen einen hohen Grad von Verſtand, Beurtheilungskraft, Witz und ſchlagen-

der Bündigkeit. Was man wohl an seinen Aufsätzen manchmal vermissen mochte, war ruhige Ueberlegung und ernste Forschung, die sein lebhafter Geist, gewiß oft zu seinem Nachtheile, wenig kannte. Kaiser Joseph schrieb viel und eine sehr deutliche Handschrift. Nie hatte er die Absicht, etwas für den Druck zu schreiben, wie sein großer Nebenbuhler Friedrich II., obwohl es ihm an Gaben dazu wahrhaftig nicht mangelte, denn seine Briefe sind so reich an schönen und großen Ideen, an Welt- und Menschenkenntniß, an den treffendsten Bemerkungen über Länder, Fürsten und Völker; so voll gesunden Menschenverstandes, natürlichen Witzes, oft auch satyrischer Laune; endlich in einem so körnigen, ausdrucksvollen Styl geschrieben, als sie nur je der Feder eines der berühmtesten und geistreichsten Fürsten älterer und neuerer Zeit entflossen sind. In dieser Hinsicht hoffe ich den Dank der Leser zu verdienen, mehre der geistreichsten und interessantesten Briefe des Kaisers in diese Sammlung aufgenommen zu haben.

In Sprachen war Joseph ebenfalls ziemlich bewandert. Durch sein ganzes Leben sprach er außer seiner Muttersprache gut Latein, Französisch und Italienisch. Auch schrieb er diese Sprachen, zwar nicht durchaus frei von orthographischen Fehlern, doch aber, im Vergleiche mit anderen Regenten und Geschäftsmännern seiner Zeit, über alle Erwartung gut. Auch böhmisch sprach er mit vieler Fertigkeit. Ungarisch hatte er in seiner Jugend viel und gut gesprochen, in späteren Jahren vergaß er es zwar nicht ganz, doch mangelte ihm die Uebung darin, da er es vorzog, mit den vornehmen Ungarn, Croaten, Polen und Walachen, auf seinen Reisen oder in Geschäftsangelegenheiten immer Latein zu sprechen.

Schon frühzeitig begann er aus eigenem Geschmacke und Wissensdrange sich durch Lecture für seinen Stand sorgfältig

auszubilden. Er las eifrig Bücher über die militärischen Wissenschaften, über die Regierungskunst, Staatsökonomie, über den Zustand und das Verhältniß der europäischen Länder und Staaten. Vorzüglich liebte er die große französische Enzyklopädie und einige andere Schriften der sogenannten Oekonomisten, die er einige Zeit hindurch fleißig las und deren Grundsätze er zum Theile in sich aufzunehmen schien.

Als er die wirkliche Regierung angetreten hatte, nahm sich Joseph wenig Muße mehr zum Lesen: höchstens las er einige Stunden Morgens und Abends, mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung. Die Schriften, worin er selbst, seine Anstalten und Unternehmungen beurtheilt und selbst getadelt wurden, las er mit vieler Aufmerksamkeit. Eben so nahm er Notiz, von dem, was in periodischen Schriften über seine Regierung und seinen Staat gesagt wurde. Deshalb mußten seine Secretäre immer den deutschen Merkur, Schlözer's Staatsanzeigen, die Ephemeriden der Menschheit, Linguet's Annalen ꝛc. durchgehen und ihm die Aufsätze bezeichnen, welche ihn selbst oder den Staat betrafen.

Im Allgemeinen muß man gestehen, daß er von den Gelehrten keine gar zu hohe Meinung hegte, auch es nicht gerne sah, wenn Leute in öffentlichen Staatsdiensten sich mit Schriftstellerei abgaben. Dazu trug freilich der Umstand bei, daß zu seiner Zeit so viel schlechtes Geschreibe (so z. B. die zahllosen Wiener Brochuren) an den Tag kam und daß er selbst von manchen bedeutenden und vielen unbedeutenden Scribenten oft mit unverschämter Dreistigkeit angefallen ward. Darum betrachtete er die gewöhnlichen Schriftsteller als Leute, die glaubten sich Alles erlauben zu dürfen, um nur ihre Bücher desto besser zu verkaufen. Aus diesen Gründen entstand auch seine Gleichgiltigkeit über Lob und Tadel der Schrift-

ſteller und Journaliſten. Demungeachtet wußte Joſeph aber wahres Verdienſt auch in dieſem Fache zu ſchätzen und mehre Gelehrte genoſſen die Ehre ſeines Beſuches, ſeiner Zuſchriften und erhielten Geſchenke und Belohnungen von ihm.

Vorzüglich aber ſchätzte er jene Wiſſenſchaften, welche er vorzugsweiſe die praktiſchen nannte; ſolche nämlich, aus deren Betrieb ſogleich thätiger, in die Augen fallender Nutzen entſtand, ſo z. B. Chirurgie, Mineralogie, Mechanik, Mathematik, in Bezug auf Kriegswiſſenſchaft; dann Technologie, Naturgeſchichte ꝛc., in Beziehung auf nützliche Staatsanſtalten. Bei weitem weniger war er für ſpeculative und ſchöne Wiſſenſchaften eingenommen.

Indeſſen wurden unter Joſephs Regierung die Anſtalten für öffentliche Erziehung, für Künſte und Wiſſenſchaften keineswegs verſäumt, im Gegentheile verbeſſert und vermehrt. Mehre tauſend neue Landſchulen wurden in den Provinzen errichtet. Für Galizien entſtand die neue Univerſität zu Lemberg und bei den übrigen wurde eine zweckmäßigere Vertheilung und Verbindung der Lehrgegenſtände feſtgeſetzt. Die deutſche Sprache liebte Joſeph vor Allem, wie es ihm als römiſch-deutſchem Kaiſer wohl anſtand, und verſchaffte ihr dadurch den herrlichſten Triumph, daß er alle Wiſſenſchaften, die theologiſche Dogmatik ausgenommen, in derſelben lehren ließ. Die Einführung des Schulgeldes, obſchon ſie den ohnehin zu zahlreichen Zufluß der zwecklos Studirenden verminderte, wurde eine ergiebige Hilfsquelle für Fleiß und Talente, es wurde größtentheils in Stipendien unter verdiente, unbemittelte Studirende vertheilt.

Joſephs Lieblingsidee war, Selbſtherrſcher im vollen, uneingeſchränkteſten Sinne des Wortes zu ſein. Sein thätiger, unermüdlicher Geiſt wollte alle Staatsgeſchäfte, vom

auszubilden. Er las eifrig Bücher über die militäriſchen Wiſſenſchaften, über die Regierungskunſt, Staatsökonomie, über den Zuſtand und das Verhältniß der europäiſchen Länder und Staaten. Vorzüglich liebte er die große franzöſiſche Encyklopädie und einige andere Schriften der ſogenannten Oekonomiſten, die er einige Zeit hindurch fleißig las und deren Grundſätze er zum Theile in ſich aufzunehmen ſchien.

Als er die wirkliche Regierung angetreten hatte, nahm ſich Joſeph wenig Muße mehr zum Leſen; höchſtens las er einige Stunden Morgens und Abends, mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung. Die Schriften, worin er ſelbſt, ſeine Anſtalten und Unternehmungen beurtheilt und ſelbſt getadelt wurden, las er mit vieler Aufmerkſamkeit. Eben ſo nahm er Notiz von dem, was in periodiſchen Schriften über ſeine Regierung und ſeinen Staat geſagt wurde. Deshalb mußten ſeine Secretäre immer den deutſchen Merkur, Schlözer's Staatsanzeigen, die Ephemeriden der Menſchheit, Linguet's Annalen ꝛc. durchgehen und ihm die Aufſätze bezeichnen, welche ihn ſelbſt oder den Staat betrafen.

Im Allgemeinen muß man geſtehen, daß er von den Gelehrten keine gar zu hohe Meinung hegte, auch es nicht gerne ſah, wenn Leute in öffentlichen Staatsdienſten ſich mit Schriftſtellerei abgaben. Dazu trug freilich der Umſtand bei, daß zu ſeiner Zeit ſo viel ſchlechtes Geſchreibe (ſo z. B. die zahlloſen Wiener Brochuren) an den Tag kam und daß er ſelbſt von manchen bedeutenden und vielen unbedeutenden Scribenten oft mit unverſchämter Dreiſtigkeit angefallen ward. Darum betrachtete er die gewöhnlichen Schriftſteller als Leute, die glaubten ſich Alles erlauben zu dürfen, um nur ihre Bücher deſto beſſer zu verkaufen. Aus dieſen Gründen entſtand auch ſeine Gleichgiltigkeit über Lob und Tadel der Schrift-

steller und Journalisten. Demungeachtet wußte Joseph aber wahres Verdienst auch in diesem Fache zu schätzen und mehre Gelehrte genossen die Ehre seines Besuches, seiner Zuschriften und erhielten Geschenke und Belohnungen von ihm.

Vorzüglich aber schätzte er jene Wissenschaften, welche er vorzugsweise die praktischen nannte; solche nämlich, aus deren Betrieb sogleich thätiger, in die Augen fallender Nutzen entstand, so z. B. Chirurgie, Mineralogie, Mechanik, Mathematik, in Bezug auf Kriegswissenschaft; dann Technologie, Naturgeschichte ꝛc., in Beziehung auf nützliche Staatsanstalten. Bei weitem weniger war er für speculative und schöne Wissenschaften eingenommen.

Indessen wurden unter Josephs Regierung die Anstalten für öffentliche Erziehung, für Künste und Wissenschaften keineswegs versäumt, im Gegentheile verbessert und vermehrt. Mehre tausend neue Landschulen wurden in den Provinzen errichtet. Für Galizien entstand die neue Universität zu Lemberg und bei den übrigen wurde eine zweckmäßigere Vertheilung und Verbindung der Lehrgegenstände festgesetzt. Die deutsche Sprache liebte Joseph vor Allem, wie es ihm als römisch-deutschem Kaiser wohl anstand, und verschaffte ihr dadurch den herrlichsten Triumph, daß er alle Wissenschaften, die theologische Dogmatik ausgenommen, in derselben lehren ließ. Die Einführung des Schulgeldes, obschon sie den ohnehin zu zahlreichen Zufluß der zwecklos Studirenden verminderte, wurde eine ergiebige Hilfsquelle für Fleiß und Talente, es wurde größtentheils in Stipendien unter verdiente, unbemittelte Studirende vertheilt.

Josephs Lieblingsidee war, Selbstherrscher im vollen, uneingeschränktesten Sinne des Wortes zu sein. Sein thätiger, unermüdlicher Geist wollte alle Staatsgeschäfte, vom

wichtigſten bis zum geringfügigſten, ſelbſt überſehen, leiten und entſcheiden. Er ging von dem gewöhnlichen Regierungsſyſteme der damaligen Monarchen gänzlich ab. Er ſchuf ſich ein Cabinet, das in ſeinen Regierungsjahren mit fünf Secretären und einigen Kanzelliſten beſetzt war. Zwar blieben die Hof- und Landesſtellen beinahe alle, wie ſie unter Maria Thereſia beſtanden hatten, ja es wurden noch einige ganz neue errichtet; das geheime Cabinet jedoch, das heißt der Kaiſer ſelbſt, war die letzte Inſtanz von allen Geſchäften ohne Ausnahme.

Jede Sache von irgend einer Wichtigkeit mußte erſt dem Monarchen ſelbſt vorgetragen werden, ehe ſie zur Ausführung kam. Hier nun veränderte, beſchränkte, erweiterte oder verwarf er die Vorträge der Stellen ſo oft, erließ ſo oft fulminante Handbillets an die Chefs, an ganze Dicaſterien oder an einzelne Beamte, daß man in den letzteren Jahren, um deſto ſicherer zu gehen, ihm auch die Gegenſtände von der geringſten Bedeutung in das Cabinet ſchickte, um erſt ſeinen Willen und ſeine Verfügung darüber zu vernehmen. Eine ausgemachte Wahrheit bleibt, daß Joſeph ſeinen ganzen Staat, alle Verhältniſſe und Bedürfniſſe desſelben durch und durch kannte. Wenn er einen neuen Chef in irgend einer Provinz anſtellte, ſo gab er ihm jederzeit die genaueſten Notizen über dieſelbe, die niemand Anderer ſo ſehr in ſeiner Kenntniß haben konnte. Als er die Diſtricte in Ungarn errichtete, ſchilderte er jedem dazu ernannten Diſtrictscommiſſär die ihm zugetheilten Gegenden in politiſch-ökonomiſchem und moraliſchem Betrachte ſo beſtimmt, ſo umſtändlich und treffend, daß Jedermann auf das Höchſte darüber erſtaunt war. Kein Staatsbeamter, von was immer für einem Range, hatte eine ſo ausgebreitete, ſo genaue und locale Einſicht in die ganze Verfaſſung und in die mancherlei Provinzen

des österreichischen Staates wie Joseph. Niemand ließ es sich so sauer werden, für das Beste des Staates zu arbeiten, als dessen Beherrscher selbst.

Nicht zu läugnen ist, daß Kaiser Joseph einen großen, oft unbezwinglichen Hang zur Eigenmächtigkeit hatte, doch nahm er nie öffentlich die Miene davon an. So hieß es in seinen Patenten niemals: „So ist Unser Wille" oder „Der Monarch will es so," sondern Josephs Sprache war immer „Das allgemeine Beste" oder „Unsere Pflicht als Landesvater verlangt es so."

Josephs Plane für das Ganze waren unbestreitbar groß, schöpferisch und weitaussehend. Vor allen Dingen wollte er aus seinen weitläufigen Besitzungen Einen Staat bilden. Es sollte einerlei Gesetzverfassung, einerlei Interessen, einerlei Steuer, einerlei Hauptsprache, einerlei Handlungssystem, einerlei Geist der Nationaldenkungsart darein gebracht werden; eine wahrhafte Riesenunternehmung, welche die Kräfte und Dauer eines Menschenlebens, und währte es noch so lange, weit übersteigen mußte, wenn man einen Blick auf diese Besitzungen wirft und sieht, aus wie vielen und verschiedenen Völkerschaften, Sitten, Religionen und Verfassungen sie bestehen; wenn man bedenkt, wie weit sie an Cultur, Kenntnissen und Denkungsart von einander entfernt sind. — Ferner wollte der Monarch seinen Staat zu einem selbstständigen, von anderen Staaten gänzlich unabhängigen oder doch nur activ mit denselben verbundenen Staat bilden. Darum beschränkte er im Religionswesen den Einfluß des Papstes und hob die Verbindungen der Mönchsorden mit auswärtigen Obern auf; darum riß er die unter auswärtigen Bischöfen stehenden Gegenden von denselben los und unterwarf sie einheimischen Bischöfen. Darum traf er in politischer Rücksicht Tausch,

An- und Verkauf bei Gränzörtern an den Gränzen mit Frankreich, Holland, Venedig ꝛc., wo seine und fremde Oberherrschaft sich kreuzten oder nur in allfälligen Anstoß kommen konnten. Darum verbot er, in ökomischer Hinsicht, die Einfuhr aller fremden Waaren, die Ausschleppung des inländischen Geldes. Darum duldete er auch den Büchernachdruck, weil er den Buchhandel blos als Commerzsache betrachtete.

Endlich wollte Joseph im Gewerbe, im Handel und überhaupt in der Nahrungsart seiner Unterthanen allgemeine Freiheit einführen. Darum hob er einstweilen versuchsweise in Mähren die ganze Fleischer-Innung, in Wien die Brottaxe, Fleischtaxe, Holztaxe ꝛc. auf; darum erlaubte er Jedermann jedes beliebige Gewerbe zu ergreifen und auszuüben. Die Zeit zu einer so durchgreifenden Maßregel aber war noch nicht gekommen und bald zeigten sich statt der gehofften guten Wirkung die übelsten Folgen dieser mit gewohnter Raschheit ins Werk gesetzten Maßregeln. In Mähren wurden Quantitäten von todtem und ungesundem Vieh verkauft, ganze Dorfschaften erkrankten dadurch und bald mußte man die Metzger-Innung wieder herstellen. Die Aufhebung der Taxen machten Brot, Fleisch und Holz in Wien theurer statt wohlfeiler und im Ganzen verschlimmerte sich die Lage der Dinge bedeutend durch diese Neuerungen, die mit so vieler Menschenliebe, jedoch auch mit allzu großer Uebereilung, eingeführt wurden.

Um seinem Staate jene Unabhängigkeit, jenes Uebergewicht zu verschaffen, das in seinen Planen lag, fühlte der Monarch sehr wohl die Nothwendigkeit, auch bei Hofe eine strengere Oekonomie einzuführen, als bei seinen Vorfahren beobachtet worden war. Er führte diese Maßregel mit der lobenswerthesten Beharrlichkeit aus. Beträchtliche Summen

von alten Schulden wurden zurückbezahlt, die Lebensweise vereinfacht, der Luxus faſt gänzlich verbannt. Allein auch damit konnte er es Wenigen zu Danke machen. An den Aufwand eines zahlreichen, glänzenden Hofes gewohnt, fanden Viele den Monarchen mit einem Male gar zu ökonomiſch, und beſonders beklagte man die glänzenden Feſte, welche bei Joſephs Vorfahren ſo oft die Schauluſt reizten.

Den Aufwand, welchen Joſeph machte, bezahlte er nie aus den öffentlichen Staatsgeldern, ſondern aus ſeinem eigenen Familienvermögen. Aus dieſem allein beſtritt er alle Koſten ſeiner vielen und großen Reiſen, auf deren einer (nach Frankreich) er allein 16,000 Ducaten verſchenkte. Aus dieſem Schoß er verdienten, geſchickten Fabrikanten Geld vor, aus dieſem gab er jährlich 20,000 Gulden an das Armen-Inſtitut.

Kein Monarch vor ihm und zu ſeiner Zeit machte ſich ſeinen erhabenen Stand, in Rückſicht auf perſönliche Vergnügungen, ſo wenig zu Nutzen und hielt ſo wenig auf Zerſtreuungen und Lebensgenuß als Kaiſer Joſeph. Wer den Kaiſer und ſeine Verhältniſſe genauer kannte, durfte wohl behaupten, daß der geringſte Handwerksmann, ja daß ſelbſt der Taglöhner in ſeiner Art weniger arbeitete und ſich mehr Ergötzlichkeiten verſchaffte, als ſein Landesherr.

Das größte Vergnügen gewährten Joſeph unſtreitig ſeine Reiſen. So viele Länder und Völkerſchaften, deren abſtechende Sitten, Gebräuche und Lebensart kennen zu lernen, hatte einen unwiderſtehlichen Reiz für ihn. Dabei ſchaffte ihm ſein gewöhnliches Incognito, ſeine einfache Art zu reiſen, hundert ergötzliche Auftritte in fremden Ländern. Bald ließ er ſich zum Gevatter bitten, bald wohnte er einem ländlichen Feſte bei, bald tröſtete er gebeugte Aeltern, bald beſchenkte er junge Leute und Kinder auf überraſchende Weiſe.

Wie bereits erwähnt, war auch die Musik eine seiner angenehmsten Erholungen. Bei Quartetten und kleineren Concerten spielte er gewöhnlich das Clavier; bei vollstimmigen Concerten aber das Violoncell. Auch sang er mit seiner reinen, angenehmen Baßstimme gerne Arien aus Opern.

Das Theater liebte, schätzte und unterstützte er auf das Großmüthigste. Besonders liebte er komische Stücke und Singspiele, so waren z. B. „Doctor und Apotheker", dann das „Rothkäppchen" von Dittersdorf seine Lieblingspiecen. Mozart schätzte er hoch, doch waren ihm dessen Opern, von welchen er nur „Idomeneo", „Figaro" und „die Entführung aus dem Serail" kannte, zu gekehrt. Nur selten hielt der Monarch im Theater ein ganzes Stück durch aus; öfter blieb er nur während ein Paar Acten oder hörte nur ein Paar Arien aus einer Oper und ging dann fort. Wenn er nach der Zurückkunft von einer Reise zum ersten Male wieder ins Theater kam und ihn das ganze Publikum mit einem allgemeinen Geklatsche und Zurufe empfing, neigte er sich über die Loge und dankte freundlich.

Die Jagd betrieb er mehr wie eine seiner Gesundheit nöthige Leibesbewegung, als daß er besonderes Wohlgefallen daran gehabt hätte.

Die meisten Abende ging er statt des Theaters, oder wenn er aus demselben kam, in seine gewöhnliche Abendgesellschaft. Sie bestand aus geistreichen Männern und Damen. Er besuchte zu diesem Zwecke einige Häuser von angesehenen Cavalieren; von jeher aber besuchte er gern ein Kränzchen von fünf hohen Damen, die er nur seine Fürstinnen nannte. Es waren dies die Witwe des Fürsten Franz Liechtenstein, Leopoldine, geb. Gräfin Sternberg; die Gemahlin des Fürsten Karl Liechtenstein, Eleonore, geb. Fürstin Oettingen-Spielberg; deren Schwester Maria Leopoldine, vermählte Gräfin

Ernſt Kaunitz; die Fürſtin Joſeph Kinsky, Roſa, geb. Gräfin Harrach und die Fürſtin Clary, Joſepha, geb: Fürſtin Hohenzollern-Hechingen. Dieſe Geſellſchaft verſammelte ſich abwechſelnd in einem Hauſe dieſer fünf Damen, am öfteſten bei der Fürſtin Franz Liechtenſtein. Von Herren kamen noch die Grafen Ernſt Kaunitz, Roſenberg und Lacy dazu. Gewöhnlich dauerte dieſe Zuſammenkunft bis nach zehn Uhr, an Sonn- und Feiertagen bis gegen Mitternacht. Nur ſelten wurde geſpielt, gewöhnlich wurde die Zeit mit heiterer Converſation zugebracht. Joſeph beſaß im hohen Grade geſellſchaftliche Bildung. Er hatte Ton, Anſtand, Witz, Freiheit und Leichtigkeit des Ausdruckes, mit den Damen war er äußerſt galant, gegen Jedermann geſprächig. Allenthalben, wo er nur hinkam, bezauberte er durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit und die Art ſich auszudrücken. König Friedrich II. behauptet in ſeinen Schriften ſogar, man ſei in einigen auswärtigen Ländern auf Joſeph heimlich eiferſüchtig geworden, weil er durch ſeine feine und gefällige Lebensart Jedermanns Neigung gewann und manche andere Fürſten an Popularität weit übertraf. Selbſt wenn er Jemand etwas abſchlagen mußte, geſchah es auf eine freundliche Art. Nur in den letzten zwei Jahren war er aus begreiflichen Urſachen mürriſcher und auffahrend.

Joſephs Temperament war eine Miſchung des Sanguiniſchen mit dem Choleriſchen, wie auch ſeine meiſten Handlungen bezeugen. Herrſchen, wirken, bauen und zerſtören war unaufhörlich ſeine Sache. Alle ſeine Schwächen und Fehler ſind Folgen dieſes Temperamentes. Raſch und aufbrauſend, ſchnell ergreifend und eben ſo ſchnell wieder verwerfend, war ſeine Gemüthsart. Sein Gang war raſch, wie ſeine Geberden und all ſein Thun. Weichlichkeit war eine

pfindliche Strafe zuzogen. So verbrannte er einmal in einem unbewachten Augenblicke alle hölzenen Küchengeräthe, als eben ein großes Festmahl bereitet werden sollte, und brachte dadurch die kaiserliche Mundküche in nicht geringe Verlegenheit.

Josephs erste Heirath, obschon auch aus Staatsrücksichten geschlossen, stimmte vollständig mit seiner Neigung überein. Zur Braut wurde ihm Isabella, Prinzessin von Parma, bestimmt. Fürst Wenzel Liechtenstein führte sie aus Italien nach Wien und den 6. October 1760 wurde sie daselbst mit großer Pracht dem Erzherzog Joseph vermählt. Den 26. März 1762 beschenkte sie ihn mit einer Erzherzogin, welche Maria Theresia getauft wurde. Ihre zweite Entbindung, ebenfalls mit einer Erzherzogin, Maria Christina, hatte den 22. November 1763 Statt. Das Kind starb jedoch gleich nach der Geburt und die schwere Niederkunft hatte auch den von Joseph tief betrauerten Tod seiner geliebten Gemahlin zur Folge, welche schon den 27. darauf starb. Die Erzherzogin Maria Theresia, welche Joseph auf das Zärtlichste liebte, starb ebenfalls noch im Kindesalter, den 23. Jänner 1770. Isabella ist bekanntlich der spanische Name für Elisabeth; Joseph zog es auch vor, seine Gemahlin mit dem deutschen Namen zu nennen.

Josephs erste Gemahlin wurde von ihm leidenschaftlich geliebt und war auch durch Schönheit, Geist und Güte so ausgezeichnet, daß Maria Theresia von ihr sagte: „Es gibt keinen Tag und keine Stunde des Tages, wo ich meine Schwiegertochter nicht bewundern müßte.“ Ihrem Gemahle stand sie wie ein guter Engel zur Seite und es war gewiß auch für die

Regierungsgeschichte Josephs ein verhängnißvolles Unglück, daß ihm schon im dritten Jahre der Tod diese Lebensgefährtin raubte.

Da Josephs erste Ehe ohne männliche Erben geblieben war, erforderte das Wohl seines hohen Hauses zu einer zweiten zu schreiten. Diesesmal hatten Staatsrücksichten ausschließenden Einfluß, um so mehr, als Joseph, der mittlerweilen zum römischen König erwählt und gekrönt worden war, nach dem Tode seiner geliebten Elise sich nicht mehr im Stande fühlte, eine Verbindung aus Herzensneigung einzugehen. Es handelte sich jetzt darum, die seit langer Zeit mit dem bayerischen Kurhause bestehenden gespannten Verhältnisse vollständig wieder auszugleichen und darum traf die Wahl die Prinzessin Josepha von Bayern, Tochter des Kaisers Karl VII. Sie wurde den 22. Januar 1765 mit Joseph verbunden, doch blieb diese Ehe ganz kinderlos und der Tod versetzte ihn schon den 28. Mai 1767 wieder in den Witwerstand, den er nun bis zum Ende seines Lebens nicht mehr verließ.

Im Lager bei Neisse in Schlesien stattete Joseph II. in Begleitung der Generale Lacy und Loudon Friedrich II. seinen ersten Besuch ab. Die beiden Monarchen, deren Heere sich oft so feindlich entgegengestanden hatten, umarmten sich auf das Herzlichste, indem Friedrich in hoher Anerkennung der erhabenen Eigenschaften des Kaisers in die Worte ausbrach: „Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens," und Joseph erwiederte: »Nun sind auch meine Wünsche erfüllt." Mit der ihm eigenen liebenswürdigen Bescheidenheit schlug es der

Kaiſer ab, vorauszugehen, indem er ſagte: „Das Alter geht vor und dem Schüler gebührt, ſeinem Meiſter zu folgen.“ Bei dieſer Gelegenheit lud auch Friedrich den berühmten Loudon mit den Worten ein, ſich an ſeine Seite, ſtatt gegenüber zu ſetzen: „Ich ſehe Sie lieber neben mir, als gegen mich.“

Bei Joſephs Zuſammenkunft mit Friedrich II. von Preußen kam die Rede auch auf die deutſche Literatur. Dieſer äußerte, wie gewöhnlich, ſeine Geringſchätzung darüber und erklärte, daß die Deutſchen in derſelben bisher noch nichts Beſonderes geleiſtet hätten, was zu dieſer Zeit auch wohl im Allgemeinen nicht zu beſtreiten war. — „In anderer Hinſicht aber,“ erwiederte der Kaiſer, „ſtehen wir nicht zurück und Eure Majeſtät ſelbſt haben als Deutſcher ſchon zwölf Schlachten gewonnen.“

Bei der Zuſammenkunft des Kaiſers mit König Friedrich von Preußen ſetzten ſich nach der herzlichſten Bewillkommnung beide Monarchen auf ein Kanapee und unterhielten ſich eine Zeitlang im Beiſein ihres Gefolges. Darauf verſchloſſen ſie ſich eine Stunde lang in ein Cabinet. Der Gegenſtand ihres geheimen Geſpräches ſoll geweſen ſein, wie Friedrich II. in ſeinen hinterlaſſenen Schriften (V. Band) ſelbſt erzählt, daß ſie einen förmlichen Tractat verabredeten, die Ruhe und Neutralität in Deutſchland zu erhalten, wenn es zwiſchen anderen Mächten, ſo z. B. zwiſchen England und Frankreich, zum Bruche kommen ſollte. Dieſer Tractat wurde jedoch nie förmlich abgeſchloſſen. Am Tage darauf wohnte der Kaiſer den Kriegsübungen der preußiſchen Truppen bei und begab ſich dann in das Lager bei Kollin zurück, der König aber nach Breslau.

Den 3. September 1772 erwiederte König Friedrich den Beſuch des Kaiſers in deſſen Lager bei Mähriſch-Neuſtadt. Abermals hielt man mehre geheime Unterredungen, welche die Zuſtände und die bald darauf erfolgte Theilung Polens betroffen haben ſollen.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege waren zur Deckung der großen Auslagen Staatspapiere geſchaffen worden, die man Coupons nannte. Nach dem Tode ſeines Vaters brachte Joſeph dem Staate das großmüthige Opfer, daß er 22 Millionen dieſer Coupons, die er von demſelben geerbt hatte, verbrennen ließ. Zugleich begann von dieſer Zeit an das Syſtem der ſtrengſten Oekonomie am Hofe und im Staate, durch welche ſich Joſeph in ſeinem ganzen Leben auszeichnete und das er durch ſein eigenes Beiſpiel beſiegelte.

Einen ſchönen Triumph feierte Joſeph durch ſeine Leutſeligkeit in dem im Teſchner Frieden neu erworbenen Innviertel. Das Volk zog ihm bei ſeinem Beſuche überall jubelnd entgegen und ſprach es unumwunden aus, wie glücklich es ſich ſchätze, unter einen ſo gerechten und gütigen Herrſcher gekommen zu ſein. Im Schloſſe Perwang trat der Kaiſer an das Fenſter und fragte das im Hofe dicht gedrängte Volk: „Seid ihr alle aus dem Innviertel?“ Ein tauſendſtimmiges Ja erfolgte. „Nun, da ſind wir ja alle Landsleute!“ rief der Kaiſer hinunter. Jetzt war unter dem Volke kein Halten mehr. In einem Nu war das Tafelzimmer voll von Bauern, die den Kaiſer eſſen ſehen wollten. Joſeph ließ ſie gewähren, ihnen Wein reichen und unterhielt ſich mit Mehren auf das Freundlichſte von den Angelegenheiten des Landes.

„Wenn ich König von Neapel wäre," ſagte Joſeph bei Beſichtigung der ſchönen Gemäldegallerie zu Portici, „ſo würde ich mich weniger um die Landſchaften und mehr um das Seeweſen bekümmern," und zeigte dadurch ſymboliſch ſeinen richtigen Tact in Beurtheilung der Landesverhältniſſe.

Als der Kaiſer auf einer Reiſe nach Italien unerkannt bei einem Poſtmeiſter zu Mittag aß, vertraute ihm deſſen Tochter, daß ſie Willens ſei, dem Kaiſer, wenn er hier anhalte, eine Bittſchrift zu übergeben und ob er wohl glaube, daß der Monarch ihre Bitte erfüllen werde. „Wenn ſie gerecht iſt, ohne Zweifel," erwiederte Joſeph; „denn ich, der ich den Kaiſer täglich raſire, kenne deſſen Gutmüthigkeit."

Als der Preußenkrieg 1767 ausbrach, wurde ein Befliſſener der Rechtsgelehrſamkeit als militärpflichtig einberufen. Derſelbe richtete eine Bittſchrift an den Kaiſer, die unter Mehrem Folgendes enthielt: „Ich habe mich mit Eifer dem juridiſchen Studium gewidmet und mir nach den beiliegenden Zeugniſſen bereits ſo viele Kenntniſſe erworben, daß ich bei fortgeſetzten Studien Eurer Majeſtät nützlichere Dienſte zu leiſten hoffe, als wenn ich als gemeiner Soldat dienen müßte." Der Kaiſer ließ ihm folgende Antwort ertheilen: „Es ſcheint, Sie haben vergeſſen, daß auch ich einen wichtigen Proceß auszuführen habe; allein kann ich ihn nicht ausfechten, daher brauche ich gerade Leute wie Sie, die mir Beiſtand leiſten ſollen. Beiliegend ſchicke ich Ihnen 30 Ducaten zum Geſchenke. Führen Sie ſich gut auf und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie mit Ihrer neuen Laufbahn ebenfalls zufrieden ſein ſollen."

Auf ſeiner erſten Reiſe nach Italien, im Frühjahre 1769, beſchäftigte Joſeph vorzüglich die bevorſtehende Papſtwahl, da Clemens XIII. kurz vorher geſtorben war und ſich das Conclave ſchon verſammelt hatte. Ganz von dieſem Gegenſtande erfüllt, fragte er in Judenburg, durch welche Stadt er reiſ'te, einen Major mitten unter einem Vortrage über militäriſche Gegenſtände: „Apropos, kennen Sie den Cardinal Ganganelli?" Als der Major es befremdet verneinte, ſagte Joſeph lebhaft: „Ich ſage Ihnen, Ganganelli iſt ein Mann, den jeder öſterreichiſche Major kennen ſollte."

Bald nach ſeiner Ankunft zu Rom begab ſich der Kaiſer, von ſeinem Bruder, dem damaligen Großherzoge Leopold von Toscana begleitet, in das Conclave und verlangte zu dem Cardinal Ganganelli geführt zu werden. Beim Eintritte in deſſen Zelle redete ihn Joſeph mit folgenden Worten an: „Heiliger Vater! Der römiſche Kaiſer und der Großherzog von Toscana kommen, Sie um Ihren Segen zu bitten!" Der Cardinal erwiederte lächelnd: „Um einen Papſt zu wählen ſind zwei Stimmen zu wenig; um aber eines alten Mannes zu ſpotten ſind ihrer zwei zu viel. Doch mein Stand und mein Alter berechtigen mich, zwei hoffnungsvolle junge Fürſten zu ſegnen, auf deren Thaten die Augen der Welt gerichtet ſind. So ſegne ich Sie denn im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Möge Ihr ganzes Leben der Wohlfahrt der Völker gewidmet ſein, die Ihnen die Vorſehung anvertraut hat! Mögen Sie Ihre große Sendung ſo würdig vollenden, daß Sie in der ernſten Stunde lächelnd von hinnen ſcheiden, während Millionen, von Schmerz durchdrungen, Ihren Verluſt beweinen!" Gerührt drückten die Fürſten dem ehrwürdigen Prälaten die

Hände und entfernten ſich, von hoher Achtung gegen ihn erfüllt.

Joſephs Hoffnungen und Wünſche wurden auch nicht getäuſcht und in kurzer Zeit verehrte die katholiſche Welt in dem Cardinal Ganganelli als Clemens XIV. das Oberhaupt der Kirche.

Im Jahre 1769, als Kaiſer Joſeph durch Mähren reiſ'te, um dem großen Friedrich von Preußen im Lager bei Neiſſe einen Beſuch abzuſtatten, wurde er bei dem Anblicke eines pflügenden Bauers auf dem Felde der fürſtl. Liechtenſtein'ſchen Herrſchaft Poſowitz ſo ſehr von der Wichtigkeit des Ackerbaues ergriffen, daß er zu halten befahl, ſich mit ſeinem ganzen Gefolge auf den Acker begab, ſelbſt den Pflug ergriff und zum Erſtaunen des Bauers und des Gefolges einige Furchen ackerte. Um dieſes erhabene und menſchenfreundliche Beiſpiel zu verewigen, ließ Fürſt Wenzel Liechtenſtein auf dem Acker ein marmornes Monument mit der Inſchrift ſetzen: „**Imp. Caes. Josepho divi Francisci et M. Theresiae augg. pio filio aug. quod in an. MDCCLXIX. mense aug. die 19 ad excitandam populorum industriam, ducto per totum hoc jugerum aratro, agriculturam humani generis nutricem nobilitavit, communibus ordinum Moraviae votis monumentum posuit Josephus Wenceslaus, princeps a Liechtenstein.**“ (Zu deutſch: Dem Kaiſer und König Joſeph, dem frommen und erlauchten Sohne des Kaiſers Franz und Maria Thereſiens, hat, zum Angedenken, daß er im Jahre 1769 am 19. Auguſt zur Ermunterung des Volksfleißes über den ganzen Acker eine Furche zog und dadurch den Ackerbau als Ernährerin des Menſchengeſchlechtes ehrte, Joſeph Wenzel Fürſt von Liechtenſtein auf die vereinten Wünſche aller mähriſchen Stände dieſes Monument geſetzt.)

Auf die Pflugſchar wurde ebenfalls eine Inſchrift gegraben, welche dieſes Ergebniß verewigte, dann der Pflug in Seidenſtoff eingewickelt und den Ständen von Mähren zum Andenken geſchenkt, wie derſelbe denn auch noch heut zu Tage im Landhauſe zu Brünn aufbewahrt wird.

Als ſich der Kaiſer 1769 in Rom befand, gab ihm der Fürſt Corſini eine prachtvolle Feierlichkeit, wozu auch viele Ausländer, beſonders Franzoſen, geladen waren. Bei dieſer Gelegenheit ſprach er folgende merkwürdige Grundſätze aus: „Das Kriegs- und Heerweſen iſt die weſentliche Stärke und Stütze eines Staates. Ich werde allezeit dafür ſorgen, daß, ſo viel von mir abhängt, Ordnung und Zucht darin erhalten werden. Ich habe keineswegs die Meinung, daß jeder Offizier blos nach ſeinen Dienſtjahren zu höheren Ehrenſtellen erhoben werde, es wird dadurch die Emulation gehindert und geſchwächt. Wenn ein Mann Genie und Talent beſitzt, ſo muß man ihn unverzüglich höher ſteigen laſſen. Die ihren Verdienſten gebührenden Belohnungen dienen zu großer Ermunterung und bilden in der Folge große Männer. Wahres Verdienſt überwindet alle Hinderniſſe. Ich habe in Böhmen kleine Armeen zuſammenkommen laſſen, welche alle Kriegsübungen gemacht haben. Die erſte Genugthuung, die mir dabei widerfuhr, beſtand in dem Gedanken, daß ich kein Blut dabei vergoſſen habe.“ — Sonderbar iſt es, daß Joſeph bei dieſen klaren Anſichten und richtigen Begriffen doch nichts weniger als ein großer oder auch nur ein glücklicher Feldherr wurde. Ueber die Regierungskunſt ſprach er folgende gewichtige und wahre Worte: „Die Regierungskunſt iſt ſchwerer als man ſich vorſtellen kann. Man kann unmöglich allen Menſchen Genüge leiſten und daher kommt es, daß man ſo viele Unzufrie-

dene macht. Man muß aber ſeine Pflichten, deren unzählige ſind, erfüllen und oft, wenn man feſt überzeugt iſt, man habe ſie erfüllt, ſieht man erſt wie oft man getäuſcht worden iſt. Man iſt als Regent der höchſten Glückſeligkeit des Lebens, treue Freunde zu haben, größtentheils beraubt. Doch darf ich hinſichtlich dieſes Punktes, Gottlob! keine Klage führen. Außer daß ich ſo glücklich war, wirkliche Freunde zu finden, beſitze ich auch eine Mutter, der ich Alles ſchuldig bin und dieſe hat ſich während ihrer langen und geſegneten Regierung mit keinem Gegenſtande lieber beſchäftigt, als mit dem Wohle ihrer Unterthanen und mit der Erziehung ihrer Kinder. Sie iſt eine höchſt vernünftige, kluge und tugendhafte Dame und ich kann keinen andern Fehler an ihr entdecken, als den, daß ich mich durchaus nicht mit ihr in Vergleich ſtellen kann.»

Als der Kaiſer während ſeiner Anweſenheit in Rom 1769 auch das Conclave beſuchte, fragte er beim Eintritte den ihn begleitenden Cardinal, ob er den Degen behalten könne. »O ja!» erwiederte dieſer, „Euer Majeſtät tragen ihn ja zur Vertheidigung der Kirche.» —„Und meiner Krone,» ſetzte Joſeph dazu.

Der Jeſuit Pater Franz, bekanntlich Lehrer der Logik in Joſeph's Jugend, hielt es für zweckmäßig, in ſeinen Unterricht ein Capitel von der Selbſtkenntniß und der Kenntniß der Menſchen mit einzuflechten. Aufmerkſam und nachdenkend hörte der Prinz die Abhandlung an. Als die Vorleſung zu Ende war, nahm er ſeinen Lehrer bei der Hand und bat ihn, dieſes Capitel nochmals mit ihm durchzugehen, „denn,» ſagte er, »ich habe Selbſtkenntniß und Kenntniß der Menſchen ſehr nöthig, wenn ich einmal zur Regierung komme.»

Als der Kaiſer bei Entſtehen der nordamerikaniſchen Unruhen um ſeine Meinung darüber befragt wurde, gab er echt human und kaiſerlich zur Antwort: „Die Leute mögen in ihrer Lage nicht eben unrecht haben, allein mein Metier erfordert königlich geſinnt zu ſein.“

Für die Emporbringung der vaterländiſchen Bühne eifrig beſorgt, ſandte Kaiſer Joſeph den berühmten Schauſpieler Heinr. Friedr. Müller (Vater) auf Reiſen, um bedeutende Talente für die Hofbühne anzuwerben. Unter der Menge von Schauſpielern, welche Müller bei dieſer Gelegenheit kennen lernte, fand er jedoch nur den berühmten Brockmann in Hamburg und Madame Stierle in Mainz der Empfehlung würdig, welche auch ſogleich engagirt wurden. Später wurde auch noch das Ehepaar Dauer und die ſpäter ſo ausgezeichnete Madame Schütz durch ihn gewonnen. Brockmann trat, nachdem er in Berlin Lorbern geerntet hatte und daſelbſt ſogar eine Medaille auf ihn geprägt worden war, den 30. April 1778 als Graf Eſſex im gleichnamigen Trauerſpiele zum erſten Male auf der Hofbühne in Wien auf. Alle Kenner waren von ſeinem Spiele entzückt, den Beifall der Menge konnte er jedoch anfangs nicht erringen. Joſeph ſelbſt äußerte ſich gegen Müller: „Brockmann gefällt mir nicht ganz; er hat einen gewiſſen Prädicantenton, auch ſcheint mir Lange bei weitem mehr Anſtand zu beſitzen. Doch das wird ſich ſchon geben, wir müſſen uns nur erſt an ihn gewöhnen.“ — Brockmann konnte dieſe Stimmung nicht verborgen bleiben und er war ſichtbar verſtimmt darüber. Bald darauf erſchien ein fremder Mann bei ihm, lud ihn zu einen Abends in der Redoute abzuhaltenden Ball und beſtimmte ihm zugleich, zu welcher Zeit er ſich einfinden ſollte. Brockmann konnte ſich dieſe Be-

ſtellung nicht wohl erklären, er ſetzte Mißtrauen in den ihm ganz Unbekannten und blieb zu Hauſe. Den nächſten Balltag wurde die geheimnißvolle Einladung wiederholt und abermals Zeit und Ort in der Redoute beſtimmt. Brockmann's Neugierde war endlich doch rege geworden, er begab ſich dahin und wie überraſcht war er, als er den Kaiſer daſelbſt traf, der ihn auf das Freundlichſte begrüßte. Joſeph erkundigte ſich, ob es ihm in ſeinem neuen Aufenthaltsorte gefalle und gab ihm, als ſich Brockmann beſcheiden äußerte, daß er ſich erſt um die Gunſt des Publicums bewerben müſſe, den aufmunternden Troſt: »Ein Künſtler, wie Sie, den das ganze Ausland rühmt, darf auch ſicher auf den Beifall Wiens rechnen. Ich für meine Perſon ſchätze Sie ſehr hoch.« — Gewiß blieben dieſe freundlichen Worte nicht ohne Wirkung auf den höchſt eingeſchüchterten Künſtler und waren vielleicht Urſache, daß Brockmann in Wien blieb, wo er ſich in der Folge einer ſo glänzenden Laufbahn zu erfreuen hatte.

Brockmanns Vater war Zinngießer und Bürger in Gratz. In ſeinen alten Tagen ließ ihn der Künſtler zu ſich nach Wien kommen und verpflegte ihn bis an ſein Lebensende. Einſt wurden die Hofſchauſpieler nach Laxenburg beordert, um dort eine Vorſtellung zu geben. Brockmann nahm ſeinen alten Vater mit; da es der Kaiſer jedoch nicht gerne ſah, wenn Perſonen, die nicht zum Theaterperſonale gehörten, bei den Proben anweſend waren, ſo ſagte Brockmann zu ſeinem Vater, er ſolle einſtweilen im Parke ſpazieren gehen. Der alte Mann that es, die Neugierde trieb ihn aber doch, durch die Jalouſien auf die Bühne zu ſehen. Eben ging der Kaiſer vorüber und fragte, was er da mache. Der Alte, welcher den Monarchen nicht kannte, gab ziemlich barſch zur Antwort,

daß ſich Niemand darum zu bekümmern habe. „Wißt Ihr denn nicht,“ ſagte Joſeph, „daß es verboten iſt, hier zuzuſehen?“ — „Oho!“ erwiederte Jener, „ich kann das aber wohl, ich kann ſogar auf's Theater gehen, ohne daß es mir Jemand verbieten könnte, denn mein Sohn gilt gar viel beim Kaiſer.“ — „Das iſt ein Anderes,“ ſagte der Kaiſer lächelnd; „wer iſt denn aber Euer Sohn?“ — „Nun, der geſchickte Brockmann,“ war die Antwort. — „So, So,“ ſagte Joſeph, „und ich bin der Kaiſer, geht alſo mit mir auf die Bühne, ſie werden uns Beide wohl zulaſſen.“ Beſtürzt wollte der Alte dem Monarchen zu Füßen fallen. Joſeph nahm ihn aber freundlich beim Arm und führte ihn auf die Bühne, wo er dem Sohne lachend den launigen Vorfall erzählte.

Kaiſer Joſeph machte während ſeiner Regierung mehre Reiſen, um ſeine eigene Monarchie in allen ihren Theilen kennen zu lernen, Beſchwerden zu unterſuchen und Mißbräuche abzuſtellen, dann in fremde Länder, um die Sitten und Gewohnheiten derſelben kennen zu lernen und Nutzen daraus für ſeine eigenen Staaten zu ziehen. Seine erſte größere Reiſe hatte 1765 nach Frankfurt zu ſeiner Krönung Statt. 1766 reiste er nach dem Banat, 1769 nach Italien, woſelbſt er Venedig, Rom, Neapel, Livorno, Florenz, Genua und Turin ſah. In demſelben Jahre reiste er auch nach Neiſſe in das preußiſche Lager. 1772 unternahm er eine Reiſe nach Böhmen und rettete bei der daſelbſt wüthenden furchtbaren Hungersnoth durch ſeine Gegenwart Tauſenden das Leben. In den folgenden Jahren bereiste er Steiermark, Kärnthen, Krain, die Seeſtädte am adriatiſchen Meere, Croatien, Slavonien, Ungarn, Siebenbürgen und mehrmals Böhmen. 1777 reiste er nach Paris, verweilte daſelbſt einige Zeit, und

Kaiſer ab, vorauszugehen, indem er ſagte: „Das Alter geht vor und dem Schüler gebührt, ſeinem Meiſter zu folgen.“ Bei dieſer Gelegenheit lud auch Friedrich den berühmten Loudon mit den Worten ein, ſich an ſeine Seite, ſtatt gegenüber zu ſetzen: „Ich ſehe Sie lieber neben mir, als gegen mich.“

Bei Joſephs Zuſammenkunft mit Friedrich II. von Preußen kam die Rede auch auf die deutſche Literatur. Dieſer äußerte, wie gewöhnlich, ſeine Geringſchätzung darüber und erklärte, daß die Deutſchen in derſelben bisher noch nichts Beſonderes geleiſtet hätten, was zu dieſer Zeit auch wohl im Allgemeinen nicht zu beſtreiten war. — „In anderer Hinſicht aber,“ erwiederte der Kaiſer, „ſtehen wir nicht zurück und Eure Majeſtät ſelbſt haben als Deutſcher ſchon zwölf Schlachten gewonnen.“

Bei der Zuſammenkunft des Kaiſers mit König Friedrich von Preußen ſetzten ſich nach der herzlichſten Bewillkommnung beide Monarchen auf ein Kanapee und unterhielten ſich eine Zeitlang im Beiſein ihres Gefolges. Darauf verſchloſſen ſie ſich eine Stunde lang in ein Cabinet. Der Gegenſtand ihres geheimen Geſpräches ſoll geweſen ſein, wie Friedrich II. in ſeinen hinterlaſſenen Schriften (V. Band) ſelbſt erzählt, daß ſie einen förmlichen Tractat verabredeten, die Ruhe und Neutralität in Deutſchland zu erhalten, wenn es zwiſchen anderen Mächten, ſo z. B. zwiſchen England und Frankreich, zum Bruche kommen ſollte. Dieſer Tractat wurde jedoch nie förmlich abgeſchloſſen. Am Tage darauf wohnte der Kaiſer den Kriegsübungen der preußiſchen Truppen bei und begab ſich dann in das Lager bei Kollin zurück, der König aber nach Breslau.

Den 3. September 1772 erwiederte König Friedrich den Beſuch des Kaiſers in deſſen Lager bei Mähriſch-Neuſtadt. Abermals hielt man mehre geheime Unterredungen, welche die Zuſtände und die bald darauf erfolgte Theilung Polens betroffen haben ſollen.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege waren zur Deckung der großen Auslagen Staatspapiere geſchaffen worden, die man Coupons nannte. Nach dem Tode ſeines Vaters brachte Joſeph dem Staate das großmüthige Opfer, daß er 22 Millionen dieſer Coupons, die er von demſelben geerbt hatte, verbrennen ließ. Zugleich begann von dieſer Zeit an das Syſtem der ſtrengſten Oekonomie am Hofe und im Staate, durch welche ſich Joſeph in ſeinem ganzen Leben auszeichnete und das er durch ſein eigenes Beiſpiel beſiegelte.

Einen ſchönen Triumph feierte Joſeph durch ſeine Leutſeligkeit in dem im Teſchner Frieden neu erworbenen Innviertel. Das Volk zog ihm bei ſeinem Beſuche überall jubelnd entgegen und ſprach es unumwunden aus, wie glücklich es ſich ſchätze, unter einen ſo gerechten und gütigen Herrſcher gekommen zu ſein. Im Schloſſe Perwang trat der Kaiſer an das Fenſter und fragte das im Hofe dicht gedrängte Volk: „Seid ihr alle aus dem Innviertel?“ Ein tauſendſtimmiges Ja erfolgte. „Nun, da ſind wir ja alle Landsleute!“ rief der Kaiſer hinunter. Jetzt war unter dem Volke kein Halten mehr. In einem Nu war das Tafelzimmer voll von Bauern, die den Kaiſer eſſen ſehen wollten. Joſeph ließ ſie gewähren, ihnen Wein reichen und unterhielt ſich mit Mehren auf das Freundlichſte von den Angelegenheiten des Landes.

---

und geſchickt ſei, die Rechte und Würde der heiligen Religion zu behaupten. Als man ihm auf ſeine Frage, bei welcher Wahl am längſten Conclave gehalten wurde, antwortete: „Bei jener Benedict's XIV.," bemerkte er, daß es auch ein Jahr dauern möge, wenn nur ein Papſt wie dieſer erwählt würde. Und die Wahl fiel auf den Cardinal Ganganelli, der unter dem Namen Clemens XIV. den Thron beſtieg.

Im Jahre 1770 brach in Mähren und Böhmen in Folge eines Mißwachſes und dadurch verurſachten Theuerung eine furchtbare Hungersnoth aus. Der Kaiſer ließ ſogleich aus Ungarn eine große Menge Getreide dahin abführen, da jedoch das große Uebel dadurch noch nicht gehoben wurde, ſo ſetzte er eine eigene Commiſſion nieder, welche ſämmtliche Güter und Herrſchaften viſitiren und die Getreidevorräthe, die ſich auf denſelben befanden, aufnehmen mußte. Dadurch fand ſich, daß die Theuerung weniger aus Mangel an Früchten, als durch deren Zurückhaltung aus Gewinnſucht entſtanden ſei. Sogleich wurde der ſtrenge Befehl erlaſſen, daß jeder Gutsbeſitzer oder Beamter den mangelleidenden Unterthanen das nöthige Samenkorn unweigerlich verabfolgen müſſe, und der Erſatz erſt nach der Ernte und zwar nur in Natura geſchehen dürfe. Ferner mußte Jeder genau bei ſeinem Gewiſſen angeben, wie viel er bis nach der Ernte zu ſeiner Haushaltung nöthig habe; der Ueberſchuß wurde für bares Geld um einen beſtimmten Preis gekauft und in die errichteten Magazine abgeführt, woſelbſt es wieder um einen billigen Preis öffentlich verkauft wurde. Dadurch und durch häufige Zufuhren von Reis, die auf des Kaiſers Befehl als ein ausgiebiges und wohlfeiles Nahrungsmittel gemacht wurden,

fiel der Preis des Getreides bis über die Hälfte und der Theuerung und Hungersnoth wurde dadurch wirksam gesteuert.

Bei dem k. k. Infanterie-Regimente Vierset, jetzt Erzherzog Stephan, befand sich ein Grenadier, der aus Persien gebürtig und durch verschiedene Zufälle nach Europa und in kaiserliche Dienste gekommen war. 1770 bat sich dieser einen zweijährigen Urlaub aus, um seine Vaterstadt, Ispahan, zu besuchen. Dieses Gesuch wurde ihm von seinen Vorgesetzten abgeschlagen, da man natürlich an seinem Wiederkommen zweifeln mußte. Als jedoch der Kaiser davon hörte, bewilligte er ihm seine Bitte, schon ihrer Sonderbarkeit wegen. Der Grenadier reiste ab, kam jedoch noch vor abgelaufener Frist wieder zurück. Dem Kaiser gefiel diese unvermuthete Treue so wohl, daß er ihm sogleich eine Unterofficiersstelle bei der ungarischen Kronwache zu Preßburg ertheilte.

Im Jahre 1772 führte Joseph II. als unumschränkter Leiter des Kriegswesens in den deutschen Provinzen zuerst die militärische Conscription in den Erbstaaten ein. In Preußen war dieselbe schon durch König Friedrich Wilhelm I. eingeführt worden, welcher zuerst sein ganzes Land in gewisse Bezirke oder Cantons eintheilte, davon jeder einem Regimente Soldaten zugewiesen wurde, welches alle darin befindlichen Mannspersonen genau beschrieb, auch das Recht hatte, jeden in seinem Canton geborenen Knaben als ein Eigenthum des Regimentes zu betrachten und, wenn es nöthig war, auszuheben.

Schon nach dem Aachner Frieden hatte der Verlust von Schlesien Maria Theresia belehrt, daß es zur Sicherheit ihrer Staaten unausweichlich nothwendig sei, eine we-

nigſtens eben ſo ſtarke Armee als der König von Preußen ſchlagfertig zu halten, und dazu wurden die von den Ständen damals zum erſten Male feſtgeſetzten jährlichen Abgaben verwendet. Nun fand Joſeph es auch für nothwendig, nach Preußens Beiſpiele eine militäriſche Conſcription einzuführen, um ſtets einen ſichern Zuwachs von Landeskindern zur Completirung des Heeres zu haben. Zuerſt wurden Böhmen, Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Galizien derſelben unterworfen. Ungarn, Tyrol, die Niederlande und die Lombardie aber blieben noch davon befreit.

Als Kaiſer Joſeph 1773 in Begleitung des Generals Pellegrini und noch zweier hohen Offiziere nach Galizien reiſte, geſchah es, daß ſie in einem elenden, von lauter Juden bewohnten Dorfe gar nichts Genießbares antrafen, während ſie doch durch die Beſchwerlichkeiten der Reiſe in einer faſt unwegſamen Gegend ganz entkräftet waren. Joſeph wußte ſchnell Rath. Jeder mußte verſprechen, in einer beſtimmten Zeit eine von ihm ſelbſt zubereitete Speiſe auf den Tiſch zu liefern. Sie zerſtreuten ſich nun im Dorfe und Jeder ſuchte etwas aufzutreiben. Joſeph brachte Eier, der General Mehl und Butter, die andern Offiziere Brot und Obſt. Mit vielem Lachen wurde nun zur Zubereitung der Speiſen geſchritten, und Kaiſer Joſeph ſetzte die erſte Schüſſel, einen ſchlecht zubereiteten Eierkuchen, auf den Tiſch, der nebſt den andern einfachen Gerichten mit großer Heiterkeit verzehrt wurde.

Nach dem Hubertsburger Frieden ſetzte Kaiſer Joſeph feſt, daß alljährlich fünf große Uebungslager gehalten werden ſollten. Dieſelben verſammelten ſich im Auguſt, September und October; das erſte bei Minkendorf nächſt Laxenburg

und war 14,000 Mann ſtark; das zweite bei Pettau in Steiermark, von 20,000 Mann; das dritte bei Mähriſch-Neuſtadt in Mähren, von 30,000 Mann; das vierte bei Peſth, von 50,000 Mann und das vierte bei Prag von 60,000 Mann. Alle Jahre beſuchte der Kaiſer dieſelben eines nach dem andern, wohnte ihren Uebungen und Manövern bei und theilte dabei nach Verdienſt entweder Beifall und Belohnungen oder Tadel und Strafe aus.

Auf ſeiner Reiſe durch Ungarn im Jahre 1773 machte in Medias eine bejahrte Witwe einen Fußfall vor dem Kaiſer, um ihn zu bitten, ihren Sohn, den ſie zu ihrer Ernährung nothwendig hatte, vom Soldatenſtande loszubitten. Sie redete ihn treuherziger Weiſe folgender Maßen an: „Guten Tag, Herr Kaiſer! ich wünſche, daß der Herr Kaiſer fein geſund bleibe; was macht die Frau Mutter, iſt ſie auch noch fein geſund?“ Joſeph ſagte lächelnd, indem er ſich zu ſeinem Begleiter wandte: „Noch Niemand auf allen meinen Reiſen hat ſich um meine gute Mutter bekümmert als dieſe ehrliche Frau, darum ſoll ſie ſich auch in ihrem Vertrauen nicht getäuſcht fühlen.“ Er hob ſie dann auf das Leutſeligſte auf, ſchenkte ihr einige Ducaten und gab ſogleich Befehl zur Entlaſſung ihres Sohnes.

Noch ehe das Burgtheater durch Kaiſer Joſeph zum Nationaltheater erhoben wurde, verabſchiedete er die franzöſiſchen Schauſpieler und italieniſchen Sänger und Tänzer, welche bisher in Wien ihr Weſen getrieben hatten. Als ſich für die erſteren der franzöſiſche Geſandte verwendete, mit dem Vorgeben, weil er in deren Ermanglung gänzlich auf das Vergnügen des Theaters verzichten müſſe, gab ihm Joſeph

die paſſende und lakoniſche Antwort: „Machen Sie es, wie mein Geſandter in Paris es machen muß. Lernen Sie deutſch.“

Als Kaiſer Joſeph 1773 die ungariſchen Länder bereiste, bemerkte er zu Warasdin in Croatien unter der Menge der herbeiſtrömenden Landbewohner einen Dorfrichter, der wenigſtens um einen Kopf über die Menge hervorragte. Der Kaiſer ließ ihn vor ſich kommen und fragte ihn mit dem gewöhnlichen Ausdrucke, wie viel Schuh er habe (meſſe). Der gute Bauer, welcher den militäriſchen Ausdruck nicht verſtand, antwortete treuherzig: „Ein Paar Schuhe und ein Paar Stiefeln.“ Lachend ſagte der Kaiſer: „Da haſt du drei Ducaten, kaufe dir auch noch ein Paar Pantoffeln dazu.“

Von der Hauptſtadt Ofen wurde dem Kaiſer der Antrag gemacht, ihm wegen des vielen Guten, das er geſtiftet, eine Bildſäule ſetzen zu wollen. Auf dieſen Antrag erließ Joſeph folgenden denkwürdigen Beſcheid: „Wenn einmal alle Vorurtheile werden ausgerottet; wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beſte vorherrſchen werden; wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit Freuden zu den Bedürfniſſen des Staates, zu deſſen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbeſſerte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geiſtlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Geſetzen; wenn eine bündigere Juſtiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbeſſerten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Intereſſes von dem Herrn gegen ſeine Unterthanen; wenn die Induſtrie und deren Vertrieb und Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie werden eingeführt ſein, wie ich es ſicher hoffe, daß Alles geſchehen

wird; — alsdann erſt verdiene ich eine Ehrenſäule, nicht aber jetzt ſchon, wo die Stadt Ofen durch meine zur leichteren Ueberſicht getroffene Ueberſetzung der Stellen dahin einen mehren Umtrieb ihrer Weine und einen höhern Zins ihrer Häuſer erhält.»

Bei ſeiner Anweſenheit zu Mailand gefiel dem Kaiſer das Spiel des berühmten Zanoni als Trajan ſo wohl, daß er ihm am folgenden Morgen einen Beſuch machte. Zanoni war in Verzweiflung, da er noch im Negligee war, und wußte ſich vor Verwirrung nicht zu faſſen. Joſeph tröſtete ihn jedoch lächelnd mit den Worten: „Beruhigen Sie ſich, wir Kaiſerleute machen keine großen Umſtände mit einander.»

Als auf Joſeph's Veranlaſſung 1774 der Prater dem Publicum geöffnet wurde, beklagte ſich ein Vornehmer, dem wohl noch die frühere ſpaniſche Etikette im Sinne ſein mochte, daß es nun faſt gar keinen Ort mehr gäbe, wo er unter ſeines Gleichen ſein könne. Der Kaiſer klopfte ihn lächelnd auf die Schulter und ſagte: „Beruhigen Sie ſich deshalb und nehmen Sie an mir ein Beiſpiel. Wenn ich immer unter meines Gleichen ſein wollte, ſo müßte ich in die Kapuzinergruft hinabſteigen und dürfte mich nicht mehr daraus entfernen.»

Bei ſeinem Aufenthalte zu Pavia ließ der Kaiſer die Profeſſoren dieſer berühmten Univerſität vor ſich kommen, und ſprach unter anderen zu jenen der Theologie die merkwürdigen Worte, welche ein ganzes Heer von Verläumdungen über dieſen erhabenen Monarchen in die Flucht ſchlugen: „Ich bin zwar kein Theolog, ich bin nur Soldat, aber ſo viel weiß ich, daß nur ein Weg zum Himmel führt, alſo auch nur eine

Lehre; — ich hoffe, Sie werden in Ihren Schulen auf diese einzige Lehre halten, es ist die Lehre unsers Herrn Jesu Christi!»

Ein junger Neapolitaner, der sich durch Geburt und Neigung zum Kriegsdienste bestimmt fühlte und keine Hoffnung sah, sich in seinem Vaterlande emporzuschwingen, faßte, da er von den Vortheilen des österreichischen Militärs und der Vorliebe des Kaisers für dasselbe viel hatte reden gehört, den Entschluß, sich in demselben um eine Stelle zu bewerben. Er reiste deshalb, mit Empfehlungsbriefen versehen, nach Wien. An der steiermärkischen Gränze traf er in einem Wirthshause mit drei Fremden zusammen, mit denen er das Nachtmahl einnahm und ihnen während dessen seine Geschichte und die Absicht seiner Reise erzählte. Einer unter den Reisenden sagte zu ihm, nachdem er ihm ruhig zugehört hatte: „Ich glaube, Sie haben eine schlimme Parthie ergriffen, denn nach einem so langen Frieden (es war im Jahre 1775) und bei einem so zahlreichen Adel, der sich meistens dem Militärstande widmet, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß sich ein Fremder bei der Armee poussiren könne.» Der junge Mann erwiederte jedoch, daß er demungeachtet entschlossen sei seine Reise fortzusetzen, und er rechne auf die Empfehlungsschreiben, die er mitgenommen habe. Der Fremde sah dieselben flüchtig durch und sagte dann: „Nun, weil Sie gar nichts von Ihrem Vorsatze abbringen kann, so reisen Sie in Gottes Namen weiter. Ich werde Ihnen ebenfalls einen Brief mitgeben, der Ihnen vielleicht von Nutzen sein kann. Sie dürfen ihn nur dem General Lacy übergeben.» — Der Italiener dankte, nahm den Brief und setzte seine Reise fort. Bei seiner Ankunft in Wien begab er sich sogleich zu Lacy und

überreichte ihm alle seine Empfehlungsschreiben, jenes ausgenommen, welches er von dem Reisenden erhalten hatte, da er auf dessen Empfehlung nicht eben das größte Gewicht legte. Da sich jedoch der Feldmarschall äußerte, daß es ihm äußerst leid thue seinem Verlangen nicht willfahren zu können, indem für diesen Augenblick keine Stelle offen sei, zog der Neapolitaner doch auch endlich den Brief hervor und überreichte ihn. Erstaunt las ihn der General und fragte ihn dann: „Wissen Sie denn auch, wer Derjenige war, welcher Ihnen den Brief gegeben hat?" — Auf dessen verneinende Antwort fuhr Lacy fort: „Es war der Kaiser selbst, und er befiehlt mir, Ihnen eine Oberlieutenantsstelle zu ertheilen."

Auf einer seiner Reisen durch Deutschland kehrte der Monarch, wie gewöhnlich, in einem Dorfwirthshause ein, und da ihm eine Menge benachbarter Edelleute ihre Aufwartung machten, lud er sie zur Schadloshaltung, daß er nicht auf einem von ihren Schlössern abgestiegen war, Alle zur Mittagstafel ein. Der erste Kammerdiener machte ihn leise und ängstlich aufmerksam, daß zu einer so großen Zahl von Gästen nicht genug Silber vorhanden sei. Laut und lachend erwiederte der Kaiser: „Was liegt daran? man wird doch hier genug Zinn auftreiben können und die Herren werden es mit einem Reisenden wohl nicht so genau nehmen!"

Wie sehr Kaiser Joseph fremdes Verdienst, selbst an Feinden, ehrte, davon zeugt folgendes rührende Beispiel: Als er im Frühjahre 1776 ein Feldmanöver unweit Prag commandirte, näherten sich die Truppen dem Baume, wo der graue, tapfere Feldherr der Preußen, Schwerin, der den Oesterreichern so vielen Schaden zugefügt hatte, in der blu-

tigen Schlacht vom 6. Mai 1757, an der Spitze seiner Scharen heranstürmte und mit der Fahne in der Hand den Heldentod fand. Als nun die kaiserlichen Truppen nahe an den historisch-merkwürdigen Baum gekommen waren, ließ der Kaiser Halt machen und eine dreimalige Salve zum Andenken des preußischen Helden abfeuern, wobei eine Thräne über dessen Tod in seinen Augen zitterte.

Im Lager bei Pesth 1776 lief ein Brief an einen gemeinen Soldaten ein, der bei dem Lesen desselben häufige Thränen vergoß. Der Kaiser beobachtete ihn dabei und verlangte den Brief selbst zu lesen, der wörtlich also lautete: »Grüß dich Gott, lieber Konrad! Berichte dir, daß dein Vater gestorben ist und daß ich nun eine arme, verlassene Witwe bin. Der Vater hat dir das Handwerk lernen lassen und nun gehst du her und wirst Soldat. Der Vater seliger hat noch auf dem Todtenbette bitterlich geweint und hat gesagt: Laß nur den Konrad beim Kaiser, ist ja der Kaiser, wie mir alle Leute sagen, ein gar guter Herr. Gott segne ihn, und schreib dem Konrad, er soll seine arme Mutter nicht vergessen und soll fleißig beten und brav sein. Und siehst du nun, Konrad, so hat der Vater gesagt und drauf ist er gestorben. Willst du mich nun verlassen, mich armes Weib, die keinen Trost mehr hat als Gott und dich? Rede doch mit dem Herrn Kaiser, sag, daß ich ihn schön grüßen lasse und daß der Vater noch auf seinem Todtbette für ihn gebetet habe und daß er so gut sein wolle, dich, weil's Friede ist, heimzulassen, daß du mir das Handwerk versehen kannst. Wenn's Krieg ist, kannst du in Gottesnamen wieder hingehen und für den Kaiser streiten und dein Vaterland. Ein Reisegeld kann ich dir nicht schicken, denn ich hab' Alles auf des Vaters sel. Leiche verwend't. Gott

wird dir ſchon helfen, daß du durchkommſt, verbleibe deine getreue Mutter, Anna Straubin.“ Der Kaiſer bewilligte gerührt ſogleich der Mutter wöchentlich einen Ducaten Gnadengehalt, da der Soldat jedoch von allen ſeinen Vorgeſetzten das beſte Zeugniß erhielt, ſo entließ er ihn nicht, ſorgte aber für deſſen Avancement und weiteres Fortkommen.

Der Name Graf von Falkenſtein, unter welchem Joſeph reiste, war übrigens keineswegs Erdichtung, ſondern gehörte zu dem großen Titel der öſterreichiſchen Regenten. Die Grafſchaft Falkenſtein war eine Reichsgrafſchaft zum oberrheiniſchen Kreiſe gehörig und liegt auf dem ſogenannten Hundsruck zwiſchen Zweibrücken und der Stadt Alzei. Vor Zeiten hatte ſie ihre eigenen Grafen. 1458 belehnte Kaiſer Friedrich III. die Herzoge von Lothringen damit. Als 1736 der Herzog Franz Stephan von Lothringen (nachmals Franz I. römiſcher Kaiſer) Lothringen gegen Toscana an Frankreich abtrat, behielt er ſich die Grafſchaft Falkenſtein als Eigenthum bevor, wodurch ſie in der Folge in öſterreichiſchen Beſitz kam, in welcher ſie bis auf die neuere Zeit blieb. Seit 1815 gehört ſie zu Baiern.

Als der Kaiſer auf ſeiner Reiſe nach Paris in einer franzöſiſchen Poſtſtation früher ankam als man vermuthete, waren keine Pferde vorhanden, und der Poſtmeiſter bat den Kaiſer, den er nicht kannte, um Geduld, da er alle Pferde weggeſchickt, um ſeine Freunde zur Taufe ſeines Sohnes abzuholen, von dem ſeine Frau den vorigen Tag entbunden worden war. Sogleich bot ſich der hohe Reiſende zum Taufpathen an. Der Poſtmeiſter war über dieſen ſchnellen Antrag wohl erſtaunt, nahm ihn jedoch gerne an, da er jedenfalls in dem

Reiſenden keine geringe, wenigſtens keine unbemittelte Perſon vermuthete. Als jedoch bei der Taufhandlung der Pathe um ſeinen Namen befragt wurde und dieſe Frage blos mit Joſeph beantwortet wurde, ſtutzte der Geiſtliche und fragte weiter um den Zunamen. „Iſt denn Joſeph allein nicht genug?“ fragte der launige Monarch, „nun denn, Joſeph der Zweite (le second).“ — „Le second?“ ſagte der Geiſtliche, „gut, aber Ihr Stand, Ihr Charakter? Wer ſind Sie denn eigentlich?“ — „Kaiſer,“ entgegnete Joſeph lakoniſch, und ſetzte durch dieſe Antwort Alles in Erſtaunen und Beſtürzung. Der Poſtmeiſter ſtürzte dem erhabenen Gevatter zu Füßen, der ſich jedoch alles weitere Aufſehen verbat, ſeinen Pathen reichlich beſchenkte, und nachdem die Pferde angekommen waren, raſch von dannen fuhr.

In einer andern franzöſiſchen Station kam der Kaiſer, der das raſche Fahren liebte, etwas früher an als ſein Gefolge und vertrieb ſich indeſſen die Zeit, indem er ſich ſelbſt raſirte. Bald erſchien der Wirth, einer von Prima Sorte dieſer neugierigen Menſchenclaſſe, und fragte ihn, da die nahe Ankunft des Monarchen ſchon bekannt war, ob er etwa zu deſſen Gefolge gehöre. „Allerdings,“ antworte Joſeph. Der Wirth rückte nun mit mehren Fragen heraus, und ſchloß endlich mit jener, was er denn eigentlich für eine Bedienung oder für ein Amt bei dem Kaiſer bekleide. „Je nun,“ ſagte der Kaiſer, „ich raſire ihn bisweilen.“

Auf ſeiner Reiſe nach Paris hielt Kaiſer Joſeph in einem Dorfe in Baiern Mittag, und da er in dem Gaſthauſe einen großen Topf beim Feuer ſtehen ſah, fragte er, für wen das wäre. Die Wirthin antwortete: „Für die Poſtillons und

Bedienten.“ Der Kaiſer ergriff nun den nächſtbeſten Löffel, koſtete die Suppe und ſagte: „Gut, wenn ich's nur immer ſo hätte.“ Von dieſem Zuge der Herablaſſung auf das Innigſte gerührt, ließen die Wirthsleute nach ſeiner Abreiſe eine Tafel mit dem kaiſerlichen Wappen über ihre Hausthüre ſetzen.

Als der Kaiſer 1777 nach Frankreich reiste, wohnte er zu Saumur einem Manöver bei. Da wegen des beſtändigen Regenwetters und der ausgetretenen Loire das Feld ſehr feucht und ſchlüpfrig war, ſo ſtürzte ein Carabinier im Manövriren und verletzte ſich ſehr bedeutend. Niemand ſtand ihm bei, indem die Mannſchaft nicht aus der Ordnung kommen durfte, da ſprang der Kaiſer ſchnell hinzu, hob ihn liebreich auf, tröſtete ihn und empfahl ihn ſehr dringend dem unterdeß langſam herbeigekommenen Wundarzte.

Während der Pferdewechslung zu Kehl, der letzten deutſchen Station, beſah der Kaiſer die Feſtungswerke dieſer alten Reichsfeſtung. Zwei franzöſiſche Officiere begegneten ihm, die er freundlich anſprach und ſich mit ihnen unterredete. Als er jedoch ſah, daß ſie mit entblößtem Haupte daſtanden, bat er ſie ſich zu bedecken und da ſie demungeachtet zögerten, ſprach er: „Wahrlich, meine Herren, wenn Sie Ihre Hüte nicht aufſetzen, ſo muß ich den meinigen auch abnehmen.“ Es geſchah auch augenblicklich und die Officiere wurden dadurch von dem leutſeligen Monarchen genöthigt ſich zu bedecken.

Als der Kaiſer die Merkwürdigkeiten Straßburgs beſah, diente ihm der Marquis de Vogue zum Begleiter. Bei der Abreiſe dankte Joſeph für die viele Mühe, die ſich der Mar-

quis gegeben hatte. „Das war meine gern erfüllte Pflicht,“ erwiederte der Marquis ehrfurchtsvoll. „Ei,“ ſagte Joſeph, „das war zu viel für einen bloßen Reichsgrafen; wenn Sie ſich mit Allen, die hier durchreiſen, ſo viele Mühe geben, da werden Sie viel zu ſchaffen haben.“ Der Marquis aber machte die feine Bemerkung: „O mein Herr Graf, es iſt ein ziemlicher Unterſchied zwiſchen den Grafen, mit den übrigen wollen wir ſchon ſehen, wie wir fertig werden.“

Auf ſeiner Reiſe nach Paris ließ der Kaiſer bei einem Wirthshauſe, nicht weit von Frankfurt, in welchem es ſehr luſtig zuging, halten, ging allein in das Haus und fragte, was hier für eine Feſtlichkeit Statt finde. — „Herr, wir begehen das Hochzeitsfeſt meines Sohnes, der kürzlich mit Abſchied von den Reichstruppen zu Hauſe gekommen iſt und ſich brav gehalten hat,“ ſagte der Wirth. — „Kann ich wohl Antheil an dem Vergnügen nehmen?“ fragte der leutſelige Monarch. — „Warum nicht,“ erwiederte der Wirth, „wenn es dem Herrn bei uns gefällt.“ Nun wurde ihm das Brautpaar vorgeſtellt, er trank auf die Geſundheit der jungen Eheleute und zeigte ſich überhaupt äußerſt heiter und liebenswürdig. Endlich nahm er Abſchied von der Geſellſchaft, die nicht wenig erſtaunte, bald darauf beim Wegnehmen einer Weinflaſche eine Anweiſung von 600 Gulden auf ein Handlungshaus in Frankfurt, mit Joſeph II. unterſchrieben, zu finden. Mit lautem Jubel wurde nun die Geſundheit des verehrten Gaſtes ausgebracht.

Auf ſeiner Reiſe nach Paris ſtieg der Kaiſer eines Tages unerkannt in einem Wirthshauſe ab, um daſelbſt über Nacht zu bleiben. Nur von Wenigen aus ſeinem Gefolge war er begleitet.

Eine Magd ließ ſich mit ihm in ein trauliches Geſpräch ein und klagte ihm, daß ſie vor Kurzem einen ſilbernen Teller verloren habe, deſſen Erſatz, den ſie leiſten müſſe, ihre Kräfte bei weitem überſtieg. „Meine ganze Hoffnung," fuhr ſie fort, „habe ich jetzt auf den Kaiſer geſetzt, der auf ſeiner Reiſe bei uns abſteigen wird und da werde ich gewiß ein Geſchenk erhalten, das mich vielleicht in den Stand ſetzt, meinen Verluſt zu erſetzen, denn er ſoll außerordentlich gütig ſein." Bei ſeiner Abreiſe am folgenden Morgen ließ ihr der Kaiſer vier Louisd'or zuſtellen und ſie merkte mit Freudenthränen, daß ihr Wunſch bereits in Erfüllung gegangen ſei.

Kaiſer Joſeph reiste als Graf von Falkenſtein im ſtrengſten Incognito nach Paris, welches er auch daſelbſt beibehielt. An einem ſchönen Morgen ging er, einfach gekleidet, im Garten zu Verſailles ſpazieren, und wollte unerkannt die dortige, damals ſo berühmte Menagerie beſehen. Der Thierwärter hieß ihn jedoch warten, bis mehre Perſonen angekommen ſein würden, da es wegen eines Einzelnen nicht der Mühe lohne, alle Gemächer aufzuſchließen. Der Kaiſer wartete über eine halbe Stunde ganz gelaſſen und promenirte unter den Bäumen herum. Endlich fand ſich Geſellſchaft ein, mit welcher er, noch immer unerkannt, Alles beſah, bis er beim Weggehen dem Wärter zehn Louisd'or in die Hand drückte und dieſer zu ſeiner Beſtürzung einſehen lernte, daß es der deutſche Kaiſer und der Bruder der Königin geweſen, den er ſo lange hatte warten laſſen.

In Paris beſuchte der Kaiſer mehrmals das Taubſtummeninſtitut und unterhielt ſich auf das Freundlichſte mit dem würdigen Abbé de l'Epee, dem verdienſtvollen Gründer dieſer

Segensanſtalten. Beim Abſchiede verehrte dieſer den Herren von dem Gefolge des Kaiſers ſein Werk: „Ueber den Unterricht der Taubſtummen“ und legte auch ein verſiegeltes Packet für den Herrn Grafen von Falkenſtein, jedoch mit der Bitte bei, es nicht eher als bis er in Wien angekommen ſei zu eröffnen. Der Kaiſer, welcher lange Erwartung nicht liebte, erbrach es ſchnell, indem er ſprach: »Wir ſind in Wien.« Da fand ſich denn dasſelbe Exemplar, jedoch mit dem kaiſerlichen Wappen in Gold auf dem Einbande. Da ſich Joſeph zum Geſetze gemacht hatte nichts anzunehmen, was ihm als Kaiſer überreicht wurde, ſo beſann er ſich einen Augenblick; um jedoch den würdigen Lehrer nicht zu kränken, nahm er es an und verehrte dem Abbé eine goldene Doſe mit ſeinem Porträt, in welcher 50 Louisd'or lagen, die an die Schüler vertheilt werden mußten. Als ihm der Abbé beim Fortgehen das Geleit geben wollte, hielt ihn der Kaiſer mit folgenden Worten zurück: »Mein Herr Abbé, Ihre Zeit iſt koſtbar, Leute wie Sie, müſſen dieſe nicht mit eitlen Ceremonien verlieren.« Des folgenden Tages ſchickte der Kaiſer dem würdigen Geiſtlichen noch eine Unterſtützung von 500 Louisd'or und erſuchte ihn zugleich, irgend Jemand zu unterrichten, der in den kaiſerlichen Staaten ein ähnliches Inſtitut anlegen könne, was in der Folge auch geſchah.

Kaiſer Joſeph ſtand bei ſeiner Anweſenheit zu Paris lange mit entblößtem Haupte vor dem Standbilde Heinrich IV. auf dem Pont-neuf. »Nach ſeinem Beinamen (Pater Patriae),« ſprach er, „geize ich, es gibt keinen ſchönern, als Vater ſeines Volkes zu heißen.“ Auch die franzöſiſchen Krieger zogen während ihres Aufenthaltes in Wien niemals vor

Joſephs Statue vorbei, ohne ſie durch Anziehen des Gewehrs und Senken der Fahne zu grüßen.

In der königlichen Gruft zu St. Denis zog den Kaiſer beſonders das Grabmal des Marſchalls Turenne an. »Er iſt,« ſprach er, »nach ſeinem Tode, wie im Leben, an der rechten Stelle, unter ſeinen Fürſten.« Als er ſich vergebens nach einer Grabſchrift umſah, ſagte der Führer ſeufzend: »Man hat noch keine Grabſchrift für den Helden erfunden.« Joſeph antwortete ſchnell: »Sie haben ihm ſo eben eine gemacht, mein Herr.«

Bei einem Souper der königlichen franzöſiſchen Familie, nach welchem geſpielt wurde, lehnte ſich der Kaiſer, der als Graf von Falkenſtein blos Zuſeher war, behaglich auf den Fauteuil der Prinzeſſin Adelheid, der Tante des Königs. Als es ſich die Prinzeſſin bequemer machen wollte und den hindernden Arm des Kaiſers fühlte, ſagte ſie ſcherzend zu ihm: »Mich dünkt, Herr Graf, Sie vergeſſen Ihr Incognito.« »Sie haben Recht,« erwiederte Joſeph munter, »aber ich befinde mich recht wohl dabei.«

Ludwig XVI. pflegte, wie es die Etikette der franzöſiſchen Könige erforderte, wenn er ſpazieren ging, von mehren Garden und Schweizerſoldaten unter Anführung des Gardehauptmanns begleitet zu ſein. Als ihn der Kaiſer das erſte Mal begleiten wollte und eben dazu der Befehl an die Garde erlaſſen wurde, ſagte Joſeph zu dem Könige: »Laſſen Sie es nur gut ſein, lieber Herr Bruder, wenn Sie erlauben, ſo bin ich Ihr Gardehauptmann und wir wollen die übrigen Umſtände

weglaſſen.“ — Und zum erſten Male ſah man in Paris mit Erſtaunen den König mit dem Kaiſer ganz unbegleitet gehen.

In Paris verfügte ſich Kaiſer Joſeph eines Tages in eine Kunſthandlung und begehrte das Porträt des Kaiſers, das ſo eben als neu erſchienen angekündigt worden war. Als er um den Preis gefragt hatte und man 12 Sous dafür verlangte, erwiederte er lächelnd: „Ce n'est pas trop pour un empereur (das iſt nicht zu viel für einen Kaiſer).“ Der Kaufmann, den Doppelſinn mißverſtehend, erwiederte ſcherzend, er möge denn mehre Exemplare nehmen, was der Kaiſer auch that und unerkannt fortging. Uebrigens ſcheint dieſes Porträt nicht beſonders ähnlich geweſen zu ſein.

Eines Tages begab ſich Joſeph in ein berühmtes Kaffeehaus zu Paris und wollte eine Parthie Schach ſpielen, was er ſehr liebte; es fand ſich jedoch Niemand dazu und die Wirthin erklärte, daß Jedermann den Kaiſer ſehen wolle, der im Palais Royal erwartet würde. Endlich kam doch ein Gaſt, der die Gefälligkeit hatte, ſich mit dem Fremden in ein Spiel einzulaſſen, doch mit der Bedingung, es ſo kurz als möglich zu machen. Da es ſich aber demungeachtet in die Länge zog, ſo wurde Erſterer ungeduldig, rückte hin und her und ſagte endlich: »Verzeihen Sie, mein Herr, Sie ſpielen allzu langweilig, er wird den Augenblick kommen, ich muß fort, wir wollen, wenn es Ihnen gefällig iſt, die Parthie auf den Abend ausmachen,“ — und damit eilte er fort. Lächelnd wendete ſich der Kaiſer zur Wirthin und fragte ſie: „Wollen Sie denn nicht auch den Kaiſer ſehen, Madame?“ — „O gewiß,“ erwiederte dieſe, „ich will trachten, ihn einmal Morgens vor dem Hotel de Treville (ſeinem Abſteigquartier) zu ſehen;

denn zu einer andern Zeit läßt es mein Geschäft nicht zu.“ „Nun denn, Madame,“ sagte Joseph, indem er ihr einen alten Louisd'or gab, „hier haben Sie zwei Monarchen auf Einmal, dies ist Ludwig XIV. und hier ist der Kaiser,“ indem er auf sich zeigte und schnell fortging.

Die zu jeder Zeit berühmten und berüchtigten Fischerweiber (dames de la halle) zu Paris ließen sich ebenfalls nicht nehmen, dem Kaiser wenigstens durch eine Deputation ihre Aufwartung zu machen, und ihre Sprecherin, die Aelteste unter ihnen, bewillkommte ihn mit folgender originellen Anrede: „Gnädiger Herr Kaiser (Monseigneur l'empereur), nehmen Sie es nicht übel, daß wir Sie so nennen, denn wir wissen wohl, daß Sie es sind, obschon es uns Ihr Schweizer abläugnen will. Der König und die Königin und wir Alle sind recht froh, Sie so gesund und munter zu sehen. Ihre gute Schwester ist unsere Mutter, folglich sind Sie unser Oheim und wir Ihre Dienerinnen. Vivat dem guten Herrn, der das Geld händevoll verschenkt!“

Am Hofe zu Versailles wurde Joseph zum Spielen aufgefordert, er schlug es jedoch aus und auf die Frage, ob er denn das Spiel nicht liebe, antwortete er: „Nein, ich spiele nie; ein Fürst, wenn er verliert, verliert er das Geld seiner Unterthanen.“

Bei der Aufführung von Gluck's Meisteroper, „Iphigenie auf Tauris,“ in Paris, befand sich der Kaiser in der Loge der Königin, hielt sich aber möglichst verborgen. Demungeachtet lief das Gerücht von seiner Anwesenheit von Mund zu Munde. Kaum ertönte der bekannte Chor: „Chantons,

célébrons notre reine!» so entstand ein allgemeines Händeklatschen, in welches Joseph herzlich mit einstimmte. Nun aber erhob sich ein allgemeines Geschrei: „vive la reine! vive l'empereur!» so daß endlich die Königin sich gezwungen fühlte, ihren Bruder bei der Hand zu nehmen und ihn an den Rand der Loge zu führen, worauf abermals ein heftiger Beifallssturm erfolgte.

Als Kaiser Joseph die berühmte Gobelinsfabrik besuchte und sich in derselben von den kleinsten Details der Manipulation unterrichten ließ, auch erfuhr, daß der Erfinder dieser Tapetenarbeit in einem kleinen Dorfe geboren und daselbst zuerst auf die Idee seiner Erfindung gekommen sei, rief er verwundert aus: »Es ist doch eine erstaunliche Sache um die Industrie, sie sitzt bisweilen in einem kleinen Dörfchen oder Städtchen und heckt Keime zu den größten Entdeckungen, die sich dann in alle Welttheile verbreiten. Welche Menge guter Gedanken und gesammelter Wahrheiten, auf das Höchste gebrachter Versuche und Erfahrungen hat man ihr nicht zu danken!»

Bei dem Besuche in dem großartigen Pflanzengarten (jardin des plantes) zu Paris, der damals unter der Direction des großen Naturforschers Grafen Buffon stand, wollte dieser ausgezeichnete Gelehrte dem Kaiser ein Exemplar seiner sämmtlichen Werke zum Geschenke machen. Der Kaiser erwiederte aber, er würde mit dem größten Vergnügen ein Exemplar derselben aus den Händen des Verfassers annehmen, ob er gleich schon eines besitze, und es sehr in Ehren halte, allein er habe sich zum Gesetze gemacht, zu Paris von Niemanden, wer er auch sein möchte, nur das Geringste anzunehmen.

Als der Kaiſer die große Gallerie des Louvre beſuchte und ſich ſehr beifällig über deren günſtige Lage ausſprach, da man von ihr der weitverbreitetſten Ausſicht genießt, machte ihn Jemand aufmerkſam, daß Heinrich IV. die Gallerie erbaut habe. „Dann iſt es kein Wunder,“ ſagte Joſeph, „Heinrich IV. wußte ſich immer und überall ſeinen Platz gut zu wählen.“

Joſeph miethete bei ſeinem Aufenthalte zu Paris eines Tages einen Lohnkutſcher, um ſich nach dem Palaſt Luxemburg bringen zu laſſen. Der Kutſcher öffnete bereitwillig den Schlag und erklärte, es wäre ihm heute ſehr angenehm, eine Fuhre dahin zu bekommen, da auch der Kaiſer heute hinkäme und daſelbſt ſpazieren ginge, wobei er die Freude hätte, ihn auch zu ſehen, nur beſorge er, daß er nicht früh genug hinkommen werde. „Fürchte nichts,“ ſagte der Monarch, „ſchwerlich wird der Kaiſer vor uns ankommen.“ An der Pforte erhielt der Kutſcher als Fuhrlohn einen Doppellouisd'or und da er erklärte, daß ſich der Herr vergriffen haben müſſe, ſein Paſſagier aber demungeachtet darauf beſtand, daß er das Goldſtück nur behalten ſolle, fiel es dem Kutſcher wie Schuppen von den Augen und zu ſeinem Entzücken war er nun überzeugt, daß er den Kaiſer nicht nur geſehen, ſondern ſelbſt gefahren habe.

Die franzöſiſche Etikette mochte dem Kaiſer wohl nicht eben ſehr zuſagen. So ſtand er einſt im Schloſſe zu Verſailles im Vorzimmer des Königs und ſprach vertraulich mit den Hofleuten. Da erſchien ein reichgekleideter Hofcavalier und lud den Herrn Grafen mit vieler Freundlichkeit ein, ſich in das Zimmer des Königs zu begeben. Indem er ging, ſagte

Joſeph lächelnd zu den Umſtehenden: „Beneiden Sie mich, meine Herren, ich bin auf dem beſten Wege, ein Günſtling zu werden.“

Ein wunderlicher und ungewohnter Anblick bot ſich dem Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit in Frankreich. Einſt hatte große Parade Statt, welcher er beiwohnte. Mitten unter den militäriſchen Evolutionen fing es heftig und anhaltend zu regnen an und alsbald ließen die zärtlichen franzöſiſchen Officiere ihre ſeidenen Regenſchirme aufrauſchen und einer derſelben bot auch dem Kaiſer, der ganz gleichgiltig unbeſchirmt daſtand, ein ähnliches Schutzmittel mit galanter Höflichkeit an. Joſeph aber ſagte lakoniſch: „Ich ſcheue den Regen nicht.“ Luſtig war es nun anzuſehen, wie, beſchämt durch das Beiſpiel des Kaiſers, die Officiere allgemach ihre ſeidenen Dächer wieder einkriechen ließen.

König Ludwig XVI. äußerte ſich über den Kaiſer, ſeinen Schwager, während deſſen Anweſenheit folgendermaßen gegen den berühmten d'Alembert: „Ich begreife wohl, daß ſich Frankreich jetzt blos mit dem Grafen von Falkenſtein beſchäftigt und wundere mich auch nicht, daß er in Paris ſo viel Beifall findet. Er hat viel Geiſt, iſt ſehr geſellig und zeigt große Begierde nach Kenntniſſen aller Art. Darum achtet er auch nicht auf Kleinigkeiten und beſchäftigt ſich blos mit Gegenſtänden, die ſeinem Geiſte angemeſſen und für die Staatsverwaltung wichtig ſind.“

Bei der Gelegenheit, als der Kaiſer Rouſſeau beſuchte, machte dieſer auch die bekannte bittere Bemerkung über die Franzoſen. Als ihn Joſeph nämlich fragte, wie es komme,

daß ein Mann, der ſo vortrefflich ſchreibe, ſich in ſeinem Alter mit Muſikmachen abgebe, ſagte Rouſſeau: „Ich habe den Franzoſen lange Gelegenheit gegeben zu denken und ſie dachten nicht. Nun gebe ich ihnen Gelegenheit zu ſingen — und ſie ſingen.“

Höchſt merkwürdig bleibt der Umſtand, daß Kaiſer Joſeph, der alle Gelehrten ſo hochachtete, in Genf dem greiſen Haller einen Beſuch abſtattete und ſich lange mit ihm unterhielt, ja ſelbſt Rouſſeau beſuchte; doch ungerührt durch Ferney reiste und auf die Bemerkung, die Jemand aus ſeinem Gefolge machte, daß hier Voltaire wohne und ob er ihn nicht ſehen wolle, blos die kaltblütige Antwort gab: „Nein, ich habe ſeine Bildſäule ſchon geſehen.“ Der frivole Philoſoph wurde auch auf das Bitterſte durch dieſe Vernachläſſigung gekränkt. Die Urſache aber liegt, wie mich dünkt, bei den klaren und menſchenfreundlichen Geſinnungen Joſephs, ſehr nahe. Rouſſeau war ein redlicher Schwärmer, ſeine bedrängte Lage flößte Mitleid ein. Voltaire's rückſichtsloſe Angriffe aber auf Alles, was heilig und ehrwürdig war; ſeine Doppelzüngigkeit, mit welcher er bald auf Fürſten ſchmähte, bald ihnen ſclaviſche Huldigungen erzeigte; das Verbreiten ſchädlicher und gefährlicher Grundſätze durch ſeine Schriften, mußten Joſeph verächtlich ſein, und es gibt vielleicht keinen größeren Beweis von des Kaiſers warmem Gefühl und regem Eifer für Religion und gute Sitten, als ſeine kränkende Vernachläſſigung gegen einen Dichter, der Beide ſo oft in ſeinen Schriften angegriffen und verſpottet hat.

Auf ſeiner Rückreiſe aus Frankreich 1777 reiste Joſeph auch durch die Schweiz und beſah die Merkwürdigkeiten

dieſes Landes. Als er kaum in Bern angekommen war, beſuchte er den berühmten Gelehrten und liebenswürdigen Dichter, Albrecht von Haller *). Obſchon bereits durch hohes Alter und Kränklichkeit niedergedrückt, wurde Haller durch dieſe Ehre hoch entzückt und erheitert. Er war eben mitten im Arbeiten begriffen, als der Kaiſer in ſein beſcheidenes Zimmer trat. Haller erhob ſich, ging ihm ehrfurchtsvoll entgegen und ſagte mit zitternder Stimme: „Gnädiger Herr, Sie erweiſen einem ſterbenden Greiſe zu viele Ehre.“ — Der gütige Kaiſer aber führte ihn zu ſeinem Stuhle zurück, ſetzte ſich zu ihm und unterhielt ſich durch längere Zeit auf das Gütigſte mit ihm, ſo daß der ſchwache Greis faſt neu auflebte und ungewöhnlich lebhaft wurde. Der Kaiſer, welcher ihn ganz mit Papieren und Büchern umgeben ſah, fragte ihn, ob ihn denn die Arbeit nicht zu ſehr ermüde. Haller aber erwiederte, die Arbeit ſei noch ſein einziges Labſal und dadurch allein vergeſſe er zuweilen ſeine Gebrechen. „Dichten Sie auch noch?“ fragte der Kaiſer. „O nein,“ erwiederte Haller lächelnd, „das war nur eine meiner Jugendſünden; Herr von Voltaire allein iſt im Stande, im achtzigſten Jahre noch Verſe zu machen.“ „Sie ſind aber auch darnach,“ bemerkte Joſeph, der bekanntlich dem frivolen Dichter und Philoſophen nicht geneigt war. Nun wendete ſich das Geſpräch auf medi-

*) Er war geboren 1708, als Gelehrter, Arzt, Botaniker und Dichter ausgezeichnet und wurde deshalb auch der Große genannt. Seine ſinnreichen und ſchönen Gedichte, worunter beſonders „die Alpen,“ dann „Morgengedanken,“ vorzüglich, ſchrieb er in einem Alter von 18—20 Jahren. Gegen Ende desſelben Jahres, in welchem ihn Kaiſer Joſeph beſuchte, ſtarb er. Sein Enkel iſt der durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Religion bekannte Karl Ludwig von Haller.

cinische Gegenstände, auf praktische Fälle, auf Persönlichkeiten, wie z. B. Van Swieten, de Haen u. a. Haller war höchst gerecht gegen die Verdienste dieser Männer, stimmte jedoch nicht durchaus mit ihren Ansichten überein. Als die Rede weiter auf andere Gelehrte in Göttingen, Leipzig ꝛc. kam, sprach Haller auch von diesen mit richtigem Urtheil, von sich selbst aber nur, wo es nicht zu vermeiden war und mit der größten Bescheidenheit. Dieser merkwürdige Besuch währte durch eine volle Stunde. Der Eindruck, welchen er bei dem Kaiser zurückließ, war unauslöschlich und er bewahrte Hallern für immer die vollkommenste Achtung und ein unauslöschliches Andenken. Kurz darauf äußerte er sich folgenderweise über ihn: „Ja — das ist ein Mann! Wie Wenige sprechen mit einer so männlichen Beredsamkeit und mit solcher Würde! Wie Wenige habe ich gesehen, bei denen ich so ganz den großen Mann und den Mann voll Redlichkeit erkannte! Wie Wenige sind so geistvoll in Bildung, Stimme und Ausdruck! Nie wird diese interessante Stunde aus meinem Gedächtnisse schwinden! Wie Schade, daß der Verlust dieses vortrefflichen Mannes so nahe ist!“ — Aber auch dem greisen Haller blieb der Besuch des Kaisers unvergeßlich und er äußerte sich: „Ich gehöre kaum mehr zu dieser Welt; wenige Dinge haben noch Reiz und Werth für mich; aber die Güte, die Liebe eines so tugendhaften, so ausgezeichneten Herrschers über so viele Völker, die er gewiß glücklich machen wird, kann mir nicht gleichgiltig sein. Ich liebe den Kaiser aus dem Grunde meines Herzens und verehre seine Denkungsart am Rande meines Grabes.“

Als der Kaiser eben in Caen einfahren wollte, erfuhr er, daß man seinen Aufenthalt mit Feuerwerk, Bällen und an-

deren Feſtlichkeiten feiern wolle. Da er jedoch, überhaupt auf Reiſen, kein Freund davon war, verließ er ſein Gefolge und ging, von einem einzigen Diener begleitet, faſt zwei Meilen weit zu Fuße bis in das Dorf Villiers, wo ihm zu ſeiner Bewirthung nichts als Käſe und Brot, dann ſchwacher Landwein und zu ſeiner Lagerſtätte nur Stroh zu Gebote ſtand, worüber die Hirſchhaut gebreitet wurde, die er auf Reiſen immer mit ſich zu führen pflegte.

In der Gegend von Breſt ließ ſich der Kaiſer in einer einfachen Fähre über ein Gewäſſer ſetzen. Einige Bauernmädchen befanden ſich ebenfalls auf dem Fahrzeuge und eine derſelben redete ihn treuherzig an, nachdem ſie ihn längere Zeit aufmerkſam betrachtet hatte: „Mein Herr, ſind Sie nicht der Schwager unſeres guten Königs?“ Auf die bejahende Antwort Joſephs fuhr das Mädchen fort: „O, da könnten Sie ihm wohl ein gutes Wort geben, daß er uns unſere Liebhaber los ließe, die wegen ein Bischen Contrebande dort auf den Galeeren rudern müſſen. Wenn Sie nur wüßten, was Sie uns dadurch für eine Freude machten!“ Der liebreiche Kaiſer notirte ſich ſogleich die Namen der Sträflinge und in wenig Wochen waren ſie befreit, da man auch wirklich fand, daß die Strafe für ihr Vergehen zu hart bemeſſen war.

Bei des Kaiſers Ankunft zu Genf erhielt Graf Colloredo einen Brief von einem Herrn Wesloff, einem Ruſſen in hohem Alter, der ſchon zu den Zeiten Karls VI. ruſſiſcher Reſident in Wien geweſen war, worin er bat, daß ihm die Gnade wiederfahren möge, den Grafen von Falkenſtein zu ſehen. Der Kaiſer, dem dieſer Brief mitgetheilt wurde, begab ſich ſogleich

zu ihm, und nach einer längeren Unterredung, bei welcher Wesloff immer glaubte mit dem Grafen Colloredo zu sprechen, erbat er sich beim Abschiede abermals die Ehre, den großen Reisenden zu sehen. „Ich bin es selbst, mein lieber Alter," sagte Joseph mit einem herzlichen Händedrucke und empfahl sich ihm.

Bekanntlich reiste Kaiser Joseph im Jahre 1780 zum ersten Male nach Rußland. Den 4. Juli traf er mit der Kaiserin Katharina II. zu Mohilew zusammen, den 10. reisten sie zusammen nach Smolensk, von wo Katharina nach Petersburg zurückkehrte, um Anstalten zum Empfange ihres hohen Gastes zu treffen, Joseph aber begab sich nach Moskau, wo er alle Merkwürdigkeiten der Stadt besah und dann nach Petersburg reiste, wo er den 28. Juni eintraf. Theils verbrachte er seine Zeit in der Stadt selbst, theils auf dem kaiserlichen Lustschlosse Zarskoe-Selo. Er besah alle Merkwürdigkeiten von Petersburg, die Akademie der Wissenschaften und Künste, das Naturaliencabinet, die kaiserliche Kunstkammer, die Admiralität, die Schiffswerfte, die Münze, den Galeerenhafen ꝛc. und reiste auch nach Schlüsselburg, um diese Festung und die Canäle zu besehen, welche neben dem Ladogasee angelegt sind. Auch begab er sich auf einem kaiserlichen Yachtschiffe von Peterhof nach Kronstadt, wo er den Hafen, die Docks, das Seecadetencorps und alle übrigen wichtigen Anstalten in Augenschein nahm. Bald darauf reiste der Kaiser ab und Anfangs August war er wieder in Wien.

Oft fuhr der Kaiser ganz allein in der einfachsten Kleidung in der Nähe von Wien spazieren. Einst sah er einen alten Officier neben dem Wege gehen und bot ihm einen

Platz in seinem Wagen an. Der Officier nahm es dankbar an und als er sich gesetzt hatte, fragte ihn der Kaiser, wohin er zu gehen gedenke. „Zu einem guten Freunde, der mich zum Frühstück geladen hat;" erwiederte der Officier. „Und was wird's denn da geben?" fragte Joseph weiter. Lächelnd erwiederte Jener: „Rathen Sie einmal!" — „Nun, Kaffee?" — „Höher hinauf!" — „Cotelettes? Schinken?" — „Höher hinauf!" und so war die Antwort auf mehre Fragen, bis der Kaiser endlich auf ein Spanferkel rieth, worauf ihm der Officier freundlich zunickte und rief: „Getroffen!" — Nach einigen weiteren Gesprächen über Militärgegenstände schien dem Officier sein Gefährte so wohl unterrichtet, daß er endlich fragte: „Sie scheinen wohl auch zu dienen? welche Charge haben Sie denn?" Der Kaiser sagte ihm ebenfalls, er sollte rathen. „Unterlieutenant?" — „Höher hinauf!" — „Oberlieutenant?" — „Höher hinauf!" — „Hauptmann?" — „Höher hinauf!" Der Officier ging weiter alle Chargen durch und als Joseph selbst bei jener eines Feldmarschalls erwiedert hatte: „Höher hinauf!" rief er endlich aus: „Sie sind doch nicht gar der Kaiser selbst?" erwiederte Joseph lächelnd: „Getroffen, guter Alter; für Ihre Unterhaltung aber werde ich Ihre Pension erhöhen, damit Sie Ihrem Freunde ebenfalls ein Frühstück vorsetzen können."

Einst überreichte eine Dame dem Kaiser im Controllorgange eine Bittschrift. Nachdem er dieselbe durchflogen hatte, sagte er: „Es ist mir leid, Madame, allein ich kann Ihnen in dieser Angelegenheit nicht helfen. Sie wissen, daß der Kammerbeutel aufgehoben ist." — „Euer Majestät, durch den Verlust der tausend Thaler Zulage ist meine Lage höchst bedrängt geworden. Ich habe ohnehin nach dem Tode meines

Mannes meine Equipage und einige Bediente aufgegeben und lebte ſtill vor mich hin, wenigſtens vor Mangel geſchützt. Nun aber bleibt mir nichts, als jährlich fünfhundert Gulden Penſion. Erwägen Eure Majeſtät ſelbſt, ob ich und eine erwachſene Tochter davon leben können. Eurer Majeſtät ſtrenge Gerechtigkeit ſelbſt wird meine Fürſprecherin ſein.» — „Allerdings, Madame, allerdings,» erwiederte Joſeph. »Sie iſt die Richtſchnur aller meiner Verordnungen, ſo wie ſie allein Schuld iſt, daß Sie jene tauſend Thaler verloren haben und, ſo lange ich lebe, gewiß nicht wieder erhalten ſollen.» — „Ich bin äußerſt betroffen, Eure Majeſtät, — die Verdienſte meines Mannes, mein Stand» — — „Die Verdienſte Ihres Mannes belohnte ich bei ſeinem Leben und das wirft Ihnen noch jährlich Zinſen ab. Ihr Stand? Meine Liebe, ich muß auf alle Stände ſehen; ich bin nicht nur Kaiſer Wiens und habe nicht nur Unterthanen Ihrer Claſſe. Soll ich den Niederen Hungers ſterben laſſen, damit die Höheren im Ueberfluſſe leben können? Ich gebe zu, daß Ihnen Ihr Verluſt hart fällt, daß er Ihre Bequemlichkeiten einſchränkt. Von der eingezogenen Summe aber kann ich fünf Andere betheilen und da muß ich auf die Mehrzahl ſehen. Alſo, es thut mir leid, aber ich vergebe der Billigkeit keinen Punct.» — „Aber,» verſetzte die Witwe weinend, „was ſoll aus meiner Tochter werden, ohne Vermögen, ohne Ausſicht?» — »Sie hat den Mangel an Vermögen nur Ihrer üblen Wirthſchaft zu danken; das Amt Ihres Mannes forderte keinen Aufwand und ſein Gehalt war anſehnlich. Hätten Sie damals vorwärts geblickt, ſo würden Sie Ihrem Kinde etwas zurückgelegt haben. Sie haben es aber nicht gethan und das iſt nur Ihre Schuld, nicht meine.» — »Und ich ſoll Eure Majeſtät ſo ganz ohne Troſt verlaſſen?» — „Ich weiß nur

Einen Rath für Sie. Wenn Sie meinen, daß Sie mit Ihrer Penſion nicht auskommen, ſo laſſen Sie Ihre Tochter dienen.“ — „Dienen, Eure Majeſtät?“ rief die Dame aus. — „Und warum denn nicht?“ fragte Joſeph gelaſſen. „Ich bin Kaiſer und diene Ihnen und ſo vielen Andern mit der raſtloſeſten Thätigkeit, und rechne es mir auch durchaus zu keiner Schande. Uebrigens halten Sie das, wie Sie wollen. Ich aber kann Ihnen nicht anders helfen; was ich ausgeſprochen habe, dabei bleibt es. Adieu.“

Ein Bauernweib kam zur Audienz zum Kaiſer, ihre zwei Söhne an der Hand führend. „Was wollt ihr, Mutter?“ fragte der Kaiſer. — „Nun, Eure Majeſtät halten zu Gnaden, ich will mich bei Ihnen ſelbſt erkundigen, da wollen ſie mir meinen Aelteſten zum Militär nehmen, den ich ſo nothwendig in der Wirthſchaft brauche und Eure Majeſtät haben doch bekannt gemacht, daß die einzigen Söhne frei ſind. Das aber ſind meine zwei einzigen.“ Alle Umſtehenden lachten bei dieſen Worten; der Kaiſer ſelbſt mußte lachen und ſagte: „Nun, für diesmal will ich's zugeben. Für die Zukunft aber merkt euch, daß nur ein Einziger frei iſt.“

Einſt ließ Kaiſer Joſeph einen jungen Cavalier zu ſich rufen, der ſein anſehnliches Vermögen verſchwendet hatte und von dem es bekannt war, daß er tief in Schulden ſteckte. Der Kaiſer redete ihn ernſt an: „Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß ich über Ihr Betragen ſehr ungehalten bin. Verlaſſen Sie die Reſidenz und befriedigen Sie Ihre Gläubiger mit den Reſten Ihres verſchwendeten Vermögens. Sie bringen dieſelben ohnehin um die Hälfte des dargeliehenen Geldes. Wenn man ſo wie Sie, bei Gütern, welche

jährlich Tausende abwerfen, dreimal so viel durchbringt, und borgt und borgt und die absolute Unmöglichkeit vor Augen sieht, wieder zurückzuzahlen, wie ist das zu entschuldigen? Glauben Sie, dem Edelmanne sei erlaubt, was dem Bürger verboten ist? Ich habe Ihnen lange genug nachgesehen; ich habe immer erwartet, Sie würden sich zu einem brauchbaren Gliede des Staates bilden, wie mehre Ihrer Ahnen; Sie würden Ihre Ehre darin suchen, wohin sie allein gehört. Was aber war Ihre Beschäftigung? Reiten und Fahren; das ist Ihr Wirken, das sind Ihre einzigen Verdienste, seit ich Sie kenne. Auf diese Weise erwirbt man mein Wohlgefallen nicht. Mir geht Vorrang an Verdienst weit über Vorrang an Geburt. Wie Sie sich aufführten, schätze ich den geringsten meiner Unterthanen weit höher als Sie. Sie haben meinen Willen gehört, nun gehen Sie und befolgen Sie denselben!" — Bestürzt stotterte der Cavalier: „Ach, Eure Majestät, meine Familie." — „Ich kann ihr nicht helfen," sagte der Monarch mit strengem Tone, „meine Gesetze dürfen kein Spinngewebe sein, was sich durch die Gewichtigeren durchbrechen läßt," damit verabschiedete er den Cavalier und die kaiserliche Entschließung blieb unerschütterlich.

Eine Bäuerin erschien einst mit ihren fünf Kindern im Controllorgange. Der Kaiser näherte sich ihr und fragte, ob Sie eine Bittschrift habe. Sie antwortete, indem sie auf die Kinder wies: „Hier, Eure Majestät, ist meine Bittschrift! Mein Mann diente 22 Jahre unter den Dragonern. Im letzten Kriege blieb er und hat mir nichts hinterlassen, als diesen Haufen Kinder." — „Beruhigt euch," erwiederte freundlich der Monarch, „sie sollen an mir ihren Vater finden. Lauter Buben? Was ist's mit euch, wollt Ihr auch Soldaten wer-

den? Meldet Euch morgen in der Kanzlei. Für die vier größeren werde ich Befehl geben. Den Kleinen bringe Sie mir über's Jahr.“ Entzückt rief die Bäuerin aus: „Gott vergelt es Euer Majestät tausendmal. Nun, Buben, jetzt seid ihr versorgt, aber ich sag' euch's, werd's brave Kerl und bet's für unsern guten Kaiser, sonst setzt's Schläg' nach Noten.“

Kaum war Joseph zur Regierung gelangt, ja schon als Mitregent, überzeugte er sich selbst auf das Genaueste von allen Angelegenheiten des Staates und der Regierung. Er verbot daher alle Insinuationen der Bittschriften und Empfehlungen Dienst oder Hilfe suchender Personen. Zuerst setzte er alle Wochen einen Tag fest, an welchem es auch dem Allerniedrigsten und Aermsten seines Volkes vergönnt sein sollte, mit seinem Kaiser zu sprechen und ihm ungescheut sein Herz ausschütten zu dürfen und diese schöne Einrichtung behielten auch seine Nachfolger bei. Unvergeßlich bleibt daher der sogenannte Controllorgang im Leopoldinischen Tracte der kaiserlichen Burg, wo zuerst Jedermann dem Regenten nahe treten und ihm seine Bitten und Beschwerden vortragen durfte.

Joseph ging unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit rascher Entschlossenheit daran, die verschiedenen österreichischen Erbländer zu einem einzigen centralisirten Staate zu vereinigen und alle Völker derselben durch deutsche Bildung in Einheit zu bringen. Er theilte daher die ganze Monarchie ohne Ausnahme in dreizehn Regierungsbezirke: 1. Galizien, 2. Böhmen, 3. Mähren und Schlesien, 4. Unterösterreich, 5. Innerösterreich (Steiermark, Kärnthen, Krain), 6. Tirol, 7. Vorderösterreich (Oberösterreich und die schwäbischen En-

claven), 8. Lombardie, 9. Görz, Gradiska und Trieſt, 10. Ungarn und das Banat, 11. Siebenbürgen, 12. Croatien, 13. die Niederlande. Dieſer Centraliſationsplan gelang freilich nicht vollkommen, dennoch wirkte jene Verfügung wohlthätig und dauernd für den Gemeingeiſt der öſterreichiſchen Unterthanen.

Kurz nach dem Tode Maria Thereſiens ſchickte der Kaiſer dem Fürſten von Kaunitz folgendes Handbillet: „Mein lieber Fürſt! Bis jetzt wußte ich blos ein gehorſamer Sohn zu ſein; das war beinahe Alles, was ich wußte und ich war glücklich dabei, da ich eine ſo gute Mutter hatte. Durch dieſen tödtlichen Schlag ſtehe ich nun aber allein an der Spitze meiner Staaten und beladen mit einer Laſt, die ich für meine Kräfte zu ſchwer erkenne. Was mich aber dabei noch aufrichtet, das iſt die Ueberzeugung, daß durch die Fortſetzungen Ihrer Unterweiſungen und Ihres guten Rathes ich mich in dieſen wichtigen und ſchweren Angelegenheiten weſentlich erleichtert finden werde und ich ſchreibe Ihnen deswegen, um Sie hierum auf das Dringendſte zu erſuchen.“ — Joſeph ehrte und achtete überhaupt den Fürſten Kaunitz als weiſen Staatsmann und bewährten Miniſter ſeines Hauſes auf das Innigſte, nur gegen das Ende ſeiner Regierung ließ er ſich manchmal durch ſeine Sucht, Alleinherrſcher zu ſein, zu Schritten hinreißen, die ohne den Rath, ja gegen die beſſere Ueberzeugung des Fürſten unternommen und leider auch keinen glücklichen Ausgang hatten.

Den 21. Auguſt 1781 erließ der Kaiſer ein Geſetz, daß von nun an kein Titel eines päpſtlichen Hausprälaten, apoſtoliſchen Protonotars ꝛc. bei dem päpſtlichen Stuhle nachgeſucht

noch auch über ſolches Verleihungsbreve das placitum regium ertheilt werden ſollte, wenn nicht zuvor der Impetrant die landesfürſtliche Erlaubniß, ſolches zu ſuchen, erhalten und zugleich ein zuverläſſiges Verzeichniß der diesfälligen Koſten zu Rom beigelegt haben würde. Ohne Erfüllung dieſer Bedingniſſe wären alle dergleichen römiſche Conceſſionen ſchlechterdings abzuweiſen. Ferner wurde allen Klöſtern verboten, in den nächſten zwölf Jahren Novizen aufzunehmen.

Eine äußerſt wohlthätige Reform Joſephs war die neue Pfarreintheilung, die am 4. Februar 1780 begonnen wurde. Grundſatz dabei war, daß jede Gemeinde von mehr als 700 Seelen einen eigenen Seelſorger und Niemand weiter als eine Meile in die Kirche zu gehen habe. Demzufolge wurden die alten überflüſſig großen Pfarrſprengel getheilt und eine Menge neuer Pfarreien gegründet.

Einen rührenden Beweis, wie ſehr Joſeph den Fürſten Kaunitz liebte und achtete und deſſen Werth erkannte, liefert folgender Briefwechſel. Es hatte ſich nämlich unter den Koſtbarkeiten, welche nach dem Tode des Prinzen Karl von Lothringen (Bruder des Kaiſers Franz I. und Gemahl der Schweſter Maria Thereſiens) von Brüſſel nach Wien gebracht wurden, auch eine altmodiſche, ungeheuer große Tabakbüchſe gefunden, welche jedoch dadurch großen Werth hatte, daß ſie mit den Bildniſſen aller Mitglieder der kaiſerlichen Familie geziert war. Dieſe Büchſe ſchickte der Kaiſer dem Fürſten mit folgendem Briefe: „Mein lieber Fürſt! Ich habe der Begierde nicht widerſtehen können, Ihnen dieſe Büchſe zu überſenden, die ich ſo eben von Brüſſel erhalten und welche der verſtorbene Prinz Karl von meiner verewigten Mutter

zum Geſchenk erhalten hat. So ungeformt und unbequem ſie auch ſein mag, ſo dünkt es mir doch, ſie wäre wie dazu gemacht, auf Ihrem Schreibtiſche zu liegen und Sie von Zeit zu Zeit an das Ausſehen jener Perſonen zu erinnern, welche, alle insgeſammt und jede insbeſondere, Ihnen für ſo viele weſentliche Dienſte ſo große Erkenntlichkeit ſchuldig ſind. Ich mache zwar nur einen Theil dieſer Familie aus, allein ich trage kein Bedenken, ihr Dolmetſcher zu ſein und bin verſichert, daß ſie Alle gleich mit mir denken. Leben Sie wohl, verzeihen Sie dieſe Schwärmerei der dankbaren Freundſchaft, die ich, wie Sie wohl wiſſen, unverletzlich gegen Sie hege.“

Die Antwort des Fürſten Kaunitz war nicht weniger rührend und empfunden: „Euer Majeſtät! Durch die Ausdrücke des eigenhändigen Billets, mit welchem Eure Majeſtät die Güte gehabt haben die Büchſe zu begleiten, welche Sie geruht, mir zu ſchenken, und welche die koſtbare Sammlung der Bildniſſe von der kaiſerlichen Familie enthält, haben Sie die Dienſte, welche ich ſo glücklich war, Ihrem höchſtverehrten Hauſe ſeit vierzig Jahren zu leiſten, auf eine Art belohnt, die für mein Herz nur die allerſchmeichelhafteſte ſeyn kann. Ich kann Eurer Majeſtät meine Erkenntlichkeit nicht anders bezeigen, als indem ich meinen Eifer für Ihren Dienſt und meine Anhänglichkeit für Ihre Perſon, wenn es möglich iſt, verdopple. Da ich glaube, es werde ſich vielleicht keine ſchicklichere Gelegenheit ergeben, den Charakter Eurer Majeſtät in dem Lichte zu zeigen, in welchem ich wünſche, daß die ganze Welt ihn kenne, als durch den Inhalt Ihres huldvollen Billets, ſo kann ich nicht verbergen, wie ſehr ich wünſchte, daß er nicht unbekannt bleibe. Ich werde indeſſen nichts vornehmen, ohne Eurer Maje-

noch auch über ſolches Verleihungsbreve das placitum regium ertheilt werden ſollte, wenn nicht zuvor der Impetrant die landesfürſtliche Erlaubniß, ſolches zu ſuchen, erhalten und zugleich ein zuverläſſiges Verzeichniß der diesfälligen Koſten zu Rom beigelegt haben würde. Ohne Erfüllung dieſer Bedingniſſe wären alle dergleichen römiſche Conceſſionen ſchlechterdings abzuweiſen. Ferner wurde allen Klöſtern verboten, in den nächſten zwölf Jahren Novizen aufzunehmen.

Eine äußerſt wohlthätige Reform Joſephs war die neue Pfarreintheilung, die am 4. Februar 1780 begonnen wurde. Grundſatz dabei war, daß jede Gemeinde von mehr als 700 Seelen einen eigenen Seelſorger und Niemand weiter als eine Meile in die Kirche zu gehen habe. Demzufolge wurden die alten überflüſſig großen Pfarrſprengel getheilt und eine Menge neuer Pfarreien gegründet.

Einen rührenden Beweis, wie ſehr Joſeph den Fürſten Kaunitz liebte und achtete und deſſen Werth erkannte, liefert folgender Briefwechſel. Es hatte ſich nämlich unter den Koſtbarkeiten, welche nach dem Tode des Prinzen Karl von Lothringen (Bruder des Kaiſers Franz I. und Gemahl der Schweſter Maria Thereſiens) von Brüſſel nach Wien gebracht wurden, auch eine altmodiſche, ungeheuer große Tabakbüchſe gefunden, welche jedoch dadurch großen Werth hatte, daß ſie mit den Bildniſſen aller Mitglieder der kaiſerlichen Familie geziert war. Dieſe Büchſe ſchickte der Kaiſer dem Fürſten mit folgendem Briefe: „Mein lieber Fürſt! Ich habe der Begierde nicht widerſtehen können, Ihnen dieſe Büchſe zu überſenden, die ich ſo eben von Brüſſel erhalten und welche der verſtorbene Prinz Karl von meiner verewigten Mutter

zum Geſchenk erhalten hat. So ungeformt und unbequem ſie auch ſein mag, ſo dünkt es mir doch, ſie wäre wie dazu gemacht, auf Ihrem Schreibtiſche zu liegen und Sie von Zeit zu Zeit an das Ausſehen jener Perſonen zu erinnern, welche, alle insgeſammt und jede insbeſondere, Ihnen für ſo viele weſentliche Dienſte ſo große Erkenntlichkeit ſchuldig ſind. Ich mache zwar nur einen Theil dieſer Familie aus, allein ich trage kein Bedenken, ihr Dolmetſcher zu ſein und bin verſichert, daß ſie Alle gleich mit mir denken. Leben Sie wohl, verzeihen Sie dieſe Schwärmerei der dankbaren Freundſchaft, die ich, wie Sie wohl wiſſen, unverletzlich gegen Sie hege.“

Die Antwort des Fürſten Kaunitz war nicht weniger rührend und empfunden: „Euer Majeſtät! Durch die Ausdrücke des eigenhändigen Billets, mit welchem Eure Majeſtät die Güte gehabt haben die Büchſe zu begleiten, welche Sie geruht, mir zu ſchenken, und welche die koſtbare Sammlung der Bildniſſe von der kaiſerlichen Familie enthält, haben Sie die Dienſte, welche ich ſo glücklich war, Ihrem höchſtverehrten Hauſe ſeit vierzig Jahren zu leiſten, auf eine Art belohnt, die für mein Herz nur die allerſchmeichelhafteſte ſeyn kann. Ich kann Eurer Majeſtät meine Erkenntlichkeit nicht anders bezeigen, als indem ich meinen Eifer für Ihren Dienſt und meine Anhänglichkeit für Ihre Perſon, wenn es möglich iſt, verdopple. Da ich glaube, es werde ſich vielleicht keine ſchicklichere Gelegenheit ergeben, den Charakter Eurer Majeſtät in dem Lichte zu zeigen, in welchem ich wünſche, daß die ganze Welt ihn kenne, als durch den Inhalt Ihres huldvollen Billets, ſo kann ich nicht verbergen, wie ſehr ich wünſchte, daß er nicht unbekannt bleibe. Ich werde indeſſen nichts vornehmen, ohne Eurer Maje-

ſtät Erlaubniß erhalten zu haben, außer daß ich aus der Büchſe, ſo wie aus dieſem mich ſo ſehr beglückenden Billete, ein Fideicommiß für meine Familie machen werde. Ich bitte Eure Majeſtät indeſſen die ehrfurchtvolle Verſicherung meines Dankgefühles und der unumſchränkteſten Anhänglichkeit, die nur mit meinem Leben ein Ende nehmen wird, gütigſt aufzunehmen.» — Folgende Zeilen beſchloſſen als Rückantwort des Kaiſers dieſe intereſſante Correſpondenz: „Es iſt mir lieb, mein theurer Fürſt, wenn dieſe Kleinigkeit Ihnen Freude gemacht hat. Die wenigen Worte, welche ich beigefügt habe, ſind die Geſinnungen meines Herzens, aus denen ich kein Geheimniß mache. Sie können damit verfügen, wie es Ihnen gut dünkt.»

Nach dem Tode der Kaiſerin Maria Thereſia wurden, wie erwähnt, alle Penſionen aufgehoben, welche aus dem ſogenannten Kammerbeutel bezahlt wurden. Ein alter Rittmeiſter bat rückſichtlich ſeiner großen Familie um Fortſetzung dieſes Gnadengehaltes. Der Kaiſer ſagte jedoch ſcherzend: „Ihr müßt euch mit der gewöhnlichen Penſion begnügen, denn der Kammerbeutel hat ein Loch bekommen.» Sogleich ſprach der Rittmeiſter, die Perrücke abziehend: „Auch mein alter Kopf hat im Dienſte Eurer Majeſtät ſo manches Loch bekommen.» Gerührt ertheilte ihm der Monarch einen größeren Gnadengehalt.

Der ſchon öfter erwähnte, durch die Güte Maria Thereſiens errichtete ſogenannte Kammerbeutel war eine Caſſe, welche dazu beſtimmt war, wahrhaft verdienten und dürftigen Perſonen eine Aushilfe, Penſionen und Almoſen zu ertheilen. Natürlich wurde die Güte dieſer Monarchin in

dieſer Hinſicht oft mißbraucht, durch Fürwort und Protection oft dem wahrhaften Verdienſte der Weg verſperrt. Kaiſer Joſeph hob gleich nach ſeinem Regierungsantritte den Kammerbeutel auf und führte die regulirte Penſionsertheilung ein, wonach zehn untadelhafte Dienſtjahre den Anſpruch auf ein Dritttheil, fünfundzwanzig auf die Hälfte und über vierzig auf das Ganze des Gehaltes gibt. Alle Gnadengelder, welche ſich nicht auf dieſe Regeln ſtützen konnten, wurden ohne Ausnahme eingeſtellt. Daß Viele über dieſe Maßregel unzufrieden waren, iſt natürlich, allein Joſeph half demungeachtet gerne aus eigenen Mitteln dem wahren Verdienſte und der unverſchuldeten Armuth.

Ein junger anſehnlicher Menſch von vorzüglicher Größe hatte ſich mehrmals bei dem Prior der Franciscaner gemeldet und verlangt, in den Orden aufgenommen zu werden. Da ihn der Prior ohne kaiſerliche Erlaubniß nicht aufnehmen durfte, ſo verwies er denſelben an den Kaiſer Joſeph, dem die Geſtalt des jungen Menſchen wohlgefiel. Er ernannte ihn zum Cadeten mit einer monatlichen Zulage von zwei Dukaten und ſagte zu demſelben, als er ſich in ſeiner Uniform bedankte: „Sieht er, ſolche Franciscaner habe ich gerne.“

Der Schuldirector und Weltprieſter Karlizky zu Temesvar hatte ſich viele Mühe gegeben, mehre aus Böhmen übergeſiedelte ſogenannte Deiſten wieder zur katholiſchen Kirche zurückzuführen und es war ihm auch gelungen. Der Kaiſer ließ den wackern Prieſter vor ſich kommen und ſagte zu ihm: „Unternehmen Sie ferner das ſegensreiche Werk der Bekehrung, unternehmen Sie es zur Ehre Gottes; Sie

machen dadurch ihrem Stand Ehre und bauen sich eine Stufe in den Himmel.“ Auch die Neubekehrten ließ er zu sich berufen, ermahnte sie zur Standhaftigkeit und beschenkte sie reichlich.

Um, wie bei allen Gelegenheiten, mit eigenem Beispiele im Guten voranzugehen, nach seinem herrlichen Wahlspruche: **Virtute et exemplo**, wurden von Kaiser Joseph sogleich nach dem erlassenen Verbote der Einfuhr fremder Weine, auch dieselben bei Hofe abgeschafft und Joseph schickte alsogleich **1200** Bouteillen Capwein, welche sich noch in den kaiserlichen Kellern befanden, in das allgemeine Krankenhaus, um jene Kranken damit zu erquicken, die sich bereits auf dem Wege der Besserung befanden.

Gleich mit dem Antritte der Alleinregierung des Kaisers Joseph erging ein Decret, worin er das bisher übliche Kniebeugen gegen seine Person und die kaiserliche Familie als eine Ehrenbezeigung abstellte, die nur allein Gott dem Allmächtigen gebühre.

Die Aufhebung der zahlreichen Bruderschaften in Oesterreich bezeichnete Joseph selbst mit folgenden Worten: „Es ist allgemein bekannt, daß in den ersten frömmsten Zeiten des Christenthums und zwar durch die ganzen ersten tausend, ja eilfhundert Jahre in der katholischen Kirche keine Bruderschaften oder abgesonderte sogenannte Liebesversammlungen bestanden; sondern die ganze Christenheit in Jesu Christo eine einzige Bruderschaft gewesen. Hieraus wird Jedermann den unwiderleglichen Schluß leicht selbst ziehen, daß diese nachmals erst aufgekommenen, nun so vervielfältig-

ten und größtentheils verunstalteten Bruderschaften zur Wirkung des ewigen Seelenheils nichts Wesentliches beitragen und also auch weder unmittelbar noch mittelbar nothwendig sind.»

Unter Maria Theresia bestand ein bedeutender Fond zur Unterstützung von Convertiten. Diesen hob Joseph sogleich auf und widmete die Gelder dem Schulfonde.

Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte hob Joseph das noch bestehende, obschon seit längerer Zeit nicht mehr ausgeübte Gesetz auf, welches den Juden gebot, sich durch Bärte, gelbe Aermel oder Bänder zu unterscheiden und ihnen verbot, an Sonn- und Feiertagen vor zwölf Uhr Mittags auf der Straße zu erscheinen. Zugleich wurde die bisher Statt gehabte Leibmauth der Juden aufgehoben und sie wurden von der Pflicht befreit, doppelte Gerichts- und Kanzleitaxen zu bezahlen. Es wurden den Juden ferner die Pachtung von Ackergründen, die Erlernung aller Gewerbe, die Ausübung der freien Künste, das öffentliche Studium aller Wissenschaften und die Betreibung von Fabriken und Großhandlungs-Geschäften erlaubt. Jedoch erst im Jahre 1789 wurde ihnen unter gewissen Beschränkungen die freie Religionsübung in eigenen Synagogen gestattet.

Mit der strengsten Gerechtigkeit verband Joseph auch sehr wohl das feinste Gefühl für Anstand und Ehrenhaftigkeit. Ein Untergeordneter, der von seinem Vorgesetzten beleidigt worden war, verklagte diesen wegen unredlicher Geschäftsführung. Nach gepflogener Untersuchung wurde die Anklage bestätigt gefunden; der Beamte abgesetzt und der Ankläger

erhielt ein bedeutendes Geldgeſchenk. Als aber dieſer, damit nicht zufrieden, auch um eine Anſtellung bei der geheimen Kanzlei anhielt, antwortete ihm der Monarch, der die Motive der Anklage wohl erfahren hatte: „Wo denken Sie hin? In meiner Kanzlei gibt es noch viel wichtigere Geheimniſſe, als in jener Ihres Vorgeſetzten; ich bin meiner Laune nicht immer mächtig und muß mich daher gegen jede Verrätherei ſichern.“

Nachſtehende zwei Briefe, welche Friedrich II. an Voltaire ſchrieb, möchten als Beitrag zur Charakteriſtik dieſes Monarchen und wie er über Joſeph II. dachte, nicht unintereſſant ſein: „Ich reiſe nach Schleſien und werde den Kaiſer ſehen, der mich nach ſeinem Lager in Mähren eingeladen hat. Wir werden uns aber nicht ſchlagen, wie ehedem, ſondern als gute Nachbarn mitſammen verkehren. Dieſer Fürſt iſt höchſt liebenswürdig und verdienſtvoll, er kennt und achtet die Gelehrſamkeit, mit Einem Worte, er iſt ein Kaiſer, wie Deutſchland lange keinen gehabt hat. Wir lieben Beide die Barbaren und Ignoranten nicht, indeſſen iſt das noch kein Grund, ſie auszurotten. Müßte es aber geſchehen, ſo würde dies Schickſal nicht die Türken allein betreffen. Noch manche andere Nation iſt in Stumpfſinn verſunken und aus Mangel an Kenntniſſen ganz verwildert.“

Der zweite Brief (nach dieſer Reiſe) lautet alſo:

„Ich bin in Mähren geweſen und habe den Kaiſer geſehen, der ſich in Bereitſchaft ſetzt, eine große Rolle in Europa zu ſpielen. Er iſt in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und iſt beſcheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert ſeinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerſt gewiſſen-

haft erfüllt; hat Pedanten zu Lehrern gehabt und doch kennt er alle Zweige der neueren Literatur. Wenn Ihnen dieſe getreue Schilderung des Kaiſers kein Genüge thut, ſo muß ich geſtehen, daß Sie ſchwer zu befriedigen ſind. Außer allen jenen Vorzügen hat er auch große Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur, er recitirte mir einmal beinahe einen ganzen Geſang aus dem **Pastor fido** und mehre Verſe aus dem **Tasso** her. Mit ſo etwas muß man immer anfangen, mit der Zeit kommt dann das Speculative und Solide, und am Ende fragt man doch ſich mit Montaigne: **Que sais-je?**»

Eine Frau kam einſtens zur Audienz und brachte eine Bitte wegen einer Proceßangelegenheit vor. »Wer ſind Sie?» fragte der Monarch. »Ich bin die Hofräthin v. N.» erwiederte dieſe mit einer ſtolzen Miene. — »Warum wenden Sie ſich nicht an Ihren Monarchen?» fragte Joſeph die erſtaunte Frau, welche betroffen erklärte, daß ſie das ja eben thue. »Sie irren ſich, meine Liebe,» ſagte Joſeph, »denn ich habe keine Räthinnen, ſondern nur Räthe.»

Joſeph ſtellte bei dem Antritte ſeiner Regierung die meiſten der ſogenannten Deputate ein, welche verſchiedene Beamte außer ihren Gehalten zu beziehen hatten. Ein Rentmeiſter gab eine unterthänigſte Vorſtellung ein, ihm das bereits geſtrichene Weindeputat zu belaſſen. Der Kaiſer ſchrieb aber auf den Rand der Vorſtellung: »Durchaus nicht; ein Rentmeiſter muß vor Allen immer nüchtern ſein.»

Gleich beim Beginne ſeiner Regierung hatte Kaiſer Joſeph, um ſeinem Staate jene Unabhängigkeit zu verſchaffen, die in ſeinen Planen lag, eine äußerſt ſtrenge Oekonomie

eingeführt, die von dem gewohnten Prunke seiner Vorfahren mächtig abstach. Obwohl dadurch viel Ersprießliches erreicht wurde, war man damit doch nicht allgemein zufrieden. An den Aufwand eines zahlreichen, glänzenden Hofes gewohnt, fand man nun häufig den Monarchen gar zu ökonomisch, weil er keine prunkvollen Feste gab, die äußerste Einfachheit in Kleidern zur Mode machte und seine Köche müßig gehen ließ oder wohl gar zum großen Theile pensionirte.

Eine Dame, welche mit irgend einem unbilligen Gesuche von allen Behörden abgewiesen worden war, suchte sich in die persönliche Gunst des Kaisers zu setzen und dadurch ihre Absicht zu erreichen. Einige Tage hindurch spazierte sie im Augarten ganz allein herum und so konnte es denn nicht fehlen, daß sie endlich dem Kaiser begegnen mußte. »So ganz allein, meine schöne Dame,« redete er sie an, »wo haben Sie denn Ihren Herrn?« Die Dame antwortete mit einer tiefen Verbeugung: »Außer Eurer Majestät habe ich keinen Herrn.« Der Kaiser, welcher ihre Absicht durchsah, erwiederte ironisch: »Sie geben mir da ein schönes Beispiel; da ich ebenfalls außer der Kaiserin keine Frau habe, so will ich auch allein spazieren gehen.« Mit diesen Worten ließ er sie verblüfft stehen.

Ein Schwätzer kam mit geheimnißvoller Miene zum Monarchen und vertraute ihm, daß Jemand in einer ansehnlichen Gesellschaft gesagt habe, daß, wenn er achtzig Tausend Husaren hätte, er es mit dem Kaiser aufnehmen wolle. »Das glaube ich gerne,« sagte der Monarch lächelnd, »denn in diesem Falle würde er auch im Verhältniß eine Menge anderes Militär haben und wäre ein Monarch, der leicht jedem in Europa die Spitze bieten könnte.

Der Monarch pflegte gewöhnlich den Rathsverſammlungen ſelbſt vorzuſitzen und konnte es nicht leiden, wenn ſich einer der Beiſitzer verſpätete. Einſt war er jedoch ſelbſt durch wichtige Geſchäfte aufgehalten und kam eine ganze Stunde ſpäter. Als er die Treppe hinaufging, traf er auf einen Rath, der zu eben der Zeit ankam. „Lieber Herr Hofrath,“ ſagte der Monarch lächelnd, „beeilen wir uns, denn wir werden ohnehin heute von dem Präſidenten einen Wiſcher bekommen, daß wir ſo ſpät eintreffen.“

Ein ſchadenfroher Angeber, deren es auch zu Joſephs Zeiten gab, hinterbrachte dem Monarchen, daß man ſich in einer großen Geſellſchaft geäußert habe, der Kaiſer ſei eher grauſam als milde. „Das freut mich,“ ſagte Joſeph gleichgiltig, „denn es beweiſt mir, daß der größte Theil der Menſchen Mitleid mit ſeinem Nächſten hat.“

Wie alle großen Männer, war Kaiſer Joſeph ein abgeſagter Feind von allen Prätenſionen und leerem Ceremoniel. Als ihn daher eine unbemittelte Dame um Ertheilung einer Penſion bat und ihm auf ſeine Frage, ob ſie Kinder hätte, antwortete: „Ja, Euer Majeſtät, drei Fräulein und zwei junge Herren,“ erwiederte er lakoniſch: „Ich habe auch ein Mädel gehabt, ſie iſt mir aber geſtorben.“

Einige Kaufleute beſchwerten ſich, daß ſie bei einem kaiſerlichen Monopole zu großem Schaden kämen. Der Kaiſer gab ihnen den ſinnigen Beſcheid: „Liebe Leute! Ihr verſteht die eigentliche Bedeutung des Wortes Monopol ſo wenig als das Wort Monarch. Wenn ihr dieſe verſtündet, würdet ihr ſo wenig gegen das Monopol einwenden, als

ihr bisher wider die Monarchie einzuwenden gewußt habt. Wißt also, dieſe beiden Dinge haben dieſelbe Bedeutung, und wenn ein Monarch ein Monopol treibt, ſo gibt es ebenſo Miniſter, Präſidenten, Räthe, Bürger und Bauern dabei, als in einer Monarchie. Auf dieſe Art könnt ihr nie etwas bei einem Monopole verlieren; denn der Handelsſtand bleibt bei jedem Monopole immer das, was in der Monarchie das Miniſterium iſt.»

Als einſt zu Wien eine Feuersbrunſt ausbrach, eilte Kaiſer Joſeph ſchnell dazu und ſtellte ſich ganz nahe an ein brennendes Gebäude. Ein Handwerksmann ſah die Gefahr des Kaiſers und bat ihn, ſich von dieſem Orte zu entfernen. Als Joſeph aber doch noch zauderte, ergriff ihn der Handwerksmann beim Leibe, hob ihn in die Höhe und trug ihn an einen ſicheren Ort. Gleich darauf ſtürzte das Gebäude zuſammen und die glühenden Balken fielen gerade auf den Platz, wo der Kaiſer geſtanden hatte. Joſeph reichte dem Handwerksmann ſogleich ſeinen mit Gold gefüllten Beutel, der brave Mann ſchlug ihn jedoch mit den Worten aus: »Was ich gethan habe, geſchah aus Liebe und die laſſe ich mir nicht bezahlen. Darf ich aber um eine Gnade bitten, ſo ſoll es für meinen fleißigen, ehrlichen Nachbar geſchehen, der ſo arm iſt, daß er nicht Meiſter werden und ſich das nöthige Handwerkszeug anſchaffen kann.» Mit Freuden erfüllte der Kaiſer dieſe Bitte; ſeinem Retter zu Ehren aber ließ er eine goldene Denkmünze prägen.

Ein Juwelier hatte einem Edelmanne ſeine Juwelen angeboten. Dieſer bat den Juwelier, ihm nur für einen Tag dieſelben anzuvertrauen, um ſich davon ausſuchen zu können.

Der Juwelier that es ohne Mißtrauen und ließ ein ganzes Kiſtchen voll Juwelen in deſſen Wohnung zurück. Als er jedoch den folgenden Tag wiederkam und wegen ſeiner Juwelen nachfragte, ſtellte ſich der Edelmann ganz fremd und läugnete geradezu, jemals Juwelen von ihm empfangen zu haben. Da der Juwelier keinen Beweis hatte, wußte er keinen andern Rath, als ſich unmittelbar an den Kaiſer zu wenden, dem er weinend ſeine Noth klagte.

Joſeph ließ empört den Edelmann ſogleich zu ſich rufen und befragte ihn über die Angabe des Juweliers. Jener aber verharrte im hartnäckigen Läugnen, betheuerte, den Juwelier nie geſehen zu haben und gab ihm allerlei ehrenrührige Beinamen, daß ihm derſelbe etwas abfordere, was er doch nicht erhalten habe. — Nachdem der Kaiſer einige Augenblicke nachgedacht hatte, ließ er Feder und Papier bringen und ſagte zum Edelmanne: „Es bleibt kein anderes Mittel, als Sie ſchreiben augenblicklich, was ich Ihnen dictire.“ Zitternd gehorchte der Edelmann. Das Schreiben lautete:

»Liebe Frau!

Wenn du deinem Manne Freiheit und Leben retten willſt, ſo gebe ſogleich dem Ueberbringer das Kiſtchen mit Juwelen, welches der Juwelier geſtern zurückgelaſſen hat.“

Dadurch kam auch die Wahrheit an den Tag, der Edelmann ſtürzte dem Kaiſer zu Füßen und bat um Gnade, erhielt aber die wohlverdiente Strafe.

Ein armer Schreiber verlor ein ihm anvertrautes Packet mit Bancozetteln im Betrage von 4000 fl. Im Augenblicke, als der Schreiber, in den man natürlicher Weiſe Mißtrauen ſetzen mußte, arretirt werden ſollte, brachte ein junges Dienſtmädchen das Packet, welches ſie gefunden hatte, zu Gericht.

Edelmüthig ſchlug ſie jede Belohnung dafür aus; der Kaiſer aber, der von dieſem Vorfalle unterrichtet wurde und auch vernahm, daß das Mädchen mit einem Fahnenſchmied verlobt war, befahl ihr zu ihrer Ausſtattung 300 Ducaten auszuzahlen.

Eines Abends ging der Kaiſer, wie er gewohnt war, ganz einfach gekleidet im Augarten ſpazieren und fand ein Mädchen daſelbſt, die bitterlich weinte. Er fragte ſie ſogleich um die Urſache; ſeines geringen Anzuges wegen aber wollte ſie ſich ihm lange nicht anvertrauen und erſt nach langem Zureden brachte er heraus, daß ſie eine arme Officierstochter ſei, die ihren Vater verloren habe und mit ihrer Mutter den bitterſten Mangel leide. Auf die Frage, warum ſie ſich nicht an den Kaiſer wende, erwiederte ſie, dies ſei ſchon mehrmals geſchehen, allein ſie ſei ſtets mit der Antwort abgewieſen worden, der Kaiſer könne nicht Jedermann geben. Joſeph reichte ihr drei Ducaten, ſprach ihr zu, ſich zu beruhigen und ſagte ihr, ſie ſollte den folgenden Tag um 10 Uhr in das Schloßgebäude kommen, er gelte ſelbſt etwas bei dem Kaiſer und wolle ſich zu ihren Gunſten verwenden. Durch ihre Mutter aufmerkſam gemacht, mit wem ſie eigentlich geſprochen habe, begab ſich das Mädchen am folgenden Tage zitternd in das Schloß und warf ſich dem Kaiſer beſtürzt zu Füßen. Der gütige Monarch hob ſie liebreich auf, machte ihr ein anſehnliches Geſchenk und gab ihr die Verſicherung einer hinlänglichen Penſion für ihre Mutter, die nach deren Tode auf ſie fallen ſolle. Als er ſie entließ, ſprach er noch: »Schließen Sie künftig nie mehr von dem Kleide auf den Mann, denn auch unter einem geringen Kleide kann ein wohlthätiges Herz verborgen ſein.«

Beiſpiel eines ſeltenen Opfers der kindlichen Liebe, das eigentlich nur in Romanen vorzukommen ſcheint, iſt folgendes: Einem armen böhmiſchen Bauer drohte wegen einer geringfügigen Summe, die er ſchuldete, die ſtrengſte Execution. Er klagte ſein Leid mit Thränen ſeinem Sohne, der als gemeiner Soldat diente. Nach einigem Nachſinnen entdeckte ihm dieſer, daß einer ſeiner Kameraden dieſen Abend deſertiren wolle, der Vater ſolle es bei der Behörde anzeigen, wofür er die dafür feſtgeſetzte Summe erhalten würde, die hinreichend wäre, ſeine Schuld zu bezahlen. In der höchſten Noth willigte endlich der Bauer nach längerem Bedenken und auf die dringenden Vorſtellungen ſeines Sohnes in dieſen Schritt und das Geld wurde für ihn bereit gehalten. Zur Nachtzeit ſchlich ſich der Sohn an den Ort, wo der Deſerteur eintreffen ſollte, er wurde ergriffen, und da er ſeine ſcheinbare Abſicht nicht läugnete, ſogleich an das Regiment abgeliefert, wo er die auf Deſertion geſetzte harte Strafe geduldig erlitt. Sein freudiger Ausruf jedoch nach derſelben: »Gottlob, nun iſt es vorbei und mein Vater iſt frei!« kam dem Oberſten zu Ohren, der alsbald den ganzen Hergang der Sache entdeckte und an den Kaiſer meldete. Joſeph ließ den edelmüthigen Sohn nach Wien kommen, beſchenkte ihn reichlich und ernannte ihn ſogleich zum Offizier.

Kaiſer Joſeph war nach dem Beiſpiele ſeiner großen Mutter ſtreng religiös und es iſt bloße Verleumdung, wenn man der Maßregeln wegen, die er zur Wohlfahrt des Staates für nothwendig hielt, das Gegentheil behauptet. Wenn er zu Pferde war und es begegnete ihm ein Geiſtlicher mit dem Venerabile, ſo ſtieg er ab, kniete nieder und empfing von dem Prieſter auf öffentlicher Straße den Segen. Als er nach

einer Kloſteraufhebung in Böhmen einem Wagen begegnete, auf dem die geiſtlichen Gewänder unordentlich durcheinander geworfen waren, gerieth er darüber in den größten Unwillen und gebot auf das Schärfſte, daß man Kirchenſachen und geweihte Gefäße mit der größten Ehrfurcht behandeln ſolle.

Den 15. October 1781 erſchien das erſte Toleranzedict. Es betraf die Anhänger der augsburgiſchen und helvetiſchen Confeſſion und die nicht-unirten Griechen. Dieſen wurde die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes, die Erbauung von eigenen Bethäuſern — doch ohne Thürme, Glocken und freien Eingang von der Gaſſe, — dann die Eidesformel nach ihren Religionsgrundſätzen zugeſtanden; endlich befohlen, dieſelben bei Civil- und Militärſtellen ohne Rückſicht auf ihre Religion anzuſtellen und zu befördern. — Dieſen Begünſtigungen war indeſſen ſchon durch Maria Thereſiens Milde vorgearbeitet worden, ſo eine eifrige Anhängerin der katholiſchen Religion ſie auch war. Es befanden ſich ſchon unter ihrer Regierung über vier Millionen Nichtkatholiken im Staate und viele Tauſende derſelben in der Reſidenz, die ſich über keinerlei Druck zu beklagen hatten.

Den 1. November 1781 erſchien das kaiſerliche Manifeſt, welches die bisher noch in Böhmen, Mähren und Schleſien übliche Leibeigenſchaft aufhob und dasſelbe enthielt unter andern folgende merkwürdige Stelle: »Da Wir in Erwägung gezogen, daß die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Einführung einer gemäßigten, nach dem Beiſpiele Unſerer öſterreichiſchen Erblande eingerichteten Unterthänigkeit auf die Verbeſſerung der Landescultur und Induſtrie den nützlichſten Einfluß habe; auch daß Vernunft und Menſchenliebe für dieſe Aenderung das Wort ſprechen: ſo haben Wir

Uns veranlaßt gefunden, von nun an die Leibeigenſchaft gänzlich aufzuheben und ſtatt derſelben eine gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen.»

Das von Kaiſer Joſeph unterm 15. October 1781 erlaſſene Toleranzedict lautete wörtlich folgendermaßen:

»Seine römiſch-kaiſerliche apoſtoliſche Majeſtät, überzeugt einerſeits von der Schädlichkeit alles Gewiſſenszwanges und andererſeits von dem großen Nutzen, der für die Religion und den Staat aus einer wahrhaft chriſtlichen Toleranz entſpringt; haben Allerhöchſt folgende Maßregeln feſtgeſetzt und ſämmtlichen Behörden zur genaueſten und unverbrüchlichſten Nachachtung vorgeſchrieben:

1. Daß den Unkatholiſchen, d. i. augsburgiſchen und helvetiſchen Confeſſionsverwandten, ſo wie den Graecis non unitis, wo deren, nämlich der Proteſtanten und non unitorum, eine genugſame Zahl vorhanden und es nach den Kräften derſelben thunlich iſt, das exercitium religionis privatum ohne Rückſicht, ob es jemals gebräuchlich geweſen oder nicht, von nun an geſtattet ſei.

2. Iſt dieſem exercitio religionis privato kein anderer Verſtand zu geben, als daß den Proteſtanten und non unitis für ihre Bethäuſer und Kirchen kein Geläut, keine Thürme und kein Eingang, der eine Kirche vorſtellt, zugeſtanden, ſonſt aber ihnen ſelbige, wo ſie wollen, zu erbauen und alle Ausübung ihres Gottesdienſtes ſowohl in denſelben als auch außer ſolchen bei Kranken, wo immer ſich dieſe befinden mögen, vollkommen frei gelaſſen werden.

3. Da, wo ihnen, Proteſtanten und non unitis, ſchon dermalen ein mehreres eingeräumt iſt, ſo hat es bei ſelbigem ſein Verbleiben.

4. Wollen Seine Majestät diesen sämmtlichen Religionsverwandten auch in jenen Ländern und Städten, wo selbige der Religion wegen der Professionen und des Incolats, des Bürger- und Meisterrechts, der akademischen Würden und der Civildienste bisher nicht fähig waren, künftig eines und das andere **per viam dispensationis** allemal ohne Anstand ertheilen.

5. Sind dieselben in keinem Falle zu einer andern Eidesformel, als zu derjenigen, die ihren Religionsgrundsätzen gemäß ist, oder zur Beiwohnung der Umgänge oder Functionen der dominanten Religion, wenn sie nicht selbst wollen, anzuhalten.

6. Soll bei Wahlen und Dienstvergebungen, so wie es bei dem Militär mit vieler Frucht und ohne mindesten Anstand geschieht, keineswegs auf den Unterschied der Religion, sondern auf Rechtschaffenheit und Fähigkeit der Competenten, dann ihren christlichen und moralischen Lebenswandel lediglich Bedacht genommen werden.

Es war eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Monarchen, daß er Alles, was er als nützlich und gut einsah, auch sogleich ausgeführt wissen wollte. Eines Theils erklärt sich dadurch die sinnreiche Aufschrift an dem von seinem erhabenen Neffen gesetzten Denkmale: **non diu, sed totus**, anderntheils aber wurde dadurch auch unbestreitbar viel Anlaß zu Uebereilung und überstürzten Maßregeln gegeben, die in der Folge dennoch unausgeführt bleiben mußten. Als man es jedoch einmal wagte, ihm Gegenvorstellungen zu machen, erwiederte er unwillig: „Von Allem, was ich unternehme, will ich auch gleich die Wirkung sehen. Als ich den Augarten pflanzte und die Alleen um die Stadt anlegen ließ, so nahm

ich zum nöthigen Verſetzen keine jungen Sproſſen, die erſt der Nachwelt dienen können, nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und meine Mitmenſchen Vergnügen und Vortheil finden können.“

Der verdienſtvolle Pater Parhammer wurde von Kaiſer Joſeph bekanntlich zum Director des neu organiſirten Waiſenhauſes in Wien ernannt, das unter deſſen Leitung ſo vortrefflich gedieh. Bei einem Beſuche, den der Kaiſer in demſelben machte, beklagte ſich Parhammer über die Hinderniſſe, die man ſeinen Einrichtungen von vielen Seiten in den Weg legte, und über die Schmähungen, die er oft unverdient anhören mußte. Joſeph antwortete lächelnd und bedeutſam: »Machen Sie es wie ich, laſſen Sie die Thoren ſchwatzen.“

Einen Begriff von des Kaiſers außerordentlicher Leutſeligkeit und Freundlichkeit gibt folgende Begebenheit: Er fuhr einſt bei ſehr üblem Wetter in den Augarten. Unterwegs traf er einen Gärtner aus Schönbrunn, der die Aufſicht über die Arbeiter im Augarten hatte. Augenblicklich ließ er halten und fragte den Gärtner, warum er ſich bei ſo ſchlechtem Wetter keinen Wagen nehme. Auf deſſen Verſicherung, daß es ſeine Umſtände nicht erlaubten, gebot ihm der Kaiſer, ſich ſogleich in ſeinen Wagen zu ſetzen, und da die Schüchternheit des ſo hoch Geehrten während des Fahrens nur zu ſichtlich war, ſo ſagte der Kaiſer noch beim Ausſteigen ſcherzend zu ihm, es hätte ſich zwar gebührt, ihm, als einem Gaſte, die rechte Seite zu laſſen, da er jedoch die Pferde hätte lenken müſſen, ſo möchte er ihm dieſe Unhöflichkeit zu Gute halten.

Wie sehr Kaiser Joseph auch selbst Strafen mit wohlthätigen Zwecken zu verbinden verstand, davon gibt nachstehender Vorfall Zeugniß: Ein herrschaftlicher Förster schoß einst im kaiserlichen Gehege einen Hirsch und wurde deshalb verurtheilt, hundert Ducaten Strafe zu erlegen. Joseph bestätigte zwar dieses Urtheil, nachdem er sich von dessen Zahlungsfähigkeit überzeugt hatte, ließ aber den Betrag den barmherzigen Brüdern unter der Bedingung ausfolgen, daß dadurch eine Stiftung zur unentgeltlichen Aufnahme kranker Jäger gegründet werde.

Einst traf Joseph einen Geistlichen im Controllorgange, der auf den Monarchen ehrfurchtsvoll zuging und sprach: „Ich bin der Pfarrer von N. und komme auf E. M. eigenen Befehl.“ Joseph klopfte ihn freundlich auf die Schulter und erwiederte: „Sie sind ein rechtschaffener Mann, schreiben Sie es meiner Unkenntniß zu, daß Sie so lange in Mangel lebten. Ich bemerkte mit wahrer Herzensfreude in Ihrem Bezirke die gute Unterweisung in der Religion und daß Sie sich trotz Ihres geringen Gehaltes davon nicht abschrecken ließen. Deshalb schätze ich Sie noch einmal so hoch. Statt 50 fl. jährlich sollen Sie künftig 300 haben. Dafür muß jedoch, was Sie an Feldern und Grundstücken haben, Ihrem Flecken anheimfallen. Der Prediger der Worte des Herrn muß nicht gezwungen sein, sein Brot im Schweiße des Angesichtes zu erwerben; auch zerstreut die Sorge für eine Wirthschaft und raubt jene Zeit, welche dem Unterrichte gewidmet werden soll.“ — „Euer Majestät,“ sagte der Pfarrer, „das habe ich längst mit stiller Trauer bemerkt und da die Leutseligkeit Eurer Majestät bis in meinen abgelegenen Flecken bekannt wurde und Höchstdieselben Jedermann anhören, der nach

Maßgabe ſeines empfangenen Pfundes nützlich ſein will, ſo habe ich mir von den Pfründen in Eurer Majeſtät Erblanden Kenntniß geſammelt und einen kleinen Entwurf zu deren Ausgleichung zu Papier gebracht, den ich E. M. hier unterthänigſt überreiche.» — »Ich danke Ihnen für Ihre Mühe, ich werde es leſen, gewiß leſen. Eine wohlgeordnete Seelſorge liegt mir vorzüglich am Herzen. Obwohl auch der Städter ihrer unentbehrlich bedarf, ſo hat er doch mehre andere Wege zu ſeiner Vervollkommnung. Dem armen Landmanne iſt ſein Pfarrer Alles in Allem. Ich will daher, daß man die geſchickteſten Männer zu derlei Aemtern nehme, werde aber auch bedacht ſein, daß ihre Beſoldung mit ihrer Mühe im Verhältniſſe ſtehe. Wie viele Seelen enthält Ihr Sprengel?»

»Fünfthalb Hundert, Eure Majeſtät.»

»So viel, iſt das möglich?»

»Eure Majeſtät, dieſe fünfthalb Hundert Menſchen ſind nicht gerade in meinem Flecken, ihre Zahl beläuft ſich deshalb ſo hoch, weil noch zwei kleine Ortſchaften dazu gehören.»

»Und zu dieſen Allen ſind nur Sie und Ihr Cooperator?»

»Eure Majeſtät, ich habe gar keinen Gehilfen, bisher war es mir unmöglich einen zu halten, jetzt aber ſoll es meine erſte Sorge ſein.»

»Gar keinen Gehilfen? Drei Ortſchaften und nur Ein Pfarrer?»

»Euer Majeſtät, es iſt in der That ein ſchmerzliches Gefühl für einen rechtſchaffenen Prieſter, wenn er oft bei aller Eile, mit dem möglichſten Beſtreben, wegen zu großer Entfernung mit dem Sterbſacramente zu ſpät kommt und ſo ohne ſein Verſchulden den armen Sterbenden ohne ſeinen letzten und größten Troſt laſſen muß.»

»Ja wohl! das iſt entſetzlich! Drei Ortſchaften und nur Ein Prieſter! Gehen Sie gleich in die Chur, ſuchen Sie ſich in meinem Namen zwei Gehilfen aus. Sie ſollen ſich ohne Zeitverluſt bereiten, mit Ihnen abzugehen. Für Ihr Auskommen werde ich ſchon Sorge tragen. Vertheilen Sie dieſelben nach Gutdünken und Nothwendigkeit in Ihrem Sprengel. So lange ich regiere, ſoll der arme Landmann ſeinen letzten Troſt nicht entbehren. Ich glaubte bei meiner Durchreiſe, Sie hätten den einzigen Bezirk.«

»Anfangs wohl, Eure Majeſtät, als aber der Pfarrer und der Caplan der einen Ortſchaft, welche die andere mit zu beſorgen hatten, ſtarben, ließ man ihre Stelle eingehen, weil die Unterthanen, die überaus arm ſind, ſie nicht mehr zu erhalten im Stande waren. Die Herrſchaft wollte die Koſten nicht tragen und ſo kamen dieſe Ortſchaften an mich.«

»Es war auch nie mein Wille, daß eine Pfründe von den Unterthanen unterhalten werden ſoll. Ich werde die Sache auf das Nachdrücklichſte unterſuchen und Wehe dem, den ich ſchuldig finde. Man hätte es mir berichten oder zweckmäßige Anſtalten treffen ſollen. Wie kann ich mir treue Unterthanen verſprechen, wenn man ſie in den heiligſten Pflichten ihres Lebens, die der Grundſtein bürgerlicher Glückſeligkeit ſind, ununterrichtet läßt! Einen Prieſter zu drei Ortſchaften! — Gehen Sie, Herr Pfarrer, gehen Sie ja gleich, ich kann den Gedanken nicht länger ertragen, daß ſchon manche meiner Unterthanen, wie Sie es ſelbſt ſagen und ich es unter dieſen Umſtänden ganz natürlich finde, ohne geiſtlichen Beiſtand geſtorben ſind. Ich werde für Alles ſorgen, wie ich ſchon ſagte, und was Ihren Entwurf betrifft, den werde ich leſen, gewiß leſen.« Damit entließ Joſeph den gerührten Prieſter und dieſes Geſpräch liefert uns abermals

den Beweis, wie Ernſt es Joſeph mit wahrer Religion und Gottesfurcht war.

Einen Beweis, daß es der Kaiſer nicht unter ſeiner Würde hielt, ſich ſelbſt von den geringſten Thatſachen, die in Wien vorfielen, in Kenntniß zu ſetzen, liefert folgende überraſchende Antwort, die er einem Beamten gab, der um Gehaltzulage bat, indem es in Wien ſo theuer zu leben wäre. Der Monarch antwortete lächelnd: »Speiſen Sie beim Engel in Mariahilf, dort iſt es wohlfeil,« was ſich auch in der That ſo verhielt, denn zu jener Zeit bekam man in dieſem Gaſthauſe vier Speiſen für ſechs Kreuzer.

Als ein berühmter Phyſiker für eine allerdings wichtige Entdeckung im Bereiche dieſer Wiſſenſchaft, außer ſeiner als Beamter genießenden Beſoldung, noch eine beſondere Belohnung etwas ungeſtüm forderte, ließ ihm der Kaiſer folgende Antwort ertheilen, die von dem richtigen Tacte des Monarchen in allen Angelegenheiten das ſchönſte Zeugniß gibt: »Die Leute, welche in meinen Dienſten ſtehen und die ich dafür bezahle, ſind auf das Strengſte verpflichtet, alle ihre Talente zur Beförderung meines Intereſſes zu verwenden. Wenn man alſo blos ſeine Schuldigkeit thut, ſo hat man kein Recht, Belohnung zu fordern, indeſſen werde ich doch ſehen, was ich zu thun haben werde. Hätte der Supplicant ſtatt des Wortes Belohnung ſich des Wortes Gnades bedient, ſo würde er allerdings beſſer gethan haben. Nur Gott allein belohnt uns für die Ausübung unſerer bloßen Pflicht.«

Unter Kaiſer Joſeph erſchien eine Verordnung, wodurch jene Advocaten, welche wiſſentliche ungerechte Proceſſe an-

nahmen und führten, beim ersten Falle namentlich in der Zeitung aufgeführt, beim zweiten aus der Liste der Advocaten gestrichen wurden.

Ein kaiserlicher Hauptmann war unter den Waffen ergraut und hatte viele Wunden aufzuweisen, die er im vierzigjährigen Dienste erhalten hatte. Da das Alter seine Kräfte geschwächt hatte, war er genöthigt, um seine Entlassung zu bitten. Der Kaiser gewährte ihm zu diesem Zwecke eine Audienz und fragte ihn leutselig: »Wie lange haben Sie gedient?« — »Volle vierzig Jahre,« war die Antwort. — »Wie alt sind Sie?« — »Siebzig Jahre vorüber.« Der Monarch sicherte ihm sogleich den wohlverdienten Ruhegehalt zu. Nachdem der Hauptmann ehrfurchtsvoll gedankt hat, setzte er bei, daß er, wenn es ihm gestattet wäre, noch eine Bitte vorzutragen habe. Der Monarch ertheilte ihm die Erlaubniß und der Hauptmann sagte: »Euer Majestät, ich bin ein geborner Franzose und wünschte den mir gnädigst bewilligten Ruhegehalt in meinem Vaterlande und bei meinem Vater genießen zu dürfen.« — »Wie, also lebt Ihr Vater noch?« fragte der Kaiser verwundert. »Ja, Eure Majestät, er lebt noch in **Bourbonne les bains**, ist über hundert Jahre alt, aber noch gesund und rüstig; von Herzen wünschte er vor seinem Lebensende noch seinen Sohn zu sehen und den Kaiser zu segnen, der ihm diese Freude bereitet.« — »Nun, so gehen Sie zu Ihrem Vater,« sagte der Monarch huldvoll, »grüßen Sie ihn in meinem Namen, und damit Sie wegen der Reisekosten gedeckt sind, so sollen Sie Majors-Pension erhalten, die ich Ihnen sogleich beim Kriegszahlamte anweisen werde.«

Es war eine beſondere Eigenſchaft des Monarchen, daß er bei Vergehungen weniger auf die Bedeutung und den Umfang derſelben, als auf die Veranlaſſung und die dadurch entſtandenen Folgen ſah. So hatte ein Beamter in einer kleinen Landſtadt eine Summe von 600 Gulden aus einer Caſſe genommen. Er wurde, nachdem dieſe Thatſache entdeckt worden war, eingezogen, und es ſollte ihm der Proceß gemacht werden. Nachdem der Kaiſer ſich durch Unterſuchung jedoch überzeugt hatte, daß der Beamte bisher von dem unbeſcholtenſten Rufe geweſen war und dieſes Verbrechen nur aus höchſter Noth, da er eine zahlreiche Familie beſaß, und in der Abſicht begangen hatte, es ſobald als möglich durch Wiedererſtattung gut zu machen, ſo verzieh ihm der Kaiſer, ſetzte ihn wieder in ſein Amt ein und vermehrte ſeinen Gehalt. Durch dieſe gnadenvolle Handlung wurde eine ganze Familie von dem unüberſehbarſten Elend gerettet, dem es ſonſt verfallen geweſen wäre.

Der damalige Capellmeiſter zu St. Stephan, Leopold Hoffmann, ein tüchtiger Muſiker, hatte faſt alle Erzherzoge und Erzherzoginnen, Söhne und Töchter der Kaiſerin Maria Thereſia, im Clavierſpielen unterrichtet und wohnte auch gewöhnlich ihren Kammermuſiken bei. Einſt war er mit Kaiſer Joſeph ganz allein. Der Monarch ſpielte den Flügel, Hoffmann begleitete ſein Spiel mit der Violine. »Mich dünkt,« ſprach der Kaiſer, »der Flügel klingt nicht gut in dieſem Zimmer, die Töne würden ſich beſſer vernehmen laſſen, wenn derſelbe in dem anſtoßenden großen Saale ſtünde.« — Hoffmann erwiederte ſchnell: »Ich will ſogleich Lakaien rufen.« — »Was man ſelbſt thun kann,« entgegnete lächelnd der Kaiſer, »dazu braucht man keine fremde Hilfe, greifen Sie an.«

Joſeph ergriff ſogleich den Flügel bei dem breiten Ende und unter fortwährendem Gelächter wurde derſelbe in dem Nebenſaal getragen.

Wie mehre ſeiner Vorfahren, z. B. Ferdinand III., Leopold I. und Joſeph I., hatte Kaiſer Joſeph auch gute muſikaliſche Kenntniſſe, verſuchte ſich auch zuweilen in der Compoſition und ſchrieb ſich manche Arie für ſeine ſchöne Baßſtimme. Einſt legte er eine derſelben in einer italieniſchen Oper ein, die auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn gegeben wurde. Es ſollte zwar Niemand den Componiſten wiſſen, allein ähnliche Dinge bleiben ſelten Geheimniß und als der Monarch den großen Mozart, welcher der Vorſtellung beiwohnte, fragte, was er von der Arie halte, antwortete dieſer mit einer Freiheit, die man dem einfachen Manne kaum zutrauen ſollte: „Nun, die Arie iſt nicht übel, der ſie aber gemacht hat, iſt noch viel beſſer.“

Eines Tages begegnete der Kaiſer auf einem Spaziergange ein junges Mädchen, die ein Packet trug und auf deren Geſichtszügen ſich der bitterſte Kummer malte. Freundlich fragte er ſie, was ſie trüge und warum ſie ſo betrübt wäre. Sie antwortete, daß es Tiſchgeräthe wäre, das ſie verkaufen wolle, um ihr und ihrer Mutter Lebensunterhalt zu verſchaffen. Auf weiteres Befragen vernahm der Kaiſer, daß die Mutter Witwe eines Beamten ſei, der lange Zeit dem Staate redlich gedient hatte, daß ſie jedoch keine Penſion hätte erhalten können. »Man hätte,« antwortete Joſeph lebhaft, „dem Kaiſer eine Bittſchrift überreichen ſollen. Haben Sie denn keinen Bekannten, der ſich Ihrer bei dieſer Sache angenommen hätte?“ Traurig verneinte ſie es und fügte noch dazu, daß es auch nicht viel geholfen haben würde, indem man ihr

von der Großmuth des Kaisers eben nicht die besten Begriffe beigebracht habe. „Man hat Sie hintergangen," sagte der Monarch heftig, „ich bin versichert, daß der Kaiser Ihre Lage verbessert hätte, wenn er davon in Kenntniß gesetzt worden wäre. Wissen Sie was, verfassen Sie eine Bittschrift und bringen Sie dieselbe morgen um 10 Uhr in die Burg. Ich gelte etwas bei dem Kaiser, ich will Sie ihm selbst vorstellen und glaube, daß mein Bemühen nicht vergeblich sein wird. Unterdessen lassen Sie Ihre Sachen unverkauft, ich strecke Ihnen einstweilen sechs Ducaten vor und wenn wir mit unserem Anliegen glücklich sind, so werden Sie mir dieselben zurückerstatten." Erfreut entfernte sich das Mädchen und begab sich des andern Tages schüchtern in die Burg. Der Kaiser hatte sich indessen um die Wahrheit ihrer Angaben erkundigt und da er sie bestätigt fand, trat er ihr freundlich entgegen, hieß ihr sich zu fassen, da sie bei seinem Anblicke fast ohnmächtig ward, übergab ihr eine Anweisung zu einer Pension für ihre Mutter und sagte ihr auf die liebevollste Weise: „Ihre Mutter und Sie werden mir die Verzögerung verzeihen, wodurch Sie in solche Verlegenheit gesetzt wurden und die ohne meine Schuld Statt hatte. Sie können nun überzeugt sein, daß es von meiner Seite ungern geschehen ist. Sollte aber künftig wieder Jemand übel von mir sprechen, so wünsche ich nichts, als daß Sie meine Partei nehmen wollen."

Als der Kaiser von einem wackern Officier gehört hatte, welcher ziemlich dürftig war und eine große Familie zu ernähren hatte, so nahm er sich vor, ihn einmal zu besuchen. Bei seinem Eintritte sah der Monarch die ganze Familie am Tische sitzen, er überlief die Kinder mit einem Blicke und sagte ver-

wundert: „Ich habe wohl gehört, daß Sie zehn lebendige Kinder haben, nun sehe ich aber gar, daß es ihrer eilf sind; gehören Sie Ihnen Alle zu?“ — „Nein, Euer Majestät,“ erwiederte der wackere Officier, „das eilfte ist eine arme Waise, die ich vor meiner Hausthüre gefunden und angenommen habe.“ Gerührt sagte der Kaiser zu ihm: „Braver Mann, diese Kinder sollen alle meine Kostkinder sein, und daß Sie fortfahren können, ihnen so schöne Beispiele von Tugend und Ehre zu geben, so werde ich für Jedes eine jährliche Pension von zweihundert Gulden zahlen. Für Ihren ältesten Sohn aber werde ich insbesondere sorgen und ernenne ihn hiermit zum Lieutenant.“

Durch Joseph's Bemühungen, den Wohlstand seiner Unterthanen zu befördern und den Staatsreichthum durch Begünstigung arbeitsamer Menschen zu vergrößern und zu sichern, fanden unter seiner Regierung zahlreiche Einwanderungen aus fremden Ländern Statt. Eine Anzahl Genfer Bürger wandte sich nach Constanz am Bodensee, das damals unter Oesterreichs Herrschaft stand; Scharen türkischer Unterthanen entflohen dem drückenden Joche ihrer Pascha's und fanden Schutz und Freiheit im Banate. Durch große Vortheile angelockt, fanden sich zahlreiche Anbauer für das zu wenig bevölkerte Galizien; bei Ofen und Pest, so wie im Banate, siedelten sich Holländer an und Triest nahm mehre türkische, dalmatinische und einige Genfer Familien auf, die den Verkehr daselbst nicht wenig belebten.

Joseph schien eine Art von Abneigung gegen die Büchergelehrsamkeit, wie er sie benannte, und auch gegen die Stu-

bengelehrten, die er größtentheils in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen nicht tadellos fand, zu haben. Dabei aber fühlte er das dringendſte Bedürfniß ausgebreiteter Kenntniſſe zu ſeinem hohen Berufe und der allgemeinſte, als der kürzeſte Weg, dieſelben zu erlangen, ſchien ihm bei ſeiner ſo ſehr beſchäftigten Stellung den Vorzug zu verdienen. Deshalb las er am liebſten Handbücher, Magazine und Encyklopädien. — Uebrigens kann einem Fürſten keineswegs Verachtung der Gelehrſamkeit vorgeworfen werden, welcher ſo viele Lehranſtalten und Bibliotheken ſtiftete, auf gute Lehrbücher Preiſe ſetzte, und in alle Welttheile naturhiſtoriſche Reiſen zu unternehmen befahl. Seine einmal im Scherz gemachte Vergleichung des Buchhandels mit dem Käſehandel beweist vielmehr eher Achtung als Verachtung für die Wiſſenſchaften, da dieſelben hier und da zum Gewerbe herabgewürdigt wurden. — Joſeph wollte zuerſt das Staatsgebäude aufrichten, dann erſt verzieren, und ſorgte daher vor Allem für das, was er als nützlich und nöthig erkannte. Wie viel er aber mit unübertroffener Kenntniß für den Handel und die Induſtrie, für Commerz- und Fabriksweſen ſeiner Staaten geleiſtet hat, das beweiſen die Römerwerke von Straßen und Canälen in Kroatien und an der Gränze, im Littorale und in Belgien, in Tirol und in der Lombardie, die unter ſeiner unvergeßlichen Regierung ausgeführt wurden.

Ein gewiſſer mittelmäßiger Dichter glaubte ſich berechtigt, in einer Ode gegen den Papſt Ausfälle machen zu dürfen. Der Kaiſer war jedoch darüber auf das Höchſte aufgebracht, ließ ihm einen ſcharfen ſchriftlichen Verweis geben, bis auf weitere Verordnung alles Schreiben un-

terſagen und der Buchhändler, welcher die Ode drucken ließ, ward mit einer Geldbuße von hundert Ducaten geſtraft.

Nachdem der Kaiſer eine Bittſchrift von einem alten Beamten um Verſorgung ſeiner zwei Söhne erhalten hatte, verlangte er ſie ſelbſt zu ſehen. Sie wurden ihm vorgeſtellt, da ſie jedoch äußerſt modiſch geputzt waren und nach der Sitte der damaligen Zeit zwei Uhren anhängen hatten, ſo ſagte Joſeph, nachdem er ſie lange betrachtet hatte, lakoniſch zu dem Vater: »Meine Meinung iſt, Sie ſuchten ſie bei einem Uhrmacher anzubringen.«

Eine Anekdote, welche ſchon hundertmal abgedruckt und bald dieſem, bald jenem Fürſten, am öfteſten Friedrich II. zugeſchrieben wurde, kürzlich erſt wieder gar Friedrich Wilhelm III., iſt nur von Kaiſer Joſeph authentiſch. Eine Frau, welche gerne ihre Eheſcheidung bewirken wollte und deshalb dem Kaiſer einen Fußfall machte, klagte über die Mißhandlung ihres Mannes. »Das iſt übel,« erwiederte der Monarch, »aber das geht mich nichts an, wenden Sie ſich an das Conſiſtorium.« Nun glaubte ſie die Sache beim rechten Ende anzufaſſen und eröffnete dem Kaiſer, daß ſich ihr Mann ſelbſt gegen ſeine allerhöchſte Perſon mit Schmähungen herausgelaſſen habe. Joſeph aber antwortete achſelzuckend: »Das iſt abermals übel, aber das geht Sie nichts an,« und entließ die Verblüffte.

Bei einer Ausfahrt ſah der Kaiſer einen Zuſammenlauf in einer Gaſſe, ließ ſogleich halten und um die Urſache fragen. Ein Junge ertheilte Auskunft und ſagte, daß ein Kammerherr verhaftet worden ſei. »Ein Kammerherr?« fragte

der Kaiſer verwundert, „und warum, wie heißt er?“ — „Das weiß ich nicht,“ erwiederte der Junge, „er wohnt aber dort beim Schneider im vierten Stock auf der Kammer.“ Lachend befahl der Kaiſer weiter zu fahren. — Man muß nämlich wiſſen, daß in Wien die Zimmer, welche nicht zum Heizen gerichtet ſind, Kammern genannt werden und folglich die Miether von ſolchen Appartements Kammerherren, wie jene von ordentlichen Zimmern, Zimmerherren.

Bei öffentlichen Tafeln, wozu ſich gewöhnlich eine Menge von Zuſchauern verſammelte, liebte es der Kaiſer, ſchüchternen Frauenzimmern ſtarr in das Geſicht zu ſehen. Wenn eine derſelben ſeinen Blick aushielt, ohne den ihrigen zu Boden zu ſchlagen, beſchenkte er ſie lächelnd mit Zuckerwerk oder einer Orange. Jene aber, die es nicht thaten, gingen leer aus.

So ſehr Kaiſer Joſeph Künſte und Wiſſenſchaften liebte und beförderte, ſo war er doch Künſtler-Anmaßungen äußerſt abhold, und ſein berühmter Miniſter, Fürſt Kaunitz, theilte dieſe Anſichten mit ihm, wie folgende Anekdote bezeugt: Eine arme Officiers-Witwe meldete ſich bei dem Fürſten, bei dem ſich eben ein damals ſehr berühmter italieniſcher Sänger mit der Bitte um Gehaltszulage befand, und bat flehentlich um eine kleine Penſion. Der Fürſt wendete ſich halblächelnd zu dem Virtuoſen und fragte ihn, ob er nicht aus Edelmuth, zu Gunſten dieſer Dame von ſeinem Geſuche abſtehen wolle? — „O nein,“ ſagte der Sänger aufgeblaſen, „das muß bezahlt ſein,“ indem er an ſeine Kehle griff, „lieber meinen Abſchied.“ — „Wie viel haben Sie jetzt Beſoldung?“ fragte der Fürſt. „Tauſend Gulden,“ war die

Antwort. Gelaſſen fuhr Kaunitz fort: »Sie ſind ein edelmüthiger Mann, mit 200 fl. iſt dieſer Dame und ihrer Familie geholfen und es bleibt noch für vier Nothleidende übrig. Sie haben Ihren Abſchied.« Und der Monarch billigte und beſtätigte dieſe Entſcheidung.

Schnelle Expedition liebte und belohnte Kaiſer Joſeph auch in phyſiſcher Hinſicht. So erinnerte er ſich am Abend vor ſeiner Abreiſe nach Ungarn, daß er einige Schriften, die er mitnehmen wollte, im Augarten oder in Schönbrunn vergeſſen habe. Er ſchickte ſogleich einen Secretär mit dem Schlüſſel dahin ab, um ſich dieſelben bringen zu laſſen. Der Secretär kam ganz beſtürzt mit der Nachricht zurück, daß er ſie nicht gefunden habe. „So müſſen ſie in Laxenburg liegen,“ ſagte der Kaiſer, „eilen Sie dahin, ich gehe nicht eher zu Bette, bis ich die Schriften habe.“ Bei ſpäter Nacht langte der Secretär in Laxenburg an, der wachhabende Hauptmann wollte ihn jedoch nicht in das Cabinet laſſen, da er nichts Schriftliches vom Kaiſer bei ſich hatte und erſt nach der Vorſtellung, daß der Kaiſer wachend darauf warte, begab ſich der Hauptmann mit ihm in das Cabinet, nahm die Schriften und verfügte ſich jedoch ſelbſt an der Spitze von vier Mann Wache, die den Herrn Secretär in die Mitte nehmen mußten, nach Wien in die Burg. Der Kaiſer entſetzte ſich anfangs über ſeinen Secretär, der in Begleitung von Wache erſchien. Auf des Hauptmanns Entſchuldigung aber ſagte er lächelnd: »Es iſt wahr, ich habe in der Eile auf eine ſchriftliche Vollmacht vergeſſen. Sie haben klug gehandelt, Herr Hauptmann, und hier nehmen Sie 50 Ducaten.

In einem Dorfe nahe bei Wien, wohin der Kaiſer oft einen Abendritt zu machen pflegte, fand er einmal einen alten Soldaten vor einer Thüre ſitzen und ſein Pfeifchen rauchend. Joſeph ließ ſich unerkannt mit ihm in ein Geſpräch ein und fragte ihn, wie lange er gedient habe. — „Vierzig Jahre,“ war die Antwort. — „Iſt es wahr, guter Freund,“ fragte der Kaiſer weiter, „daß es den Soldaten nicht gut geht und daß ſie nicht ſo gehalten werden, wie der Kaiſer befiehlt?“ — „Ich meinerſeits,“ ſagte der Soldat, „habe mich nie beklagen können.“ — „Habt ihr denn auch mehre Feldzüge mitgemacht,“ fuhr der Kaiſer fort, „und verſchiedenen Schlachten beigewohnt?“ Hier fing der Soldat mit der ganzen Redſeligkeit eines alten und verſuchten Kriegsmannes zu erzählen an, woraus Joſeph entnehmen konnte, daß er ſich immer brav gehalten habe. Beim Abſchiede fragte er ihn noch um ſeinen Namen und nachdem ſich der Monarch näher nach dem Wohlverhalten und die Verdienſte des alten Mannes erkundigt hatte, ließ er ihm vierzig Ducaten zuſtellen und ernannte ihn zum Officier.

Im Burgtheater zu Wien wurde zum erſten Male „der dankbare Sohn“ von Engel gegeben. Als der bekannte Schauſpieler Schröder beim Geſundheittrinken die Worte ausrief: „Es lebe der König!“ erhob ſich augenblicklich enthuſiaſtiſches Händeklatſchen, das dreimal wiederholt wurde und eben ſo oft die Wiederholung dieſer Worte veranlaßte. Endlich neigte ſich der Kaiſer gegen das Volk und nach einem abermaligen Ausbruche der Begeiſterung trat wieder die aufmerkſamſte Stille ein.

Ein redlicher Beamter, den Joſeph bei mehren Gelegenheiten geprüft hatte, wurde von einem ſeiner Neider verleum-

det, daß er ſich gegen mehre der kaiſerlichen Verordnungen tadelnd erklärt habe. Man erwartete deſſen unverzügliche Abſetzung. Der Kaiſer aber ſagte, der Beamte werde auf ſeinem Platze bleiben und ſeinen alten Wirkungskreis behaupten. »Derjenige,« ſetzte er dazu, »welcher noch niemals eine meiner Verordnungen getadelt hat, werfe den erſten Stein auf ihn.«

Eine Bäuerin ſtand lange mit ihrer Bittſchrift in der Hand im Controllorgange der kaiſerlichen Burg, worin ſie dringend um die Entlaſſung ihres Sohnes aus dem Militärdienſte bat, da ſie ihn nach dem Tode ihres Mannes nothwendig in der Wirthſchaft brauchte. Endlich kam der Kaiſer und forderte ihr die Bittſchrift ab, las ſie und ſagte, er wolle für die Sache ſchon ſorgen. »Ja,« ſagte die Bäuerin, »das nutzt alles nichts, wenn nicht **Vivat** (**Fiat**) darunter ſteht, das hat mir der Verwalter ſchon geſagt.« Der Kaiſer ſchrieb lächelnd darunter: **Vivat Hadik** und ließ ſie damit zu dem Hofkriegsraths-Präſidenten führen. Dieſer begab ſich zum Kaiſer, der ihm lachend den Vorfall erzählte, und der Sohn wurde frei.

Ein Beamter in Galizien kam um ſeine Entlaſſung mit dem Bedinge einer zweijährigen Abfertigung ein und wollte in dieſem Falle auf jede Penſion verzichten. Kaiſer Joſeph, dem dieſes ſonderbare Verlangen vorgelegt wurde, that den anſcheinend harten, aber tief begründeten Ausſpruch: »Dieſer Mann iſt mir bekannt, er kann dem Staate noch viele Jahre nützlich dienen, und iſt daher um ſeine Aeußerung anzugehen, ob er dienen wolle oder nicht. Im letzten Falle aber ſoll er nicht nur keine Abfertigung, ſondern auch niemals Penſion

erhalten. Der Grille eines Einzelnen wegen ſoll der Staatsdienſt nicht leiden.“

Ein getaufter Jude kam nach Wien und perorirte dem Kaiſer ein Langes und ein Breites vor, wie nützlich er ſich ſeit vielen Jahren dem Staate erzeigt, und welche Verdienſte er erworben habe, ſo daß er glaube, auf ſichere Anerkennung rechnen zu dürfen. Joſeph aber, der deſſen Beweggründe und Abſichten durchſah, erwiederte kaltblütig: „Sie haben nach Ihrem eigenen Zeugniß ſo groß und edel gehandelt, daß ich nicht im Stande bin, Sie zu belohnen, das muß Gott thun.“

Auf einem Familiengute fand Kaiſer Joſeph auf dem Schloßgange einen ſchmutzigen Jungen müßig ſtehen und fragte ihn was er da wolle. „Ich bin,“ erwiederte dieſer, „der Burſch des Rauchfangkehrer-Jungens.“ Ueber dieſe ſonderbare Würde mußte der Kaiſer zwar lachen, doch traf er ſogleich Maßregeln zur Verminderung des dienenden Perſonales.

Ein junges und hübſches Mädchen ſtand einſtens ängſtlich im Controllorgang und wartete auf den Kaiſer. Als er erſchien, ging er auf ſie zu und fragte ſie mit raſcher Stimme: „Wer ſind Sie, wie heißen Sie?“ — „Nanette Klein,“ erwiederte ſie erſchreckt. —„Und was wollen Sie von mir!“ — Das Mädchen fiel ihm zu Füßen und ſagte zitternd: „Nur einen kleinen Gnadengehalt, Ew. Majeſtät. Ach, ich habe freilich gar keinen Anſpruch darauf, aber ich weiß mir ſonſt gar nicht zu helfen.“ Der Kaiſer betrachtete ſie einen Augenblick und ſagte lächelnd: „Haben Sie denn gar keinen Liebhaber, der mit der Zeit für Sie ſorgen kann?“ — „Ach ja,“ erwiederte

das Mädchen verſchämt, »aber er hat nur eine kleine Anſtellung und kaum für ſich ſelbſt zu leben.« — »Nun ſo ſchicken Sie ihn morgen zu mir.« — Als derſelbe am folgenden Tage kam, übergab ihm der Kaiſer, der ſich vorher ſorgfältig nach ſeinen Eigenſchaften erkundigt hatte, ein Anſtellungs-Diplom mit vermehrtem Gehalte, das jedoch die ausdrückliche Bedingung enthielt, ſogleich die »Kleiniſche Nanette« zu heirathen.

Als der Kaiſer bei einem Spaziergange auf der Baſtei ein junges Mädchen bei einem Brunnen Waſſer ſchöpfend fand, redete er ſie an und fragte, ob denn die Laſt ſchwer wäre. — »O freilich,« erwiederte ſie dem Unbekannten, »beſonders, wenn man es nicht gewohnt iſt.« Auf weiteres Befragen erfuhr Joſeph, daß ſie eine Beamtenstochter ſei, deren verdienſtvoller Vater geſtorben und eine Witwe mit fünf Kindern hinterlaſſen habe, die von einer Penſion von 100 Gulden leben müſſe. »Aber warum,« fuhr Joſeph auf, »wenden Sie ſich nicht an den Kaiſer?« — »Ach Gott,« ſagte das Mädchen naiv, »der gibt nichts her, der nimmt eher.« — »Nun,« ſagte der Kaiſer lächelnd, »probieren Sie's nur, er nimmt nur Denen, die es nicht brauchen und gibt Jedem, der es verdient.« Bald war auch der Noth der armen Familie abgeholfen.

Durch Mißverſtehen des kaiſerlichen Willens entſtand 1784 ein gefährlicher Aufſtand der Walachen in Siebenbürgen. Sie glaubten ſich nämlich durch die Einführung der Conſcription in bloße Unterthanen des Landesherrn verwandelt und ihren Gutsherrn keinerlei Gehorſam mehr ſchuldig zu ſein. Obendrein durch die ſtrenge Behandlung mehrer

Grundherren erbittert, wurden ſie auch durch einige ſchlaue und unruhige Köpfe, wie z. B. den Mönch Kriſchna und die Anführer Horiah und Kloska, aufgehetzt; Horiah, der eigentlich Niklas Urß hieß, ein Menſch nicht ohne Anlagen und Bildung, aber von den wildeſten Leidenſchaften erfüllt, faßte ſogar den kühnen Plan, ſich zum König der Walachen aufzuſchwingen. Zu dieſem Zwecke bearbeitete er mit ſeinem Gefährten Kloska die Walachen zunächſt in Geheim; dann begab er ſich ſogar nach Wien und wußte vom Kaiſer für den Flecken Bran im Zarander Comitat das Marktrecht auszuwirken. Mit Hilfe der darüber ausgeſtellten Urkunden überredete er die größtentheils des Leſens unkundigen Walachen, daß er bevollmächtigt ſei, an einem beſtimmten Tage alle Edelleute zu ermorden. Die Verſchwörung wurde aber entdeckt und Befehl zur Verhaftung der Anführer gegeben. Jetzt glaubten die Verſchwörer ihrer eigenen Sicherheit wegen nicht länger zögern zu dürfen und fingen an gegen den Adel und die Geiſtlichkeit mit beiſpielloſer Grauſamkeit zu wüthen. Mehre tauſend Menſchen verloren unter den größten Martern das Leben, viele Dörfer und Flecken wurden verbrannt und Ritterſitze zerſtört, ehe mit Erfolg gegen das Unweſen eingeſchritten werden konnte. Horiah nannte ſich nun König von Dacien und leiſtete mit ſeinen Anhängern während des Winters 1784 den hartnäckigſten Widerſtand. Erſt im folgenden Jahre gelang es die Aufrührer zu ſchlagen und zu zerſtreuen, ſo wie auch ihrer Rädelsführer habhaft zu werden. Horiah und Kloska wurden hingerichtet, der Mönch Kriſchna tödtete ſich ſelbſt und dadurch wurde die Empörung gänzlich erſtickt, die jedoch Ströme von Blut gekoſtet hatte.

Bei einer Reiſe des Kaiſers begegnete ihm ein Transport Recruten, die meiſtens aus derben Bauernburſchen beſtanden, denen man den Beruf zur Feldarbeit noch deutlich anſah. — Nachdenkend ſagte der Kaiſer: »Das iſt Alles gut, nun ſoll man aber auch an die Müßiggänger in gewichsten Stiefeln denken und auch dieſe zu Soldaten anwerben.«

Ein armer Beamter, deſſen Treue und Redlichkeit der Kaiſer lange erprobt hatte, bat um eine beſſere Anſtellung, da er ſeine Kinder in ſeiner gegenwärtigen Lage nicht ernähren könne. Der Kaiſer war eine Zeitlang in Nachdenken verſunken und redete ihn dann mit raſcher Stimme an: »Wollen Sie ins Zuchthaus?« Erſchreckt fuhr der Beamte zurück; der Kaiſer beſann ſich jedoch ſchnell, und ſagte lächelnd: »So iſt's nicht gemeint, lieber Alter, aber es iſt gerade die Verwaltersſtelle darin ledig und dieſe kann ich Ihnen zuſichern.«

Ein berühmter engliſcher Schriftſteller urtheilte folgendermaßen über Joſeph II.: »Sein erhabener und menſchenfreundlicher Charakter verdient aufrichtige und allgemeine Verehrung. Diejenigen, welche behaupten, daß er in einigen ſeiner Maßregeln übereilt oder zweckwidrig gehandelt habe, behaupten nichts weiter, als daß er ein Menſch iſt.«

Eine der angenehmſten Vergnügungen des Kaiſers war die Muſik. Bei ſeinem Aufenthalte in Wien war faſt täglich nach der Tafel Muſik. Wenn ein großes, vollſtimmiges Concert war, ſo ſpielte er oft das Violoncell dabei, der Erzherzog Franz die Violine. Bei Quartetten und kleineren

Parthien aber ſpielte der Kaiſer das Clavier und ſang auch oft Arien mit einem angenehmen, reinen Baſſe.

Kaiſer Joſeph liebte, ſchätzte und unterſtützte das Theater. Er war es, der zuerſt ein eigentliches National-Schauſpiel in Wien gründete. Von komiſchen Stücken und Opern war er ein großer Freund. Uebrigens ſaß er nie in der eigentlichen Hofloge, ſondern in der dritten Loge links vom Theater. Nur ſelten aber hielt er das ganze Stück aus, oft blieb er nur während ein paar Acten oder hörte nur einige Arien aus einer Oper.

Joſeph liebte die Jagd, aber mehr als eine nothwendige Leibesübung, denn als Vergnügen. Er jagte Hirſche in der Gegend von Stammersdorf, ſchoß Wild im Prater oder in der Brigittenau, ſelten auf ſeinen Familiengütern. Während des Feldzuges gegen die Türken hob er die Equipage der Parforce-Jagd gänzlich auf. Einſt war er bei einer ſolchen in großer Lebensgefahr. Ein Hirſch ſprang auf ihn zu, verwickelte ſich mit dem Geweih in ſein Kleid und hob ihn von der Erde auf. Das Kleid zerriß und der Hirſch rannte davon, der Kaiſer aber hatte eine Contuſion auf der Bruſt bekommen, die er noch Monate lang fühlte.

Bei eigener äußerſter Sparſamkeit und weiſeſter Haushaltung liebte es Kaiſer Joſeph demungeachtet, daß ſich ſeine Umgebungen des kaiſerlichen Hofes würdig zeigten. So hatte einer der vornehmſten und begüterſten Herren plötzlich eine ſehr auffallende Einſchränkung in ſeinem Haushalte eingeführt. Als ihm der Kaiſer deswegen Vorwürfe

machte, wollte sich Jener mit dem kaiserlichen Beispiele entschuldigen. Joseph aber sprach: „Wenn das Bedürfniß des Staates mich nöthigt, auf die höchste Oekonomie zu sehen, so erfordert die Wohlfahrt desselben, daß meine reichen Unterthanen den Ueberfluß ihrer großen Einkünfte unter das Publicum in Umlauf bringen.“

Die Kosten der vielen und großen Reisen, welche der Kaiser machte, bestritt er blos aus seinem Familienvermögen. Aus diesem schoß er auch den Fabrikanten Geld vor und aus diesem gab er jährlich 20,000 Gulden in das Armen-Institut. Täglich pflegte er 100 Ducaten oder eben so viele halbe Souverainsd'or zu unvorhergesehenen Ausgaben in die Tasche zu stecken.

Einst hatte man einen der schönsten Hirsche eingefangen, und ihn zur nächsten Parforcejagd bestimmt. Der Hirsch wußte sich aber wieder loszumachen und zerstörte den reichen Erntesegen eines Landmannes. Dieser, der sonst keine Hilfe erhalten konnte, sich aber des Edictes erinnerte, welches jedem Gutsbesitzer erlaubt, wenn er auf gehörige Anzeige keine Hilfe erlangt, sich solche durch Erlegung des Wildes selbst verschaffen darf, schoß den Hirsch ohne Weiters nieder und ersuchte den Förster, auf seinen Acker zu schicken und das erlegte Wild, das ihm so viel Schaden zugefügt hatte, abholen zu lassen. Der Förster war vor Bestürzung außer sich, da am folgenden Tage schon die Jagd Statt haben sollte. Der Bauer wurde in Eisen gelegt und der Kaiser durch den Oberstjägermeister von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt, mit der Anfrage, was Se. Majestät über den Frevler beschließen würden. — „Was ich beschließe?“ erwiederte gütig der Monarch, —

„daß man den Hirsch verkaufe, den Bauer augenblicklich freilasse und ihm das auf die Erlegung eines Raubthieres bestimmte Schußgeld bezahle.“

Auf einem Spaziergange um die Bastei bemerkte der Kaiser einen kleinen Knaben, welcher bitterlich weinte. Sogleich fragte ihn der leutselige Monarch um die Ursache. „Ach,“ jammerte der Kleine, „meine Mutter liegt schwer krank und ich sollte einen Arzt holen, er kommt aber nicht unter einem Gulden und den haben wir nicht.“ — „Führe mich zu deiner Mutter,“ sagte Joseph, „ich bin auch ein Arzt und will ihr umsonst ein Recept schreiben.“ Bei der Frau angekommen, ließ er sich ihre Krankheit erzählen, erkundigte sich um die Umstände der Familie, schrieb einen Zettel und entfernte sich, von ihrem heißen Danke begleitet. Der Knabe eilte sogleich in die Apotheke, allein wie groß war sein Erstaunen und das Entzücken der armen Frau, da sich das angebliche Recept als eine Anweisung auf 50 Ducaten an die kaiserliche Chatouille zeigte.

Ein Beispiel der strengen Gerechtigkeitsliebe Josephs und der schwärzesten Verderbtheit eines Sohnes fiel auf einer Reise des Monarchen nach Polen vor. In einem kleinen Städtchen hatte ein Beamter, der eine bedeutende öffentliche Casse verwaltete, einen leichtsinnigen Sohn, der schon große Summen verschwendet hatte. Einst, eben als der Kaiser im Orte anwesend war, quälte der Sohn seinen Vater abermals um 600 Gulden und erklärte, daß Ehre und Leben von dieser Summe abhänge. Nach manchen vergeblichen Vorstellungen und Warnungen öffnete der Vater endlich die öffentliche Casse. „Das ist das einzige Mittel, dein

der Gesundheit und freien Leibesbewegung nachtheilig getragen wurden. Darum verbot er auch in allen Waisenhäusern, Klöstern und Erziehungsanstalten, daß solche widernatürliche Pressen ferner angewendet würden und jedem Schullehrer wurde aufgetragen, daß kein Mädchen mit einem Mieder angethan in die Schule kommen dürfe. Geraume Zeit nach diesem Gebote wollte ihm ein Frauenzimmer, deren Leib durch eine Schnürbrust auf das widernatürlichste zusammengepreßt war, eine Bitte vortragen. Unwillig sagte Joseph: »Ehe Sie anfangen zu sprechen, sagen Sie mir, in welchem Küraſſier-Regimente Sie eigentlich dienen?«

Als Kaiser Joseph einst einigen Bauern, die eine Beschwerde vorbrachten, die gütigste Aufmerksamkeit geschenkt und ihr Anliegen auf das genaueste geprüft hatte, konnten sie ihre Rührung nicht länger unterdrücken und riefen: „Lang lebe unser bester Kaiser, wie freundlich, wie gütig ist er!“ Da sagte der Kaiser mit leuchtenden Blicken zu ihnen: „Worüber verwundert ihr euch, meine Kinder? Bin ich nicht euer Vater und euer Freund?«

Eines der höchsten Verdienste erwarb sich Kaiser Joseph durch die Verbesserung des Schulwesens in Oesterreich. Schon unter seiner großen Mutter begannen die Reformen. Sie setzte eine Schulcommission nieder, die besonders die Verbesserung der Stadt- und Landschulen zum Zwecke hatte. Der berühmte Abt Felbiger wurde als Generaldirector des sämmtlichen deutschen Schulwesens in den Erbstaaten nach Wien berufen. In allen österreichischen Provinzen wurden Normalschulen errichtet, die den andern Schulen des Landes zum Muster dienten und an welchen nicht nur allein geprüfte

mittag unbeweglich auf dem Throne ſitzen muß und nicht einmal den Kopf bewegen darf.“

Ein junger Menſch übergab dem Monarchen im Controllorgange eine Bittſchrift, die von orthographiſchen Fehlern wimmelte und worin er um eine Anſtellung bat, auf die Verdienſte ſeines Vaters und Großvaters pochend. Der Monarch verſprach zu willfahren und übergab ihm einen verſiegelten Zettel an ſeinen Vater, worin aber zu dieſem und des Sohnes Beſchämung zu leſen war: „Der Bittſteller hat ſich erſt genau mit den Trivial- und Normalgegenſtänden der öffentlichen Schule bekannt zu machen, ehe er es wieder wagt, mich um eine öffentliche Anſtellung zu behelligen.“

Der bekannte Luftſchiffer Blanchard wandte ſich ſchriftlich an den Kaiſer, um Erlaubniß zu der Production ſeiner Kunſt in Wien zu erhalten. Er bekam jedoch folgenden ſchriftlichen Beſcheid auf ſeine Bitte: „Ich habe Ihre Zuſchrift erhalten Monſieur Blanchard, Sie haben die Neugierde Ihrer Zuſchauer durch ſo viele und an verſchiedenen Orten gegebene Proben hinlänglich befriedigt, ſo daß mir kein Zweifel an dem Gelingen Ihrer Kunſt übrig bleibt. Sobald Sie durch Ihre Kenntniſſe und wiederholten Verſuche das Mittel gefunden haben werden, mit der Luftſchifffahrt auch nur irgend einen nützlichen Zweck zu verbinden, ſoll es mir zum großen Vergnügen gereichen, wenn Sie nach Wien kommen und mich davon überzeugen wollen.“

Wie bereits erwähnt, war Kaiſer Joſeph ein abgeſagter Feind von den beengenden und ſteifen Miedern und Schnürbrüſten, die zu ſeiner Zeit ganz beſonders extravagant und

unter Josephs Zeiten war daher das österreichische Schulwesen eine der vorzüglichsten Anstalten dieser Art in ganz Europa und seine treffliche Mutter wie er selbst legten den festen Grund zu dessen heutiger Vollkommenheit, worin Oesterreich selbst die in anderer Hinsicht so gerühmten und auch wirklich ausgezeichneten Länder Frankreich und Großbritanien bei Weitem überbietet.

In früherer Zeit war das öffentliche Gassenkehren Strafe liederlicher Weibspersonen der untersten Classe, denen man auch die Haare abschor, um sie kenntlich zu machen. Da diese Schaustellung verworfener Geschöpfe aber mit vielen Scandalen verknüpft war, so hob Joseph diese Einrichtung bald nach dem Antritte seiner Regierung auf. Freilich hatte Josephs spätere Verordnung, diese Arbeit durch Betrüger und Verbrecher jedes Standes verrichten zu lassen, eben auch keine ersprießlichen Folgen, indessen fiel doch immer das öffentliche, allgemeine Aergerniß weg.

Es machte Joseph so vieles Vergnügen, seinen Lieblingsaufenthalt in Wien, den Augarten, sehr zahlreich besucht zu sehen, daß er jährlich eine Menge Nachtigallen kaufte, die er in dem Garten fliegen ließ.

Joseph gestattete zwar seiner Dienerschaft durchaus keinen Uebermuth, kein ostentatioses Betragen, auch durften sie keine überflüssige Pracht in der Kleidung entwickeln, die gewöhnlich in einem tuchenen Ueberrock, einer bordirten Scharlachweste und einem mit Goldtressen besetzten Hute bestand. Dagegen aber war er, wie gegen Fremde, so auch gegen seine Dienerschaft äußerst gütig und herablassend und auf seinen

Reiſen erlaubte er Allen, vom Kammerdiener bis zum Küchenjungen, wenn er Briefe nach Wien abſendete, ihm die ihrigen an ihre Angehörigen dazu zu geben. Bei ſeiner Anweſenheit zu Paris bemerkte er einmal, daß einer derſelben beim Abſenden der Briefe eine traurige Miene machte und fragte ihn ſogleich, ob er nicht auch etwas zu ſchreiben gehabt hätte. „O ja,“ antwortete dieſer betrübt, »ich habe jedoch weder Feder noch Dinte.“ — „Warum haſt du es denn nicht von mir verlangt,“ ſagte der gütige Monarch, »wende dich künftig nur ohne Scheu an mich, wegen ſolchen Kleinigkeiten ſoll deine Familie nicht ohne Nachricht bleiben.“

Ein Mann, welcher den Einkauf des Obſtes für den Hof zu beſorgen hatte, begab ſich zu dieſem Zwecke an die Donau, wo eben ein Schiff mit Obſt angekommen war. Er fragte den Verkäufer um den Preis und dieſer verſicherte, daß er es nicht unter ſiebzig Gulden geben könne. Der redliche Commiſſionär aber ſagte ihm mit gebietender Stimme, das Obſt gehöre für den Kaiſer und dieſer hätte befohlen, kein Schiff mit Obſt theurer als um zwanzig Gulden zu kaufen und dieſen Preis müſſe er ſich auch gefallen laſſen. Der arme Verkäufer ſtrich das Geld ſeufzend ein und ging dann dem Augarten zu, bittere Thränen weinend. Da ſich bald das Volk um ihn her verſammelte, fragte der Kaiſer, der eben aus dem Augarten geritten kam, um die Urſache dieſes Zuſammenlaufes. Davon in Kenntniß geſetzt, befahl er den Mann, ihm zu folgen, ritt in das Waſſerbauamt, ließ ſich das Protocoll aufſchlagen und fand achtzig Gulden für das Schiff eingeſchrieben. Der Betrüger erhielt ſogleich eine empfindliche Strafe, dem Obſthändler aber wurden die ſechzig

Gulden nachbezahlt und er erhielt obendrein für den erlittenen Kummer ein anſehnliches Geſchenk.

Als ein Landpfarrer um Erlaubniß bat, die heiligen Orte und Jeruſalem beſuchen zu dürfen, erhielt er den Beſcheid: „Ich mißbillige Ihren frommen Eifer nicht, rathe Ihnen aber, mit Ihrem Vorhaben zu warten, bis Sie in den wohlverdienten Penſionsſtand getreten ſind. Vor der Hand iſt es ein gottgefälligeres Werk, Ihre Pflichten als Seelſorger auszuüben und Ihren Kirchſprengel fleißig zu beſuchen.“

Der bereits erwähnte Controllorgang in Wien bot ſtets ein intereſſantes Schauſpiel dar. Wer immer dem Monarchen ein Anliegen perſönlich vortragen, eine Gnade erflehen, ſeine Gerechtigkeit anrufen, um Schutz bitten, heilſame Vorſchläge für öffentliche Anſtalten thun wollte, begab ſich dahin. Wenn der Kaiſer in Wien war, ſah man dieſen Gang den ganzen Tag mit allen Gattungen von Menſchen angefüllt. Alle Claſſen der Geſellſchaft konnten ihn betreten. Da ſah man Hohe und Niedere, Officiere, Beamte, Projectanten, Witwen und Waiſen, Geiſtliche und Weltliche, Fabrikanten, Bürger und Bauern ꝛc. Die meiſten erſchienen mit einer Bittſchrift in der Hand, viele thaten ihre Geſchäfte auch mündlich ab. Alles war in geſpannter Erwartung, bis ſich eine Thür öffnete. Der Kaiſer kam heraus, der Haufe umringte ihn, man überreichte die Bittſchrift, bat um die allerhöchſte Signatur und ging ab. Wer einen kurzen mündlichen Vortrag hatte, erklärte ſich auf der Stelle im Gange ſelbſt. Weſſen Geſchäft eine längere Unterredung erforderte, der erhielt die Erlaubniß, in ein nahes Cabinet zu treten und dort ſein Herz zu öffnen. Dieſer Auftritt erneuerte ſich des

Tages vier- bis fünfmal. Freilich konnte nicht Jedermann und zu allen Zeiten vollkommen befriedigt den Controllorgang verlaſſen, denn welcher Monarch kann alle Wünſche ſeiner Unterthanen befriedigen, allen ihren Beſchwerden augenblicklich abhelfen, alle an ihn geſtellten Forderungen erfüllen? Indeſſen iſt es jedenfalls ſchon ein großer Troſt, ſicher zu ſein, daß man auch im dürftigſten Anzug, auch mit dem unangenehmſten Vortrag, den Monarchen ſelbſt ſprechen konnte. — So war es damals in dem berühmten Controllorgange und ſo iſt es noch heute bei den öffentlichen und Privat-Audienzen. Joſeph aber gab das erſte Beiſpiel, den unmittelbaren Zugang in ſeinen Palaſt dem letzten Taglöhner ſo wie dem erſten Edelmann zu öffnen.

Als ſich zwei Officiere, nichtiger Urſache wegen, mit einander auf Tod und Leben duellirten, erließ Joſeph an den Regimentscommandanten folgendes Schreiben: „Die beiden Herren ſchicken Sie ſogleich in Arreſt; der Eine iſt jung, aufbrauſend und von ſeiner Geburt und von falſchen Ehrbegriffen eingenommen. Der Andere iſt ein alter Kriegsmann, der jede Sache mit Degen und Piſtolen berichtigen will. Ich will und dulde aber keinen Zweikampf unter meinem Heere. Veranſtalten Sie alſo ſogleich ein Kriegsrecht über dieſe beiden Officiere, unterſuchen Sie mit jener Unparteilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenſtand ihres Streites, und wer von Beiden der am meiſten Schuldtragende iſt, der werde das Opfer der Geſetze und ſeines Schickſals.“

Ein Geiſtlicher, der um Vermehrung ſeines Grundeigenthumes bat, um Coloniſten unter ſeiner Aufſicht darauf zu

ſetzen, erhielt den kurzen Beſcheid: „Der heilige Paulus machte Chriſten, aber keine Coloniſten.“

Die Gemüthsart Joſephs war raſch und aufbrauſend, Alles ſchnell ergreifend, aber auch oft eben ſo ſchnell wieder verwerfend. Sein Gang war raſch, wie ſeine Geberden und ſein ganzes Thun. Weichlichkeit war ihm eine unbekannte Sache, Sorge und Schonung für ſein Leben und ſeine Geſundheit waren ihm läſtig. In dieſer Hinſicht ähnlich ſeinem großen Ahnherrn Maximilian I., ſtürzte er mit Pferden, gerieth auf Reiſen in angeſchwollene, reißende Ströme, öfters kaum haarbreit vom Tode entfernt, auch ſetzte er ſich oft bedenklichen Gefahren bei den Jagden aus. Alles das machte ihm jedoch keine Minute Sorge oder ſchüchterte ihn ein; im Gegentheile gab es ihm Gelegenheit, darüber zu ſcherzen.

Dem geraden, offenherzigen und raſchen Charakter des Kaiſers gemäß, hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was weitſchweifig, ſteif, ſchwülſtig, was leeres Ceremoniel, Etikette und überflüſſige Formalität war. Sein moraliſcher und politiſcher Charakter war jedenfalls eine Art von Räthſel, eine wunderbare Miſchung von Gutmüthigkeit und Härte, von großen und kleinen, von überdachten und übereilten Ideen, von weitausſehenden und kurzſichtigen Planen und Entwürfen.

Joſephs von Natur ſo offener Charakter gewann dennoch in der Folge einen ſtarken Zuſatz von Mißtrauen. Er war freilich überzeugt, wie ſelten ſeine Abſichten recht ausgeführt oder gedeutet, wie häufig ſeine Befehle mißbraucht wurden und das mußte ihn wohl mißtrauiſch machen. Wenn man

bedenkt, wie viele Hinderniſſe, Gehäſſigkeiten und Verdrüßlichkeiten er bei mancher ſeiner Einrichtungen zu bekämpfen hatte, ſo muß man ihm manchen heftigen Schritt, manchen harten Ausſpruch zu Gute halten.

Ein wirkliches Vergnügen für Joſeph waren, abgerechnet ſeiner politiſchen Abſichten dabei, ſeine Reiſen. Fremde Völkerſchaften, ihre Sitten, Gebräuche und Lebensart kennen zu lernen, hatte einen unwiderſtehlichen Reiz für ihn. Dabei verſchaffte ihm ſein gewöhnliches Incognito, ſeine einfache Art zu reiſen, viele angenehme und drollige Scenen und Abenteuer in fremden Ländern und er liebte es beſonders, irgendwo unerkannt wegzugehen und durch ſeine Handlungen erſt nach der Hand bemerkbar zu machen, daß der fremde Gaſt der Kaiſer geweſen.

Im höchſten Grade beſaß Kaiſer Joſeph das Talent der Geſellſchaftlichkeit. Er hatte Welt, Anſtand, Witz, Feinheit und Leichtigkeit im Ausdrucke, gegen Damen war er äußerſt galant; höflich und geſprächig mit Jedermann. Auf ſeinen Reiſen war man allenthalben von ſeiner Perſon und ſeiner Art, mit Leuten umzugehen, bezaubert. König Friedrich II. behauptete ſogar, man ſei in einigen Ländern auf den Kaiſer heimlich eiferſüchtig geweſen, weil er durch ſeine feine und gefällige Art Jedermanns Neigung gewann und ſich eine allgemeine Popularität zu verſchaffen wußte.

Wenn Kaiſer Joſeph während des Sommers im Augarten, ſeiner Lieblingsſchöpfung, wohnte, miſchte er ſich gewöhnlich unter den Schwarm der Spaziergänger und ging ſtundenlang allein im Garten oder im Prater herum. Ungezwun-

gene Freundlichkeit war ein Hauptzug ſeines Charakters. Selbſt wenn er Jemand etwas abſchlagen mußte, geſchah es auf eine freundliche Art. Nur in den zwei letzten Jahren ſeines Lebens war er etwas mürriſch und auffahrend geworden.

Die menſchenfreundlichen Geſinnungen des Kaiſers verfehlten auch ihres Eindruckes auf die roheſten Gemüther nicht. Als ſich im Auguſt des Jahres 1782 ein kaiſerlicher Oberſt zu Lioka in der walachiſchen Militärgränze befand, um den dortigen berühmten Waſſerfall zu ſehen, kamen ſechs Räuber auf ihn zu und baten mit dem Beiſatze um Pardon, ſie hätten auf die Nachricht, er wäre mit dem Befehle des Kaiſers zu ihrer Ausrottung hieher gekommen, dieſe Gelegenheit benutzen und ſich freiwillig ergeben wollen, ſie bäten daher im Vertrauen auf die Gnade des Kaiſers um Nachſicht der verdienten Strafe. Uebrigens hätten ſie ihre Streifereien nie auf kaiſerlichem, ſondern ſtets auf türkiſchem Boden ausgeübt, wären aber jetzt dieſes Handwerks überdrüßig und würden es gern mit dem Dienſte des Kaiſers vertauſchen, wenn man ſie annehmen wolle. Der Oberſt gewährte ihre Bitte, ſie wurden ſogleich in das Likkaner-Regiment eingetheilt und durch die kaiſerliche Gnade aus verirrten Herumſtreifern und gefährlichen Räubern fortan nützliche, fleißige Unterthanen und tapfere Streiter für das Vaterland.

Einem ſehr talentvollen Schriftſteller fiel es in einem Anfalle von Uebermuth ein, die ertheilte Preßfreiheit dadurch zu mißbrauchen, daß er ſpöttelnde Bemerkungen über den Monarchen ſelbſt ſchrieb. Der Kaiſer ließ ihn zu ſich rufen, und redete den zum Tode Beſtürzten mit folgenden Worten an:

„Hätten Sie gegen den Staat geſchrieben, ſo wäre es meine Pflicht, Sie ſtrenge zu beſtrafen, da Sie jedoch nur meine Perſon angegriffen haben, ſo verzeihe ich Ihnen und rathe Ihnen nur, ſich künftig beſſer von meinen Abſichten zu überzeugen und überhaupt das mit Recht verhaßte Feld der perſönlichen Satyre zu verlaſſen, auf welchem Sie doch einmal an einen Unrechten kommen könnten.“ Erſchüttert ſtürzte ihm der Schriftſteller zu Füßen und wurde in der Folge einer der tüchtigſten und treueſten Beamten.

In dem ſtrengen Winter von 1782 ritt der Kaiſer, nur von einem Reitknechte begleitet, auf ein von Wien nicht weit entlegenes Dorf. Da ſie einen nicht betretenen Weg einſchlugen, ſo hatte der Reitknecht das Unglück, mit ſeinem Pferde in einen großen Schneehaufen zu verſinken. Sogleich ſprang Joſeph vom Pferde und verſuchte ihm herauszuhelfen; da es jedoch nicht möglich war, ſo ſprengte der Monarch ſchnell auf das nächſte Dorf zu, brachte mehre Arbeiter mit ſich, denen er den Ort anzeigte, und der Reitknecht wurde endlich halbtodt herausgeſchafft, durch die eifrigſte Pflege aber endlich wieder vollſtändig hergeſtellt.

Bei des Kaiſers Reiſe durch Ungarn hielt ein Bauer bei der Nachricht, daß er auch ſein Dorf paſſiren würde, ſein beſtes Pferd bereit und ſtellte ſich damit auf die Straße, um es ihm zum Reiten anzubieten. Bald kam der Kaiſer, weit von ſeinem Gefolge entfernt, herangeſprengt, und fragte den Bauer, was er da wolle. „Ich warte,“ antwortete dieſer, „auf unſern Kaiſer und möchte ihm gerne mein Pferd zum Reiten anbieten.“ — „Weißt Du was,“ ſagte Joſeph, „gib das Pferd mir.“ — „Da wird nichts daraus,“ verſetzte

der Bauer, „das ist gar ein gutes Pferd und darauf soll Niemand als der Kaiser reiten.“ — „Nun so gib nur her, ich bin ja selbst der Kaiser,“ sagte Joseph lächelnd. — „Das glaub' ich nicht,“ antwortete der Bauer, „auf die Art könnte Jeder kommen, und dann würde ich mich nur ärgern, wenn der Kaiser selbst kommt, und ich habe mich schon so lange darauf gefreut.“ — „So sieh nur her,“ sagte der Kaiser, indem er den Rock aufknöpfte, „da ist der Stern.“ — „Ei was,“ murrte der Ungläubige, „Sterne können Mehre tragen, das habe ich in der Stadt gesehen, und der Kaiser wird auch so allein daher kommen.“ In dem Augenblicke aber kam das Gefolge nachgeritten, nun erst gingen dem Bauer die Augen auf, der Kaiser bestieg das Pferd und machte durch seine Huld und durch eine Hand voll Ducaten den Bauer auf Lebenszeit glücklich.

Die Achtung des Kaisers gegen Friedrich II. von Preußen erstreckte sich nicht blos auf dessen militärische Kenntnisse, sondern auch auf dessen Politik. Als daher der Fürst von Reuß, Oberst des Regiments Tillier, zum bevollmächtigten Minister am Berliner Hofe ernannt wurde, und vorschützte, daß er als Soldat nicht wohl zu politischen Geschäften geeignet sei, gab ihm der Kaiser zur Antwort: „Seien Sie ruhig, die wenige Erfahrung, die Ihnen noch fehlen mag, werden Sie am Berliner Hofe bald erworben haben.“

Den 1. November 1781 hob Joseph die bereits unter Maria Theresia sehr gemilderte Leibeigenschaft in den österreichischen Staaten gänzlich auf, und das deshalb erlassene Decret ist ein schöner Zeuge seiner rein menschlichen Gesinnungen. Es heißt darin: „Da Wir in Erwägung gezogen

haben, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einführung einer gemäßigten, nach dem Beispiele unserer österreichischen Erblande eingerichteten Unterthänigkeit auf die Verbesserung der Landescultur und Industrie den nützlichsten Einfluß habe; auch daß Vernunft und Menschenliebe für diese Aenderung das Wort sprechen, so haben Wir Uns veranlaßt gefunden, von nun an die Leibeigenschaft gänzlich aufzuheben und statt derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen."

Im Jahre 1781 kam ein irländischer Physiker in Wien an, der durch seine elektrischen Experimente Alles in Erstaunen setzte. Kaiser Joseph, der ebenfalls neugierig war des Künstlers Leistungen zu sehen, begab sich, um Aufsehen zu vermeiden, zur Nachtzeit zu ihm und verlangte eine Probe von seiner Kunst zu sehen. Der Physiker that sein Möglichstes, da jedoch sein Experiment bei Nachahmung von Blitz und Donner furchtbares Getöse machte, so wurden die Leute im Hause unruhig und der Besitzer desselben zeigte es selbst der Polizei mit der Bitte an, den Physiker sammt seinen Zusehern zu arretiren. Wie erstaunte jedoch der Viertelscommissär, als er dahin kam und den Monarchen unter Donner und Blitz ruhig sitzen sah. Joseph konnte nicht umhin zu lächeln und entschuldigte den etwas voreiligen Eifer des Commissärs bei dem Physiker.

Den 8. Juni 1781 wohnte Joseph zu Luxemburg einem feierlichen Hochamte bei. Als man ihn jedoch zu dem Thronhimmel führen wollte, den man eigens sammt einem prachtvollen Betstuhle für ihn errichtet hatte, schlug er es mit den Worten aus: „Vor dem höchsten Wesen

ſind wir Alle gleich," und kniete ſich mitten unter dem Volke nieder.

Als der Kaiſer in Luxemburg die Caſernen beſuchte, verlangte er das Brot der Soldaten zu koſten und ſagte dann zu denſelben: „Meine Kinder, das Brot iſt ſehr gut und nahrhaft." Gleich darauf aber wendete er ſich zu dem Intendanten und bemerkte: „Das Brot iſt nicht gut ausgebacken und auch nicht hinlänglich geſalzen, ſorgen Sie dafür, daß künftig beſſer darauf geſehen werde." Ein Beweis ſowohl der großen Umſicht, als auch des feinen Tactes Joſephs.

Ein niederländiſcher Graf machte dem Kaiſer ſogleich nach deſſen Ankunft in Brüſſel ſeine Einladung zu Souper und Ball. Joſeph aber, der Wichtigeres im Sinne hatte, antwortete ihm etwas kurz: „Mein lieber Graf, ich bin nicht gekommen um zu eſſen und zu tanzen, ſondern um ernſthafte und wichtige Geſchäfte zu beſorgen."

Auf Geſchäftsreiſen vermied es der Kaiſer beſonders ſorgfältig, Aufſehen zu erregen und Pomp zu verurſachen. Als ſich daher bei ſeiner Reiſe nach den Niederlanden der Magiſtrat von Luxemburg durch Abgeordnete erkundigen ließ, in welchem Wagen der Kaiſer fahre, da ſie ihm einen feſtlichen Empfang zudachten, antwortete er ſelbſt aus dem erſten Wagen: „In dem vierten." Darum war er ſchon unerkannt durch die feſtlich verſammelte Menge gekommen, die auf den vierten Wagen wartete, als ihm am Schlagbaume ein unerwartetes Hinderniß vorkam. Der Zollbeamte wollte nämlich pflichtgemäß ſeinen Namen wiſſen, und die Auskunft:

„Ein Fremder,“ genügte ihm nicht. „Nun denn, ſo ſehen Sie: der Graf von Namur“ (einer von den Titeln, welche die öſterreichiſchen Regenten führten, als ſie noch in dem Beſitze der Niederlande waren). Der beſtürzte Beamte rief ſogleich: „Es lebe unſer Kaiſer!“ und Joſeph mußte nun unter dem Jubel der verſammelten Menge ſeinen feſtlichen Einzug halten.

Als der Kaiſer zu Namur angekommen war, ſandte ihm der Magiſtrat ſogleich eine zahlreiche Ehrenwache. Er ſchickte ſie jedoch mit den Worten wieder fort: „Meine Wächter ſind meine Unterthanen und ihrer Liebe vertraue ich meine Sicherheit an.“

Nach des Kaiſers Ankunft in Amſterdam machten ihm die regierenden Bürgermeiſter dieſer Stadt ihre Aufwartung, an welche er folgende merkwürdige Worte richtete: „Meine Herren, ich bin Ihnen ſehr für die Aufmerkſamkeit und Hochachtung, die Sie mir erwieſen haben, verbunden. Ich habe Ihre große Stadt mit vielem Vergnügen geſehen, mit wahrem Eifer benütze ich dieſe Gelegenheit, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie für wahre Patrioten halte. Ich rede ſo wie ich denke, das heißt als Weltbürger. Fahren Sie in Ihren Geſinnungen ſo fort, ſo werden Ihre Staatsbürger glücklich ſein.“

Der Kaiſer beſuchte bei ſeinem Aufenthalte zu Spaa den großen Garten daſelbſt, Vauxhall genannt. Da er ſich von den abwechſelnden Vergnügen daſelbſt große Vorſtellungen gemacht hatte und doch Alles ſehr einförmig fand, ſo theilte er dieſe Bemerkung einer neben ihm ſitzenden

Dame mit, welche ihm erwiederte, daß es kein Wunder sei, da man nicht müde werden könne, ihn zu betrachten. „Was wird man da am Ende sehen?“ sagte der Kaiser etwas verstimmt, »ich sehe nicht anders aus als andere Leute.« Endlich nahmen auf seine Aufforderung die Spiele und Vergnügungen ihren Anfang und gefielen ihm so wohl, daß er später oft den Ausspruch that: »Ich kann Spaa nicht besser beschreiben, als wenn ich es das Kaffeehaus von Europa nenne.« Dieser Name ist dem berühmten Badeorte bis heute geblieben, obschon nur Wenige wissen, daß ihm denselben zuerst Kaiser Joseph beilegte.

In einer Stadt in den Niederlanden machte der Magistrat dem Kaiser bei seiner Durchreise den Vorschlag, ob er nicht bei der Abwesenheit des Militärs die Wachposten mit seinen Bürgern besetzen dürfe. Joseph aber antwortete: „Mit Ihren Bürgern können Sie machen, was Sie wollen, allein meine Bürger sollen hübsch zu Hause bleiben und nach ihren Gewerben sehen.“

In einem kleinen belgischen Dorfe ereignete sich bei der Durchreise des Kaisers ein höchst komischer Vorfall. Der Rath des Dörfchens berathschlagte sich lange, mit welcher Titulatur der Kaiser zu bewillkommnen sei. Excellenz, Durchlaucht, Eminenz ꝛc. wurden als unzureichend einmüthig verworfen und endlich der Beschluß gefaßt, daß man den Kaiser per Herr Monsieur betiteln solle. Also hieß es: „Unterthänigster Diener, Herr Monsieur, die Pferde sind in Bereitschaft, wir wünschen glückliche Reise ꝛc.“ Herzlich lachend fuhr der Monarch weiter.

Als ſich Joſeph in Holland befand, wo man bekanntlich die Reinlichkeit bis zur Uebertreibung liebt, wollte er einen Municipalbeamten beſuchen. Vor der Zimmerthüre aber hielt ihn der Diener an und erſuchte ihn, ſeine Stiefeln ſorgfältig abzuwiſchen. »Was fällt Euch ein,« ſagte Joſeph, »ich bin ja der Kaiſer!« — »Ei was,« antwortete der Diener, »und wenn Sie der Bürgermeiſter von Amſterdam wären, hier kann man nicht mit ſchmutzigen Stiefeln hineingehen.« — Eine höhere Würde, als Seine Hochmögend konnte ſich der ehrliche Holländer gar nicht denken.

Der damals in großem Rufe ſtehende Kunſtreiter Machien, welcher mit ſeiner Geſellſchaft in Wien Vorſtellungen gab, beklagte ſich, daß man ihm von Seite der Behörden zwar die Erlaubniß dazu gegeben, aber verweigert habe, täglich unter Trompetenſchall das Schauſpiel anzukündigen. Lächelnd entſchied der Kaiſer: »Hat man ihm das Vogelfangen erlaubt, ſo ſoll man ihm auch die Lockpfeife geſtatten.«

Bei des Kaiſers Anweſenheit zu Brüſſel warf ſich ihm beim Exercieren plötzlich ein alter Grenadier zu Füßen und überreichte ihm eine Bittſchrift, worin er um eine kleine Unterſtützung bat, da er durch ſeinen Sold wohl ſich allein, aber nicht ſeine gebrechliche, alte Frau ernähren könne. Der Monarch betrachtete den Graubart aufmerkſam und ſagte: »Wie lange dienſt du, guter Freund?« — »Schon über dreißig Jahre habe ich die Ehre in Eurer Majeſtät Kriegsdienſten zu ſtehen,« war die Antwort des alten Mannes, dem noch Muth und Herzhaftigkeit aus den Augen blickten. Der Kaiſer klopfte ihm gerührt auf die Schulter und ſagte:

„Sorge nicht, dir soll geholfen werden," was auch sogleich geschah, als sich Joseph von seinem fortwährenden Wohlverhalten überzeugt hatte.

Als sich Papst Pius VI. über die Aufhebung der Klöster als einer Maßregel zur Verminderung des Religionseifers beschwerte, gab der Kaiser die feste und bestimmte Erklärung von sich: Diese Maßregel geschehe durchaus nicht und am allerwenigsten zur Verminderung des Eifers für Religion, im Gegentheile wünsche der Kaiser aus allen Kräften zur Vermehrung derselben beitragen zu können. In Hinsicht auf die Verminderung der Klöster aber müsse jeder Landesherr am Besten beurtheilen können, in wie fern das Verhältniß der im contemplativen Leben wandelnden Menschen mit der allgemeinen Wohlfahrt übereinstimme. Dieser Satz werde auch die Richtschnur seiner Entschließungen in Zukunft sein, so wie er es vorher gewesen. Uebrigens sei der Kaiser auch weit entfernt, geistliche Institute aufzuheben, die durch Lehre, Beispiele und Unterricht, oder Krankenpflege wohlthätig für die Menschheit wirken. — Diese alle wurden auch fortan in ihrem schönen Wirkungskreise belassen, ja reichlicher dotirt und derselbe noch erweitert, wie es z. B. gleich mit den Piaristen der Fall war.

Bei aller echten Humanität und Einfachheit, die der Kaiser bei allen Gelegenheiten beobachtete, vergaß er doch nie, wo es am Platze war, seine echt kaiserliche Würde, wie es dem Regenten eines so großen Staates und seiner Abstammung von so vielen großen Monarchen angemessen war. Als Papst Pius VI. 1782 ein Breve an den Kaiser erließ, worin er ihm seinen Entschluß, sich nach Wien zu begeben, mit dem Beisatze anzeigte, daß er seine Wohnung in der

Nunciatur nehmen wolle, erbat sich der Kaiser in dem Antwortschreiben, daß der Papst in der Hofburg wohne und dieses Schreiben schloß mit den Worten: »Dies ist unserer beiderseitigen Würde gemäß und der Wohlstand erfordert es unumgänglich. Auf solche Art wird geschehen, daß während Dero hiesigem Aufenthalte Wir einander näher und also vertraulicher unter Uns sein mögen.«

Der Kaiser war in Begleitung seines Bruders, des Erzherzogs Maximilian, dem Papste bis Neunkirchen entgegengefahren. Bei ihrer Zusammenkunft empfing der Monarch den Papst auf das Herzlichste, reichte ihm die Hand und drückte jene des Papstes freundschaftlich. Den weiteren Weg nach Wien fuhr Pius VI. in dem Wagen des Kaisers, an dessen Seite. Gegen eilf Uhr Vormittags traf der ganze Zug in Wiener-Neustadt ein. Nachdem Pius an der Seite des Kaisers die Merkwürdigkeiten dieser historisch-berühmten Stadt besehen hatte, wurde die Reise nach Wien unter unermeßlichem Zudrange des Volkes fortgesetzt. Nächst dem Spinnerkreuze am Wienerberge erwartete ein Theil der ungarischen und polnischen Leibgarde den Zug und begleitete ihn in die Hofburg.

Den 28. März, am grünen Donnerstage, las der Papst eine stille Messe in der Kammercapelle der kaiserlichen Burg, welcher sowohl der Kaiser als auch der Erzherzog Maximilian beiwohnten, und dann aus den Händen des Papstes das heilige Abendmahl empfingen. Den großen Feierlichkeiten am Osterfeste in der St. Stephanskirche konnte jedoch nur der Erzherzog Maximilian beiwohnen, da der Kaiser durch ein Augenübel daran gehindert war. Bei seiner Abreise aus Wien,

den 22. April, begleitete der Kaiſer den Papſt abermals in einem zweiſitzigen Wagen bis Maria-Brunn, woſelbſt die erhabenen Fürſten unter dem Vordergebäude der Kirche rührenden Abſchied nahmen. — Bei der Abreiſe des Papſtes hatte ſich Joſeph II. wahrhaft kaiſerlich gezeigt. Dem Papſte ſelbſt verehrte er ein koſtbares brillantenes Kreuz, über 200,000 Gulden im Werthe. Die beiden Prälaten in deſſen Gefolge erhielten jeder einen koſtbaren Ring im Werthe von 2000 Gulden, eine goldene Doſe und eine goldene große Medaille mit dem Bruſtbilde des Kaiſers. Von dem Gefolge des zweiten Ranges erhielt Jeder einen Brillantring von ungefähr 800 Gulden im Werthe und eine kleinere goldene Medaille. Der päpſtliche Kammerdiener erhielt eine koſtbare goldene Doſe nebſt dem Prädicate eines kaiſerlichen Kammerdieners. An die übrige Dienerſchaft wurden 500 Ducaten vertheilt. — Die päpſtlichen Geſchenke beſtanden in folgenden: Der Oberſtküchenmeiſter, Graf St. Julien, erhielt einen Roſenkranz von Lapis Lazuli, mit einem brillantenen Ring von 500 Ducaten im Werthe. Graf Roſenberg eine ſchön gefaßte Reliquie. Der Kammerfourier Le Noble, welcher die Einrichtung der Zimmer zu beſorgen hatte, wohin man auch auf ein Betpult Kaiſer Ferdinand II. wundervolles Kreuz geſtellt hatte, erhielt ein Medaillon von 100 Ducaten, ein anderer Kammerfourier ein Amulet von 30 Ducaten im Werthe. Jeder kaiſerliche Kammerdiener erhielt eine Medaille von 6 Ducaten und 50 Ducaten bar. Unter die zu Wien Dienſte leiſtende Dienerſchaft wurden 100 Ducaten, unter die auf der Reiſe Dienenden 500 Ducaten vertheilt.

Kurz vor der Ankunft des Papſtes fragte der Cardinal Migazzi an, ob bei ſeinem Einzuge nicht mit allen Glocken

geläutet werden ſolle. »Das iſt ganz natürlich,« ſagte Joſeph; »ich begrüße den heiligen Vater mit meiner Artillerie und Sie mit der Ihrigen.«

Bei der Anweſenheit des Papſtes ſah Joſeph einſt einen Bauer, der auf dem Burgplatz ſtand und durch lange Zeit unverwandten Blickes auf die Fenſter der Burg ſtarrte. Der Monarch ließ ihn rufen und auf die Frage: was er da wolle, antwortete der Bauer: er ſei zehn Meilen weit hergekommen, um den heiligen Vater zu ſehen und ſeinen Segen zu erhalten. Lächelnd nahm ihn der Kaiſer bei der Hand und führte ihn zum Papſte, dem die Neugierde des Landmannes ſo wohl gefiel, daß er ihm ſeinen Segen gab und mit einer Goldmünze beſchenkt entließ. Beim Herausgehen aus der Burg ſagte der entzückte Bauer: »Das hat man mir nicht geſagt, daß man Geld auch noch dazu kriegt.«

Die hohen Eigenſchaften Joſeph II. wurden auch im fernſten Auslande, ja ſelbſt in fremden Welttheilen anerkannt. Als eben ein kaiſerliches Schiff in Tunis einlief, hielt es der Pöbel für eines aus Venedig, mit welcher Republik dieſer Raubſtaat damals in Fehde ſtand, und fing an mit Steinen darauf zu werfen. Der Dey ſchickte jedoch ſogleich eine Sicherheitswache ab und ließ das Volk bedeuten, ob ſie denn nicht ſehen, daß das Schiff eine Henne in der Flagge führe und folglich dem weiſen deutſchen Kaiſer zugehöre. So wenig dieſes Gebot den heraldiſchen Kenntniſſen des Dey's Ehre macht, einen ſo großen Beweis liefert es jedoch von ſeiner Achtung für Joſeph II.

Als Kaiser Joseph die kirchlichen Reformen in Oesterreich beendet hatte, überschickte ihm der berühmte Klopstock eine Ode zu dessen Lobe über diesen Gegenstand. Der Kaiser schickte dem Dichter zwar eine Belohnung von fünfzig Ducaten, erlaubte aber den Druck der Ode nicht.

Als Joseph sein neues Gesetzbuch über Verbrechen publiciren hatte lassen, fragte eine Dame ängstlich, ob die darin angezeigten Strafen auch über strafbare Adelige verhängt werden sollten. Joseph antwortete so weise als gerecht: »Verhüte der Himmel, dazu schätze ich den Adel viel zu hoch. Wenn daher, was ich nicht hoffe und fürchte, ein Adeliger fähig wäre, ein solches Verbrechen zu begehen, so würde er vorerst seines Adels und Titels entsetzt und dann überlasse ich ihn der Justiz.«

Im Jahre 1785 kamen zu Wien mehre Ulmerschiffe mit Auswanderern aus dem Reiche an, die sich in Ungarn und Siebenbürgen anzusiedeln Willens waren. Der Kaiser befand sich eben am Ufer, sah die Leute aussteigen, sprach mit den meisten, und befahl sogleich, zweihundert Ducaten unter sie auszutheilen. Ein schwäbischer Knabe wurde durch die Herablassung und Güte des Kaisers besonders beherzt, er ging zu dem Monarchen und fragte ihn treuherzig, ob er der Kaiser wäre, dem er zu dienen die Ehre haben sollte. Joseph bejahte es freundlich und schenkte ihm noch besonders einen Ducaten. Da faßte der Knabe heftig dessen Hand, um sie zu küssen. Als sie der Kaiser zurückzog, sagte der kleine Schwabe ernsthaft: »O ne, gebe Sie nur her, eim Wohlthäter musch mer ja die Hand küsse.« — Da ließ es denn Joseph lächelnd geschehen.

Ein junger Mann, der zwar als Dilettant in der Malerei bedeutende Fertigkeit, aber von Geschäftssinn keine Spur hatte, bewarb sich um eine öffentliche Anstellung und ging, da er von den Behörden immer abgewiesen wurde, zum Kaiser selbst, der bereits von seinen Fähigkeiten unterrichtet war. »Ja, sehen Sie,« sagte Joseph, »dabei kann ich nichts thun. Um Ihnen ein begreifliches Gleichniß zu machen: die Minister sind meine Maler und müssen also verstehen, ob ein Pinsel tauglich sei oder nicht.«

Im Monat Mai 1786 erschien eine kaiserliche Verordnung in Wien, welche der Polizei den strengen Auftrag ertheilte, über Sittlichkeit und Anstand in den öffentlichen Orten, Kaffee- und Wirthshäusern zu wachen, und durchaus keine Aeußerungen gegen Religion und Moral zu gestatten, die Schuldigen auch sogleich zur gebührenden Verantwortung zu ziehen.

Im Jahre 1783 machte der Kaiser den Salesianer-Nonnen ein Geschenk mit dem Hause, welches früher die von ihm so sehr geliebte Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, erste Gemahlin seines Neffen, des nachherigen Kaisers Franz, in deren Nähe bewohnt hatte. Zugleich setzte er ihnen ein Capital von 20,000 Gulden aus, um das Haus dergestalt einzurichten, daß in demselben eine Anzahl armer, adeliger Frauenzimmer aufgenommen und erzogen werden konnte.

Im Jahre 1784 erschien ein kaiserlicher Befehl, wodurch in jeder weiblichen Erziehungsanstalt der Gebrauch von Schnürbrüsten auf das Strengste untersagt und jede

Vorſteherin ſolcher Anſtalten angewieſen wurde, kein Mädchen mit einer Schnürbruſt aufzunehmen oder zu dulden. Kaiſer Joſephs Abneigung gegen dieſe allerdings ſchädlichen und nur ſcheinbaren Verſchönerungsmittel ging ſo weit, daß er oft ein Mädchen, das ihm wegen irgend eines Bittgeſuches vorgeſtellt wurde, dadurch erſchreckte, daß er ſie zur Probe etwas unſanft in die Seite ſtieß. Hatte ſie jedoch keine Schnürbruſt an und war ſonſt von guten Sitten, ſo konnte ſie auch ſicher auf die Erfüllung ihrer Bitte rechnen.

Auch edelmüthige Privathandlungen belohnte Kaiſer Joſeph gerne, wenn ſie ihm zu Gehör kamen. So wurde im Jahre 1784 das Teſtament eines reichen Mannes in Wien eröffnet, der fünf Kinder hinterließ, bei welchem Acte jedoch nur ein Sohn gegenwärtig war. Das Teſtament lautete: »Vier von meinen Kindern hinterlaſſe ich jedem 40,000 Gulden, dem fünften aber nur 1000 Gulden.« Dieſer Sohn begab ſich ſogleich zu ſeinen übrigen Geſchwiſtern und ſtellte ihnen vor, daß Eines von ihnen gewiſſermaßen enterbt wäre, er aber nicht wiſſe, wen es träfe. Zugleich machte er ihnen den Vorſchlag, ſich untereinander zu vergleichen und die Erbſchaft in fünf gleiche Theile zu theilen. Da er als der Liebling des Vaters bekannt war, und alſo unmöglich Eigennutz ſeinen Vorſchlag leiten konnte, ſo ließen ſich die Andern dieſe Theilung gerne gefallen, da ſie alle die Furcht theilten, verkürzt zu ſein. Am Ende wies es ſich aus, daß ihre Schweſter, mit deren Heirath der Vater nicht zufrieden geweſen war, obſchon er ſeinen Verdruß bei Lebzeiten ſorgfältig verhehlt hatte, der verkürzte Theil war. Kaiſer Joſeph erfuhr dieſe ſchöne Handlung und ließ dem jungen Manne ein Belo-

bungsdecret zuſtellen, ihm auch bei nächſter Gelegenheit durch ſchnelle Beförderung die Früchte ſeines Wohlgefallens angedeihen.

Eine vormalige Hofdame, welche Profeß im Königskloſter war und den Kaiſer ſelbſt, noch als Erzherzog, zum geiſtlichen Brautführer gehabt hatte, ſagte, als ſie deſſen Aufhebung erfahren hatte, zu ihm: »Ew. Majeſtät werden mich doch nicht aus dem Orte verſtoßen, in welches Sie mich ſelbſt einzuführen die Gnade hatten?« — „Wenn es nur an Dem liegt,“ erwiederte der Kaiſer, »ſo will ich Sie auch in meinem eigenen Wagen wieder herausführen.“

Als ſich Kaiſer Joſeph ſo oft verkannt und die meiſten ſeiner Unternehmungen ſcheitern ſah, ſchien ihn auf einmal ein tiefes Gefühl für die Geſchichte und für Nachwelt und Nachruhm zu beſeelen. Da befahl er einmal ernſtlich dem Fürſten Kaunitz, an die Beſchreibung einer Geſchichte ſeiner Plane und ſeiner Regierung zu denken und zeichnete die Hauptmomente dazu ſelbſt vor. Wie ewig Schade, daß dieſer Entwurf nicht zu Stande kam.

Die im Jahre 1784 unternommene neue Steuerregulirung, die jedoch durch Uebereilung und unrichtige Meſſung dem Zwecke nicht entſprach und von Leopold II. wieder aufgehoben wurde, war Joſephs Lieblingswerk und ein von ihm ſelbſt geſchriebener Aufſatz darüber beweist allerdings ſeine richtigen Anſichten über die Beſteuerung und ſeine Gerechtigkeitsliebe. Leider wurde durch die zu überſtürzte Ausführung der Zweck verfehlt. Der Aufſatz enthält Folgendes: »Ein klarer und richtiger Steuerfuß iſt das größte Glück eines

Landes. Grund und Boden sind die einzigen Quellen, aus welchen Alles kommt und in welche Alles zurückfließt, deswegen muß der Grund allein und zwar ohne Unterschied des Besitzers, die Bedürfnisse des Staates tragen. Verfassungen und Vorrechte vermögen dagegen nichts. — Die Obrigkeiten sind nicht vor den Unterthanen da gewesen, die Unterthanen sind nicht allein für die Obrigkeiten da. Es müssen also alle Gründe zweckmäßig, das ist, nach Verhältniß ihres Ertrages, besteuert werden. Dieser ist nach der Ausmessung, nach einem zehnjährigen Durchschnitte [illegible] nach dem Marktpreise zu bestimmen und davon 40 Procente abzugeben. An die Obrigkeit wäre für Schutz und Gerechtigkeitspflege eine Kopfsteuer, gleich der Hälfte der Grundsteuer, zu erlegen. Der Werth der Frohndienste wäre in Geld zu bestimmen und sie müßten abkäuflich sein. Dazu brauchte man nur eine Herrschaft zu prüfen, dann könnte man durch eine Regel de Tri das Billige in allen Provinzen finden. Gegen jene 40 Procente würde sodann der Staat alle anderen Abgaben abschaffen, den inneren Handel und Wandel gänzlich freigeben und die fremde Einfuhr hemmen — welches Alles der Nation eine außerordentliche Schnellkraft geben müßte."

Als im Jahre 1788 große Noth unter der arbeitenden Classe, besonders unter den Webern in Wien war, ließ der Kaiser über hundert Wagen macedonische Baumwolle für seine Rechnung nach Wien führen, und sie unter die armen Tuchweber vorschußweise vertheilen. Das davon verfertigte Tuch ließ er ihnen von der Oekonomiecommission mit Abrechnung abnehmen, und so erhielten Hunderte von Menschen Brot.

Bei der Einweihung der evangelischen Kirche in Wien 1784 hatte man vergessen, für einen Betschemel zu sorgen, auf welchem der Prediger vor dem Altare das Einweihungsgebet verrichten sollte. Die Kirchenvorsteher schickten daher in die gegenüber liegende damalige Dorotheerkirche und ließen um einen Betschemel bitten, welcher ihnen auch sogleich gegeben wurde. Der Kaiser betrachtete diese Bereitwilligkeit mit großem Wohlgefallen.

Zu Ende des Jahres 1784 erschien das Verbot aller ausländischen Fabriks- und Manufacturwaaren, dann auch verschiedener Eßwaaren und aller fremden Weine. Die Kaufleute mußten die noch bei ihnen vorhandenen ausländischen Artikel in ein Magazin zusammenlegen und sie nach und nach losschlagen, ohne sich wieder neue dafür anschaffen zu dürfen. Privatleute, welche dergleichen Gegenstände zu ihrem eigenen Haushalte unentbehrlich fanden, mußten in diesem Falle ihre Namen bei der Hofstelle, welche sie dem Kaiser selbst vorzulegen hatte, eingeben, einen besonderen Paß bei der Mauthdirection auswirken und 60 Procent für die eingeführte Waare bezahlen.

Die Kaufleute klagten natürlich laut und einstimmig über diesen Schritt; auch das Publicum murrte anfangs dagegen. Allein es entstanden neue Fabriken und die alten vermehrten sich. Freilich lieferten sie die Waaren noch nicht in solcher Vollkommenheit, wie man sie bisher aus Italien, der Schweiz, England, Holland und Frankreich bezogen hatte; allein es gingen dafür um 14 Millionen Gulden weniger in das Ausland. Der Kaiser selbst gab, wie gewöhnlich, das erste Beispiel; von dieser Zeit an durften bei seiner Tafel keine anderen Weine als österreichische und ungarische aufgesetzt werden. Wurden

verbotene Waaren auf der Mauth entdeckt, so confiscirte man sie und dieselben wurden dann, oft für 10 bis 15,000 Gulden an Werth, auf dem Glacis öffentlich verbrannt.

Auf seiner Reise durch Ungarn erhielt der Kaiser unter den vielen Memorialen, die ihm überreicht wurden, auch folgendes, das sich durch seine Treuherzigkeit besonders auszeichnete: »Barmherzigster Herr Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigster Kaiser, wo soll ich da Steuern und Gaben hernehmen?» Dem Uebelstande wurde abgeholfen, und wer kann wissen, wie viele ähnliche Fälle zu den Entschließungen und Planen Josephs beitrugen.

Bei der Anwesenheit des Kaisers in Lemberg warf sich ihm eine polnische Dame mit der Klage zu Füßen, daß sie die verwirrten Umstände in Polen (1776) um ihr ganzes Vermögen gebracht hätten und sie nicht mehr wüßte, wovon sie ihre zahlreiche Familie ernähren solle. Dieser Umstand gab Veranlassung zur Errichtung eines adeligen Stiftes für ungefähr dreißig Kinder in Lemberg.

Als der Kaiser bei seiner Anwesenheit in Rom 1784 die Oper besuchte, fand er bei der Casse den berühmten Sänger Benucci stehen, den er von Wien aus kannte. Der Kaiser redete ihn an: »Vi saluto Benucci,» indem er zugleich dreißig Ducaten auf den Cassetisch legte. Der Sänger wollte das Geld einstreichen, der Impresario kam ihm jedoch mit den Worten zuvor: »il complimento era per voi, ma gli Zechini sono per me (das Compliment war

für euch, aber die Ducaten sind für mich).“ Der Kaiser lachte herzlich über diesen Mißverstand, entschädigte jedoch den beschämten Benucci sogleich durch eine gleiche Summe,

---

Im Jahre 1784 kam eine Frau aus Preßburg mit einer Bittschrift zu Hofe, in welcher sie sich wegen mehrer Hindernisse beschwerte, die man ihrem Handel in den Weg legte. Um ihren früheren Lebenslauf befragt, erzählte sie, ihr Name sei Barbara Liputi und ihre Neigung zum Militärstande von Kindheit an so groß gewesen, daß sie in einem Alter von siebzehn Jahren sich als Mann verkleidet bei dem Nadasdy'schen Husarenregimente habe anwerben lassen, in demselben sechzehn Jahre gedient, zwei Feldzüge mitgemacht und sich durch ihre Tapferkeit bis zu dem Range eines Oberlieutenants geschwungen habe. Seit ihr Geschlecht durch einen Zufall entdeckt wurde und sie die Dienste verlassen mußte, friste sie ihr Leben durch einen Kleinhandel in Preßburg. Der Kaiser ließ sich in der Kriegskanzlei nach den angegebenen Umständen erkundigen und da Alles als wahr befunden wurde, wies er ihr sogleich eine jährliche Pension von drei Hundert Gulden an.

Den 17. August 1784 wurde in dem durch Josephs Fürsorge neu errichteten Gebärhause in Wien das erste Kind geboren, das der Kaiser in seinem Namen durch seinen Oberststallmeister aus der Taufe heben ließ und der Mutter, einem verunglückten Stubenmädchen, hundert Ducaten zum Eingebinde schenkte.

Als der Kaiser auf seiner Reise nach Italien 1785 Verona passirte, welche Stadt damals der Republik Venedig

gehörte, verſammelte ſich vieles Volk, um ihn zu ſehen. Beim Wegfahren grüßte er ſie freundlich mit den Worten: »Addio patrioti.« Man ſtutzte über dieſe Worte und glaubte, er wolle damit andeuten, daß die Stadt bald kaiſerlich werden ſollte, und es kam faſt zu unruhigen Auftritten darüber. Joſeph hatte es aber kaum erfahren, als er Jemand aus ſeinem Gefolge an den Magiſtrat zurückſandte und die Erklärung geben ließ, er habe damit nichts anderes verſtanden, als daß ihm die Veroneſer ſo lieb wären, als ſeine eigenen Landsleute. Sogleich ſandte ihm der Magiſtrat eine Deputation nach, um für dieſe Erklärung zu danken und jeder Deputirte erhielt zum Beweiſe der kaiſerlichen Gnade eine goldene Denkmünze.

Bei dem großen Holzmangel 1786 ließ der Kaiſer aus ſeinen eigenen Waldungen große Quantitäten Brennholz nach Wien führen und die Klafter um einen Gulden unter dem beſtehenden Preiſe verkaufen, wodurch viele Menſchen in der dringendſten Noth willkommene Aushilfe erhielten.

Bekanntlich ließ der Kaiſer den von ihm ſo ſehr geliebten Augarten mit ſchon ganz ausgewachſenen Kaſtanienbäumen beſetzen. Woher dieſe Bäume aber genommen wurden, dürfte nicht ſehr bekannt ſein. 1786 wurde der große Garten der Karmeliter in der Leopoldſtadt in ſechzehn Abtheilungen zu Bauplätzen verkauft, die ſchönen hochſtämmigen Bäume desſelben aber wurden mit den Wurzeln ausgegraben und in den Augarten verſetzt.

Bekanntlich erhob ſich mit der erweiterten Preßfreiheit in Oeſterreich eine Flut nichtsſagender Broſchuren und Schriften aller Art. Allein bald nahm als unvermeidbare

Folge dieſer unerſprießlichen Productivität die Luſt zur Lectüre und damit natürlich auch die Schreibluſt ab. Schon Anfangs 1788 ſtanden in Wien mehr als die Hälfte der anfangs in Ueberzahl errichteten Druckpreſſen leer und viele der wie Pilze hervorgeſchoſſenen Autoren mußten aus billigem Mangel an Anerkennung wieder verſtummen. Bei längerem Leben würde der Kaiſer ohne Zweifel dieſem Uebelſtande zweckmäßig abgeholfen haben.

Als der Kaiſer in Cilly öffentliche Audienz gab, behandelte er eine Frau, die ihm eine Bittſchrift übergab, ſehr liebreich, fragte ſie um ihren Mann und um ihre Umſtände, und verſprach, da dieſe äußerſt drückend waren, Abhilfe. Eine zweite jedoch, die im größten Putze erſchien und auf ſeine Frage, was ſie begehre, antwortete, ſie wolle nur Seiner Majeſtät ihre unterthänigſte Aufwartung machen, ließ er mit den unwilligen Worten ſtehen: »Wie, mir eine Aufwartung? Mit einem Weibe von ſolcher Pracht habe ich nichts zu ſprechen,« und wendete ſich ſogleich zur Wirthstochter, mit welcher er ſich in ein freundliches Geſpräch einließ.

Nach dem Tode des Königs Friedrich II. von Preußen (1786) kam deſſen Neffe Friedrich Wilhelm II. zur Regierung, der ſo von Joſephs großen Eigenſchaften durchdrungen war, daß er, als ihm während des Türkenkrieges zugefliſtert wurde, die Gelegenheit zu einem Kriege mit Oeſterreich zu benutzen, antwortete: »Ich will, daß die Welt einſt von mir ſage, Friedrich Wilhelm war ein rechtlicher Fürſt, und verbiete daher auf das Strengſte, mich je mehr einen ſolchen Vorſchlag hören zu laſſen.«

Der Kaiser befand sich im Lager bei Pesth 1786, als ein Courier mit der Nachricht von dem Tode des Königs Friedrich II. von Preußen ankam. Joseph durchlas die Depesche mit sichtbarer Bestürzung, als aber einer der Umstehenden mit besorgter und wichtiger Miene fragte, was nun zu machen sein werde, antwortete der Monarch ruhig: »Trauer anzulegen.«

Im Jahre 1786 suchte der venetianische Gesandte den Kaiser zur Theilnahme an dem Kriege der Republik gegen die Türken zu gewinnen und sagte deshalb wie hingeworfen: »Wenn Eure Majestät an dem gegenwärtigen Kriege Theil nehmen, und nach Maßgabe einer Offensiv- und Defensivallianz eine Diversion machen wollten, so könnten Sie leicht die Gränzen Ihres Reiches erweitern.« — Der Kaiser erwiederte aber: »Ich habe weder Lust noch Ursache, mich mit irgend einer Macht in Krieg einzulassen. Meinen ganzen Ruhm suche ich nur in der Beförderung der Glückseligkeit und des Wohlstandes meiner Unterthanen und beschäftige mich blos damit. Sollte sich jedoch der Fall ergeben, daß ich angegriffen würde, so werde ich mich auch zu vertheidigen wissen, und glaube, daß ich dann auch auf Beistand zählen darf.« — Es wäre nur zu wünschen, Joseph wäre auch in der Folge diesen Grundsätzen treu geblieben, so hätte der unselige Türkenkrieg nicht Statt gehabt und sein kostbares Leben wäre gewiß noch lange gefristet worden.

Im Jahre 1786 besuchte der Kaiser den wegen seiner reichen Eisenwerke berühmten Marktflecken Eisenerz in Steyermark, worüber die dortigen Bergleute ganz entzückt waren, indem die dortigen Eisenberge seit 150 Jahren keinen Regen-

ten geſehen hatten. Der Monarch blieb zwei Tage in dieſer Gegend und beſichtigte alle Gewerke, Eiſenſchmelzhäuſer, Hämmer und Schmieden. Durch die gefährlichſten Wege des Erzberges ritt oder ging der Kaiſer und befuhr auch die Erzgruben. Hierauf begab er ſich auch in die Normalſchule zu Eiſenerz, wo er dem würdigen Pfarrer ein Packet von hundert Ducaten zur willkürlichen Vertheilung unter die Armen des Inſtitutes und ein zweites zur Ermunterung der Schuljugend übergab, die er ſelbſt examinirte und ihnen eine kurze, aber ſo liebreiche und aufmunternde Ermahnung ertheilte, daß die ſonſt ſchüchternen Bergkinder den gütigen Landesvater mit kindlicher Freude umrangen und dem Pfarrer hierüber die Thränen in den Augen ſtanden.

Seit 1787 mußten auf Kaiſer Joſephs Befehl auch alle Kupferſtiche vor dem Abdruck der Cenſur vorgelegt werden. Die Urſache davon war folgende: Der würdige Piariſt, Pater Wiſer, ließ ſein Portrait in Kupfer ſtechen und darunter ſollten die Worte kommen:

Praeco verbi divini. Viennae.

Der Kupferſtecher aber ſetzte aus Verſehen oder Unkenntniß:

Praeco verbi divini Viennensis.

Bei ſeiner Reiſe nach Cherſon 1787 wurde dem Kaiſer zu Lemberg eine kürzlich erfundene Maſchine zum Tabakſchneiden gezeigt und zum Kaufe angeboten, wodurch jährlich 5000 Gulden an Arbeitslohn erſpart werden könne. Joſeph wies den Kauf jedoch mit den Worten zurück: „Die Maſchine iſt gut, bei dieſer Erſparung an Arbeitslohn aber werden vielleicht viele Menſchen brot- und arbeitslos, folglich

warten wir mit ihrer Anwendung bis zu einer Zeit, wo allenfalls Mangel an Arbeitern eintritt.“

Auf ſeiner Reiſe nach Rußland kam der Kaiſer um die Mittagszeit in einem Dorfe an, das dicht am Walde lag. In Erwartung des Mittagmahles ging er, von einem einzigen Cavalier begleitet, in das Gehölz und im Geſpräch verloren, verirrten ſie ſich endlich und gelangten nach langem Herumirren zu einem kleinen Schloſſe, in das ſie eintraten und ſich nach dem Herrn desſelben erkundigten. Dieſer war nicht zu Hauſe, wohl aber ſeine Gattin, welche die Fremden höflich empfing, zur Mittagstafel einlud, ſich aber dabei entſchuldigte, daß ſie ihnen nicht Geſellſchaft leiſten könnte, weil ſie gerne den Kaiſer ſehen möchte, der in der Nachbarſchaft vorbeikommen ſollte. Die Herren gaben ihr die Verſicherung, daß dies ſobald noch nicht geſchehen würde, ſie wären ſelbſt vom kaiſerlichen Gefolge und müßten es alſo gewiß wiſſen. Die Dame konnte nicht umhin, ihnen zu glauben, man ſetzte ſich zur Tafel und das Geſpräch kam bald auf den Kaiſer, in deſſen Lob die Dame unerſchöpflich war. Sie erklärte, daß ſie vor Begierde brenne, ihn zu ſehen und untröſtlich ſein würde, wenn ihr dieſer Wunſch nicht gewährt werden ſollte. Nach aufgehobener Tafel nahmen die Fremden dankend Abſchied, Joſeph aber ſagte noch zu ſeiner Wirthin: „Da Sie ein ſo großes Verlangen tragen, den Kaiſer zu ſehen, ſo nehmen Sie einſtweilen hier ſein Porträt, auf dem er ziemlich gut getroffen iſt.“ Mit dieſen Worten gab er ihr Etwas in Papier gewickelt in die Hand nnd entfernte ſich ſchnell mit ſeinem Begleiter. Wer beſchreibt das Erſtaunen und die freudige Beſtürzung, da ſie eine goldene Doſe mit des Kaiſers

Bildniß erblickte und dadurch erfuhr, daß ſie den erhabenen Monarchen ſelbſt bewirthet habe.

Die Reiſe Kaiſer Joſephs und der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina I. durch die Krimm wurde auf Koſten der Letzteren mit aller möglichen Pracht und außerordentlichem Aufwande gemacht. Die Koſten derſelben überſtiegen bei Weitem eine Million Rubel. Die Pforte wurde durch dieſe Zuſammenkunft aufmerkſam und verſammelte vor der nur wenige Meilen von Cherſon liegenden Feſtung Oczakow eine Armee von mehren tauſend Mann und verſtärkte auch die Beſatzungen der übrigen benachbarten Feſtungen. Während der Reiſe der Souveraine verhielten ſich zwar die Türken ganz ruhig, bald darauf aber ward der Schauplatz blutig.

Während den beginnenden Zwiſtigkeiten mit den Generalſtaaten von Holland ſah Kaiſer Joſeph bei einem Spaziergange im Augarten einen Officier in fremder Uniform, und redete ihn an: „Darf ich Sie wohl fragen, mein Herr, welche Uniform Sie tragen?“ »Euer Majeſtät, es iſt die holländiſche,“ ſagte dieſer. »Und zu welcher Partei gehören Sie?“ fragte Joſeph weiter. „Sire, ich bin neutral,“ war die Antwort. — „Nun denn — ich auch,“ ſagte der Kaiſer lächelnd und entfernte ſich.

Ein Officier, der ſich auf Urlaub in Wien befand, begab ſich noch vor Ablauf desſelben zu dem Kaiſer und fragte, da er von einem bevorſtehenden Krieg gegen die Türken gehört habe, ob er zu ſeinem Regimente abgehen ſolle, oder noch bis zum Ablaufe ſeines Urlaubs in Wien bleiben könne. Joſeph ſah ihn verwundert an und ſagte: „Haben Sie davon gehört? Ich auch. Ich weiß aber ſelbſt noch nicht, ob es los-

brechen oder ruhig bleiben wird, darum bleiben Sie vor der Hand nur noch hier, und warten Sie, bis Sie von Ihrem Chef Ordre zum Aufbruch erhalten.»

Einer politisirenden Dame, die viel von dem bevorstehenden Türkenkriege sprach, und unter andern auch behauptete, daß dabei nicht viel zu gewinnen sein möchte, antwortete der Kaiser kaltblütig: »Wenn nichts Anderes, doch wenigstens die Pest.»

Als das vormalige Amts- oder Gerichtshaus in der Rauhensteingasse zu Wien 1788 aufgehoben wurde, ward das Gebäude zur Abbrechung versteigert und der Umbau zu einem Privatgebäude wurde bald darauf vorgenommen. Die Figuren darauf wurden ebenfalls verkauft und sonderbar ist es, daß sich nur für den linken Schächer kein Käufer fand und derselbe den Flammen geopfert werden mußte. An der Stelle dieses Gebäudes steht gegenwärtig das zweite Haus links von der Himmelpfortgasse herein. Es war keineswegs jenes zum A. B. C., wie mehrmals behauptet wurde, wovon der Pfeffel'sche Kupferstich den besten Beweis liefert.

Auf seiner Reise durch Ungarn kam der Kaiser in einem deutschen Colonistendorfe incognito an, in welchem sich ein Postwechsel befand. Als er vom dortigen Postmeister Pferde verlangte, versetzte dieser, daß er ihm nicht dienen könne, da für den Kaiser allein sechzehn Pferde in Bereitschaft gehalten werden müßten. Mittlerweile kam jedoch ein Postillon mit zwei Pferden von einem Ritte zurück. Dieser mußte nun wieder anspannen, stieß jedoch die gröbsten Flüche aus und antwortete dem Kaiser auf die Frage nach der Ursache dieses ungeberdigen Benehmens: »Ei ich habe mich schon so gefreut,

den Kaiſer zu fahren und nun iſt meine Freude und vielleicht ein Ducaten Trinkgeld dahin.» Der Kaiſer verſetzte: „Weißt du was, ich gebe dir eben ſo viel Trinkgeld.» — »Das läßt ſich wohl hören,» brummte der Kutſcher, »aber wo bleibt die Ehre, ſo einen Herrn zu fahren?» Er brachte den Kaiſer jedoch an Ort und Stelle, der ihm dann ſechs blanke Ducaten auf die Hand legte. Betroffen blinzte der Kerl den Kaiſer von der Seite an, machte einen Scharrfuß und murmelte mit einem Blick auf die Ducaten: »Meinetwegen kann mich der Kaiſer jetzt in der Traufe ſuchen.»

Als der Kaiſer einſt in Ungarn die Feldſpitäler beſuchte, bezeigte er ſich mit der Behandlungsart eines noch ſehr jungen Arztes äußerſt zufrieden und ſagte zu ihm: »Ich finde mich veranlaßt, Ihnen meine volle Zufriedenheit zu erkennen zu geben; die Kranken ſind wohl verpflegt, das Spital iſt reinlich gehalten, wie ich es überall in den Spitälern wünſche. Wo haben Sie ſtudirt?» — Der Arzt erwiederte: »Durch die Gnade Eurer Majeſtät in der Joſephs-Akademie zu Wien.» „Nun,» ſagte der Kaiſer, »wenn mir dieſe Anſtalt lauter ſolche Männer zieht, ſo bin ich wegen meiner kranken Soldaten getröſtet.»

Nachdem die kaiſerliche Verordnung ergangen war, daß man auch die Juden zu Militärdienſten verwenden ſolle, meldeten ſich wider Vermuthen mehre dieſer Nation als Freiwillige. Als man einen derſelben fragte, ob er wirklich Luſt zum Soldatenſtande habe, antwortete er: »Es iſt beſſer, einen Stand freiwillig zu ergreifen, als in einem andern gezwungen zu leben. Uebrigens waren ja auch die Hebräer, unſere Väter, tapfere Soldaten und warum ſollten es ihre

Mißhandlungen nicht auch werden können?" Nur einige Gemeinden derselben reichten dem Kaiser eine Bittschrift ein, worin sie den großen Jammer schilderten, der ihre Brüder im ganzen Morgenlande treffen würde, wenn sie gegen die Türken mit zu Felde ziehen müßten, und baten um Aufhebung dieser Verordnung. Da ihnen jedoch natürlich nicht gewillfahrt wurde, so begaben sich viele Judenburſche über die Gränze.

Auch zu Kaiſer Joſephs Zeit hatte ein unruhiger Auftritt der Bäcker wegen in Wien Statt, wobei jedoch einige dieſer Gewerbsmänner ſelbſt die Schuld trugen. Den 31. Juli 1788 verweigerten einige Bäcker auf einem Vorſtadtgrunde den armen Handwerks- und Fabriksleuten Brot mit dem Vorwande, es ſei wegen Mangel an Mehl nicht genugſamer Vorrath da. Um halb neun Uhr Morgens aber wurden von dem Pöbel bereits mehre Brotladen erbrochen und beraubt. Der zügelloſe Haufe zerbrach Thüren und Fenſter, prügelte die Bäcker und der Tumult wurde ſo ernſthaft, daß ihn ſelbſt die ausgerückte Infanterie nicht zu beſchwichtigen im Stande war, und ihm erſt die ſchwere Cavallerie ein Ende machen mußte. Die Schuldigen wurden auf das Strengſte beſtraft, zugleich aber auch durch energiſche Maßregeln der allgemeinen Noth geſteuert.

Gegen Ende Sommers des Jahres 1788 befahl Joſeph, den größten Theil der Hirſche und wilden Schweine, welche ſich zum Behufe der Jagden im Prater befanden, zu erlegen, wodurch jährlich an 20,000 Metzen Gerſte erſpart wurde, die zur Fütterung beſtimmt waren und der Betrag davon wurde zu den Kriegs- und anderen Bedürfniſſen verwendet.

Auf ſeiner Reiſe nach Cherſon kaufte der Kaiſer ein Mädchen von acht Jahren von einem Sclavenhändler für achtzig Ducaten. Ihr Vater war ein Tartar, ihre Mutter eine Cirkaſſierin und ſie beſaß eine äußerſt angenehme Geſtalt und viele Faſſungskraft. In Wien wurde ſie getauft, Pathe war die Erzherzogin Eliſabeth, Braut des Erzherzogs Franz, und in der Taufe wurden ihr die Namen beigelegt: „Maria, Eliſabeth, Joſephus.“ Sie wurde von ihrer erhabenen Taufzeugin reich beſchenkt, welche auch die Sorge für ihre Erziehung über ſich nahm.

Als man an der neu erbauten evangeliſchen Kirche in Wien eine Schmähſchrift wider den Kaiſer angeſchlagen fänd und ihn davon in Kenntniß ſetzte, befahl er ſogleich, ſie zu drucken und das Exemplar für ſechs Kreuzer zu verkaufen. Natürlich gingen mehre Tauſend Exemplare reißend ab und das Geld dafür ließ der Monarch unter die Armen vertheilen.

Bei Erwähnung der niederländiſchen Unruhen zu Joſephs Zeiten iſt oft von der ſogenannten **Joyeuse Entrée** die Rede, deren vorgebliche Verletzung die erſte Urſache des Aufſtandes gegen die Regierung war. Niemand aber hat erklärt, worin dieſelbe eigentlich beſtand. Die **Joyeuse Entrée**, flämiſch Blyde Inkomſt, d. i. fröhlicher Einzug, hießen die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant (mit Einſchluß von Antwerpen) und Limburg, welche die Herzoge bei der Huldigung vor ihrem Einzuge in die Reſidenz beſchwören mußten, welcher dann von dem Volke deſto fröhlicher gefeiert wurde. Ihr wichtigſter Punct war, daß, ſobald der Herzog eines derſelben aufheben würde, kein Unterthan weiter zum Ge-

horsam gegen ihn verpflichtet sein sollte. Begreiflich boten Josephs Reformen viele Gelegenheit zur Behauptung, daß die Joyeuse Entrée verletzt sei.

Der unersprießliche Türkenkrieg, welcher in den letzten Lebensjahren Josephs geführt, und über welchen so viel und ebenfalls Unersprießliches glossirt wurde, war keineswegs so sehr Josephs Lieblingsplan, sondern wie Karl VI. hatte er sich durch Versprechungen in russischen Netzen gefangen und wollte nur sein gegebenes Wort lösen. Folgende Thatsache liefert den Beweis: Als Joseph die Convention zwischen Großbrittanien und Frankreich hinterbracht wurde, sagte er: „Ich würde meinerseits gerne mit den Türken eine ähnliche Convention unterzeichnen, wenn die russische Kaiserin damit einverstanden wäre. Sie wünschte sich befriedigt, was mich betrifft, ich würde mich mit der Pforte schon leichter verstehen.“

Als der Kaiser bei Beginn des Türkenkrieges mit in das Feld zog und vorher dem Fürsten Kaunitz eine fast unumschränkte Vollmacht während seiner Abwesenheit übergab, so wurde der würdige Greis bis zu Thränen gerührt; er vergaß, daß seine Stimme bei der Kriegserklärung ungehört geblieben war und äußerte sich mit den bewegten Worten: „Ich habe lange und wie ich hoffe, mit Ehren gelebt; doch wünsche ich noch die Freude zu erleben, meinen lieben Kaiser Joseph mit Lorbeern gekrönt zurückkommen zu sehen. Am Tage seines Triumphes wollte ich mit Freuden sterben.“ — Leider blieb dieser sehnsuchtsvolle Wunsch unerfüllt, ja Kaunitz mußte noch den Schmerz haben, seinen Kaiser und Freund zu überleben.

Feldmarschall Lacy, auf welchen der Kaiser großes Vertrauen setzte, wollte sich beim Ausbruche des Türkenkrieges wegen Uebernahme des Commandos mit seiner wankenden Gesundheit und durch Alter geschwächten Constitution entschuldigen. Joseph aber tröstete ihn mit den Worten: »Geben Sie sich zufrieden, lieber Graf, wir nehmen Oefen und gute Wildschuren mit, damit wir für unsere Körper nichts zu fürchten haben.« — Indessen wäre es allerdings besser gewesen, der Kaiser hätte dem Verlangen Lacy's gewillfahrt, denn dieser Krieg nahm einen allzu kläglichen Anfang in Betracht der dazu gemachten großen Anstalten; erst die Erscheinung Loudons brachte einiges offensive Leben darein. Der Kaiser hatte bald selbst Gelegenheit, sich davon zu überzeugen und seine Ueberzeugung auch mit der ihm gewohnten liebenswürdigen Gutmüthigkeit auszusprechen. Bei der Ankunft Loudons fragte ihn nämlich der Kaiser sogleich: „Wie lange, glauben Sie, werden Sie brauchen, um mit Belgrad fertig zu werden?" Loudon erwiederte: »Wenn Alles an Ort und Stelle ist, was zur Belagerung gehört, so getraue ich mir binnen zehn oder zwölf Tagen Meister der Festung zu sein." „Das scheint mir wohl ein wenig viel gesagt," bemerkte kopfschüttelnd Lacy. Der Monarch aber nahm ihn bei der Hand und sagte flüsternd: »Wir müssen ihm das schon glauben, lieber Graf, denn wir Beide haben noch keine Festung eingenommen."

Eines der fröhlichsten Feste für den Monarchen war der Vermählungstag seines geliebten Neffen Franz mit der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, den 6. Januar 1788. Er wurde auf des Kaisers eigene Angabe folgender Weise feierlich begangen: Die Burgcapelle, in welcher die Trauung vor sich ging, war ganz mit rothem Damast verziert und für den

Kaiſer auf der rechten Seite ein Baldachin errichtet. Die Vorhallen ſowohl, als die Capelle ſelbſt, waren durch eine Menge von Kron- und Spiegelleuchtern auf das Glänzendſte erleuchtet. Eine Menge Cavaliere und Damen begleitete den Zug, der aus dem Spiegelzimmer über die große Botſchafterſtiege ging. Die Braut führte der Oberſthofmeiſter des Erzherzogs, Graf Colloredo, den Bräutigam Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen. Die Trauung verrichtete Erzherzog Maximilian, Kurfürſt von Köln, dem der Biſchof von St. Pölten und der Weihbiſchof von Wien aſſiſtirten. Die Braut trug ein Kleid von Silberſtoff mit rückwärts herabrollenden Falten, mit Spiegelſteinen geſtickt und mit ſilbernen Spitzen und Schleifen ringsum garnirt. Der Buſen war ganz mit Brillanten überdeckt, der Kopfſchmuck beſtand aus brillantenen Federn und Roſen. Das Gewicht desſelben betrug 6½ Pfund. Der Erzherzog trug ſeine Oberſten-Uniform, weiß mit kirſchfarbenen Aufſchlägen, mit brillantenen Knöpfen und dem Toiſon-Orden. Der Kaiſer ſelbſt erſchien, als ſeltene Ausnahme ſeiner ſonſtigen Gewohnheit, im höchſten Staat. Er war in Feldmarſchalls-Uniform, die mit brillantenen Knöpfen beſetzt war, welche ſammt den ebenfalls damit verzierten Rock- und Weſte-Knopflöchern eine Million und 305,000 Gulden koſteten; dann mit allen Ordens-Inſignien umhangen, wovon das große Thereſienband allein in vier Reihen mit 920 Brillanten beſetzt war, ohne das Kreuz zu rechnen. Seinen ganzen Schmuck ſchätzte man über vier Millionen an Werth. Die Hofdamen hatten außer einem koſtbaren Kopfputze große Bouquets von Brillanten und Kleider von Gold- oder Silberſtoff, wie auch die Hofcavaliere in höchſter Galla mit allen Ordenszeichen erſchienen. Unter ihnen zeichneten ſich die Fürſten Kaunitz, Franz und Karl Liechtenſtein, dann Eſter-

hazy beſonders aus. Das öffentliche Souper wurde nach der Trauung im Speiſeſaale unter einem koſtbaren, mit Gold geſtickten Baldachin, der allein 30,000 Gulden koſtete, mit dem großen goldenen Service*) und unter ausgeſuchter Tafelmuſik gehalten. Auf der Mitte der Tafel ſtand ein maſſivgoldener Surtout, der mit dem Korbe 160 Mark wog, und zwei goldene Girandols, jeder mit drei Armen. Der Spiegelſaal war durch 600 Wachskerzen erleuchtet, um die Tafel, die nur aus ſechs Couverts beſtand (Braut, Bräutigam, der Kaiſer, Kurfürſt Maximilian, Erzherzog Albrecht und Erzherzogin Chriſtine, deſſen Gemahlin) paradirte die deutſche, ungariſche und polniſche Leibgarde mit bloßem Gewehr. Kurfürſt Maximilian erhielt von der hohen Braut zum Trauungsgeſchenk ein mit roſenfarbenen Brillanten beſetztes, goldenes Kreuz, wofür er ihr koſtbare brillantene Armbänder verehrte. Am Trauungstage wurden 6000 Ducaten an die Armen vertheilt. Tags darauf war glänzende Redoute parée, den folgenden Tag Frei-Theater und den vierten Hofball, womit die Feierlichkeiten geſchloſſen waren, deren Beſchreibung ich nur zu dem Beweiſe angeführt habe, daß trotz aller ſichtlichen Vorliebe für Einfachheit und Prunkloſigkeit es doch Kaiſer Joſeph auch verſtand, wo es nöthig war, ſich durch wahre kaiſerliche Pracht auszuzeichnen.

Feind jeder Affectation, bat ſich der Kaiſer, als ihn einſt die Prinzeſſin Eliſabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, verſicherte, daß ſie ſich in Allem ſeinem Willen

*) Dieſes Service wurde 1787 bekanntlich von Kaiſer Franz den Staatsbedürfniſſen zum Opfer gebracht.

fügen werde, nur aus, daß ſie ſich in ihrem Leben nie ſchminken und auch ihre Hofdamen bewegen wolle, es zu vermeiden.

Vor Eröffnung des Feldzuges gegen die Türken 1788 gründete Kaiſer Joſeph für das öſterreichiſche Heer eine neue und herrliche Anſtalt. Wie ſeine Großmutter Eliſabeth Chriſtine für verdiente Generale und Stabsofficiere, ſeine Mutter für ausgezeichnete Oberofficiere Ordensſtiftungen gemacht hatten, ſo widmete Kaiſer Joſeph der gemeinen Mannſchaft, vom Feldwebel abwärts, ein eigenes Ehrenzeichen, nämlich die goldene und ſilberne Medaille mit angemeſſenen Löhnungszulagen. Bisher waren ausgezeichnete Thaten derſelben nur mit Geld belohnt worden, nun aber verband der hochſinnige Kaiſer auch den Ruhm mit dem Nutzen, und fachte dadurch das Ehrgefühl der gemeinen Mannſchaft auf außerordentliche Weiſe an. Die erſten Vertheilungen geſchahen in dem Lager bei Peterwardein.

Im Jahre 1788 erließ der Kaiſer eine Verordnung, die beinahe allgemeines Mißvergnügen zur Folge hatte. Er befahl nämlich, daß alle Gelder von Kirchen- und anderen frommen und milden Stiftungen, die bisher bei Privatleuten auf Zinſen gelegt waren, in kurzer Zeitfriſt baar zurückgezahlt werden ſollten. Auch die Waiſengelder, welche wo immer auf gewöhnliche Verzinſung angelegt waren, mußten ebenfalls in wenig Wochen zurückbezahlt und in den öffentlichen Staatsfonds zu vier Procent angelegt werden. Dieſe Maßregel that eine dreifach üble Wirkung. Erſtens ſetzte ſie alle Schuldner dieſer Gelder in die traurigſte Nothwendigkeit, mit großen Aufopferungen ſchnell baares Geld aufzutreiben, welches

bei Vielen beträchtliche Zerrüttungen im Gewerbs- und Hauswesen verursachte. Zweitens wurden dadurch mit Einemmale mehre Millionen aus der allgemeinen Circulation gebracht. Drittens endlich wurde dadurch das Vermögen der Waisen geschmälert, indem die meisten ihrer Capitale zu fünf oder mehr Procent bei Privaten angelegt waren und jetzt zu vier in die Staatscassen gelegt werden mußten. Freilich übernahm der Staat auch die Pflicht unverletzlicher Bürgschaft und unzerstörbarer Sicherheit; allein es schien im ersten Augenblicke weder den Gläubigern noch den Schuldern dieser Gelder hinreichender Grund und angemessene Entschädigung für diese Verfügung, von welcher auch nicht zu läugnen ist, daß sie, so plötzlich und unvorbereitet ausgeführt, etwas Hartes an sich hat.

Nach Josephs und seines Leibchirurgen, Doctor Brambilla, angenommenen Systeme durften die Armee, welche 1788 gegen die Türken geführt wurde, keine Doctoren der Medicin, sondern blos Chirurgen besorgen, deren bei allen Corps zusammen über acht Hundert angestellt waren.

Da sich die Unruhen in den Niederlanden noch nicht vollkommen gestillt hatten, so verlor der Kaiser endlich die Geduld und erließ den 6. Juni 1789 ein Manifest, worin er den Rath von Brabant aufhob und die **Joyeuse Entrée** gänzlich verwarf, weil sich die Brabanter geweigert hatten, bestimmte Subsidien zu bewilligen, den dritten Stand auf den alten Fuß herzustellen, die Edicte des Landesherrn ohne Einschränkung zu publiciren, im Fall sie nicht offenbar gegen die **Joyeuse Entrée** waren ꝛc. Zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten setzte er neue

Stellen ein. Dieſe Verfügung hatte einen allgemeinen Aufruhr zur Folge, der bis zu Joſephs Tode währte, obſchon der Kaiſer wieder mehre Schritte zur gütlichen Beſchwichtigung derſelben that. Erſt ſein Nachfolger Leopold II. beruhigte durch bisher unerhörte Nachgiebigkeit die empörten Länder wieder.

Als der Kaiſer beim Ausbruche des Türkenkrieges einem Cavalier für deſſen Sohne eine Stelle in der Armee anbot, dieſer ſich aber immer entſchuldigte und ängſtlich erklärte, daß er Civildienſte für denſelben vorziehen würde, ſagte Joſeph endlich ärgerlich: „Gut, ſo machen Sie ihn zum Verwalter auf Ihren Gütern, dann hat er einen Civildienſt.“

Die Prinzeſſin Eliſabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, erbat ſich bei dem Kaiſer, daß die Summen, welche zu den Feſtlichkeiten bei ihrer Vermählung beſtimmt waren, bei den damaligen ſchweren Zeiten den Armen zugewendet werden möchten. Joſeph aber antwortete ſchön und echt menſchlich: »Ich fühle den ganzen Werth dieſer Bitte, allein meine Wiener wollen auch ein Paar fröhliche Tage haben, die Kaufleute müſſen auch leben. Indeſſen beruhigen Sie ſich, die Armen ſollen es dennoch gewahr werden, daß ich meinem Herzen eine frohe Stunde mache.“ — Und am Hochzeitstage wurden auch, wie bereits erwähnt, 6000 Ducaten unter dieſelben vertheilt.

Die Kriegserklärung an die Pforte lautete folgendermaßen: »Der Pforte ſind die engen Bande der Freundſchaft und Allianz Sr. kaiſerlichen und Ihrer ruſſiſch-kaiſerlichen Majeſtät nicht unbekannt. Sie ſind ihr mit allen ihren Fol-

gen bei mehren Gelegenheiten mündlich und namentlich zu Ende des Jahres 1783 schriftlich in wohlgemeinten, freundschaftlichen und nachdrücklichen Vorstellungen mitgetheilt worden. Die Pforte hat es einzig und allein sich selbst beizumessen, daß Se. kaiserliche Majestät nach einer gegen sie beobachteten so vieljährigen friedfertigen, guten Nachbarschaft und nach allen, bei jeder Gelegenheit angewandten eifrigen Vermittlungsbemühungen sich nunmehr veranlaßt und durch sie genöthigt sehen, die Allerhöchst Demselben als getreuen Freunde und Alliirten Ihrer russisch-kaiserlichen Majestät obliegenden Pflichten in die vollständigste Erfüllung zu bringen und an dem Kriege unverzüglich wirklichen Theil zu nehmen."

Merkwürdig sind die verschiedenen Kriegsgebete der Christen und Türken, welche bei Ausbruch des Krieges 1788 vorgeschrieben waren und wovon sich Ersteres durch edle Einfachheit, Letzteres aber durch den orientalischen Styl sich auszeichnet. Bei der Eroberung von Belgrad fand man mehre Hunderte dieser Gebete in der Kriegskanzlei vorräthig. Das christliche lautete:

„O Gott, der du die Kriege zernichtest und die Feinde Derjenigen, welche auf dich vertrauen, mit deinem mächtigen Schutze zerstreuest, komm deinen Dienern zu Hilfe, die deine Barmherzigkeit anflehen, damit die Wuth ihrer Feinde erstickt werde, und wir dich unaufhörlich loben und preisen mögen. Durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen."

Das türkische:

„Im Namen Gottes, des allerbarmherzigsten Erbarmers! Im Namen Gottes schließe ich Bündnisse, im Namen Gottes stecke ich das Lager ab, im Namen Gottes rücke ich vor, im Namen Gottes schieße ich. Nicht ich schieße, wenn

ich ſchieße, ſondern Gott. Im Namen Gottes richte ich den Pfeil und ich ſchieße nicht fehl. Gott iſt es, der dem Wind gebietet, daß er uns dienen muß; der Mond mag des Abends oder des Morgens den Wind herbeiziehen, der Wind weht ſanft auf den Befehl Gottes. Daher ſchieße ich nicht fehl, ich mag den Bogen ſpannen, wohin ich will und die Macht der Pfeile läßt mich nicht zu Schanden werden. Gott, der ſeinen Freunden eifrigſt beiſteht, ſieht von der Höhe die Schlacht, er ſieht die Niederlage der Feinde. Denn Gott iſt gnädig dem Mohammed und Allen, die es mit ihm halten. Amen, durch deine Barmherzigkeit, o du Allerbarmherzigſter, o du Gott der Welten. Amen, gelobt ſei Gott, der Herr der Welten."

Der mehrerwähnte Türkenkrieg war übrigens einer der koſtſpieligſten, die je geführt wurden. Nur Ein Beleg mag dieſe Behauptung beweiſen. Nach einer neuen Erfindung mußten die Brandröhren bei Abfeuerung der Kanonen alle mit echtem Battiſt verbunden werden, damit das Pulver, mit welchem ſie gefüllt waren, nicht verſchüttet wurde und die Lunte demungeachtet auf das Schnellſte durchdrang. So wurden blos im Monat Februar 1788 über 2000 Stücke dieſer Waare zu dieſem Zwecke in die Laboratorien abgeliefert, welche, das Stück accordmäßig auf 55 Gulden berechnet, allein 110,000 Gulden koſteten. Ueberdies wurden außer den bereits in Wien verfertigten Säcken, in welche die Ladung zu dem ſchweren Geſchütze eingemacht wurde, zu dieſem Zwecke noch 12,000 Stück feiner Leinwand, das Stück zu 15 Gulden, nach Ungarn abgeliefert, was eine abermalige Ausgabe von 180,000 Gulden verurſachte.

Im Jahre 1788 kam Kaiser Joseph in das Contumaz-haus zu Fiume und fand daselbst eine bedeutende Anzahl Türken, die bei der erfolgten Kriegserklärung mit einem Schiffe im Hafen lagen und in Gefangenschaft genommen worden waren. Der Kaiser öffnete sogleich selbst das Gitter des Kerkers und rief den Gefangenen zu, daß sie frei wären und ungehindert in ihre Heimat zurückkehren könnten. Der Jubel der Befreiten ist nicht mit Worten zu beschreiben, sie drängten sich aus dem Gefängnisse, warfen sich vor dem Kaiser mit dem Angesicht auf die Erde und priesen laut seine Huld und Gnade. Noch an demselben Abend segelten sie aus dem Hafen ihrer Heimat zu.

Bei des Kaisers Ankunft bei dem Kriegsheere in Ungarn hielt er, umgeben von seiner Generalität, folgende Anrede an dasselbe: „Friedrich der Große, mein Lehrer in der Kriegskunst, spricht: Feigheit ist des Siegers größte Sünde, und hat Recht. Darum hoffe ich, ich werde es mit tapferen Männern zu thun haben. Menschliche Fehler werde ich, wie billig, übersehen, nie den Krieger entehrende Feigheit. Tollkühnheit hat nie so großes Unheil angerichtet, nie eine Kriegesschaar so herabgewürdigt, als Zaghaftigkeit. Erstere also werde ich weniger ahnden, als letztere. Allein ich beruhige mich mit dem Gedanken, daß ich Officiere habe, die nach Heldenruhm streben und Soldaten, die mehr des Zaumes als des Spornes bedürfen werden.“

Als man dem Kaiser einen erbeuteten türkischen Wurfspieß vorzeigte, sagte er: „Die sind hohl und dreischneidig, folglich eine höchst barbarische Waffe. Ich sehe schon, daß mit den Türken nicht zu spaßen ist, sie nehmen keine Raison

Abkömmlinge nicht auch werden können?“ Nur einige Gemeinden derselben reichten dem Kaiser eine Bittschrift ein, worin sie den großen Jammer schilderten, der ihre Brüder im ganzen Morgenlande treffen würde, wenn sie gegen die Türken mit zu Felde ziehen müßten, und baten um Aufhebung dieser Verordnung. Da ihnen jedoch natürlich nicht gewillfahrt wurde, so begaben sich viele Judenbursche über die Gränze.

Auch zu Kaiser Josephs Zeit hatte ein unruhiger Auftritt der Bäcker wegen in Wien Statt, wobei jedoch einige dieser Gewerbsmänner selbst die Schuld trugen. Den 31. Juli 1788 verweigerten einige Bäcker auf einem Vorstadtgrunde den armen Handwerks- und Fabriksleuten Brot mit dem Vorwande, es sei wegen Mangel an Mehl nicht genugsamer Vorrath da. Um halb neun Uhr Morgens aber wurden von dem Pöbel bereits mehre Brotladen erbrochen und beraubt. Der zügellose Haufe zerbrach Thüren und Fenster, prügelte die Bäcker und der Tumult wurde so ernsthaft, daß ihn selbst die ausgerückte Infanterie nicht zu beschwichtigen im Stande war, und ihm erst die schwere Cavallerie ein Ende machen mußte. Die Schuldigen wurden auf das Strengste bestraft, zugleich aber auch durch energische Maßregeln der allgemeinen Noth gesteuert.

Gegen Ende Sommers des Jahres 1788 befahl Joseph, den größten Theil der Hirsche und wilden Schweine, welche sich zum Behufe der Jagden im Prater befanden, zu erlegen, wodurch jährlich an 20,000 Metzen Gerste erspart wurde, die zur Fütterung bestimmt waren und der Betrag davon wurde zu den Kriegs- und anderen Bedürfnissen verwendet.

Auf ſeiner Reiſe nach Cherſon kaufte der Kaiſer ein Mädchen von acht Jahren von einem Sclavenhändler für achtzig Ducaten. Ihr Vater war ein Tartar, ihre Mutter eine Cirkaſſierin und ſie beſaß eine äußerſt angenehme Geſtalt und viele Faſſungskraft. In Wien wurde ſie getauft, Pathe war die Erzherzogin Eliſabeth, Braut des Erzherzogs Franz, und in der Taufe wurden ihr die Namen beigelegt: „Maria, Eliſabeth, Joſephus.“ Sie wurde von ihrer erhabenen Taufzeugin reich beſchenkt, welche auch die Sorge für ihre Erziehung über ſich nahm.

Als man an der neu erbauten evangeliſchen Kirche in Wien eine Schmähſchrift wider den Kaiſer angeſchlagen fand und ihn davon in Kenntniß ſetzte, befahl er ſogleich, ſie zu drucken und das Exemplar für ſechs Kreuzer zu verkaufen. Natürlich gingen mehre Tauſend Exemplare reißend ab und das Geld dafür ließ der Monarch unter die Armen vertheilen.

Bei Erwähnung der niederländiſchen Unruhen zu Joſephs Zeiten iſt oft von der ſogenannten **Joyeuse Entrée** die Rede, deren vorgebliche Verletzung die erſte Urſache des Aufſtandes gegen die Regierung war. Niemand aber hat erklärt, worin dieſelbe eigentlich beſtand. Die **Joyeuse Entrée**, flämiſch Blyde Inkomſt, d. i. fröhlicher Einzug, hießen die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant (mit Einſchluß von Antwerpen) und Limburg, welche die Herzoge bei der Huldigung vor ihrem Einzuge in die Reſidenz beſchwören mußten, welcher dann von dem Volke deſto fröhlicher gefeiert wurde. Ihr wichtigſter Punct war, daß, ſobald der Herzog eines derſelben aufheben würde, kein Unterthan weiter zum Ge-

als auf mein Leben, und wenn mir noch einmal ſo ein Kerl meinen Czako berührt, ſo muß er, ſo wahr Gott lebt! wieder durch meine Hand ſterben.“ Der Monarch klopfte ihm auf die Achſel und ſagte: „Du biſt ein braver Soldat, aber die Befehle mußt du nie mehr übertreten. Diesmal iſt dir die Strafe nachgelaſſen und da haſt du 25 Ducaten.“

Ein Lieutenant, welcher mit einer wichtigen Botſchaft an einen General abgeſendet ward und dieſelbe ſehr unvollſtändig überbrachte, ward des Dienſtes entlaſſen und an das Invalidenhaus angewieſen. Da er ſich darüber bei dem Kaiſer beſchwerte und ſeine Dienſtfähigkeit behaupten wollte, antwortete ihm dieſer: „Ein Officier, welcher nicht gut hört, iſt allerdings invalid, darum haben Sie ſich ſogleich an den Ort Ihrer Beſtimmung zu verfügen.“

Nach dem Ueberfalle der Türken auf Pancſowa kam der Kaiſer mit dem Erzherzoge Franz eben auf die Wahlſtatt, die mit Leichen und Sterbenden bedeckt war. Joſeph ſprach ſeufzend: „Es iſt wünſchenswerth, daß das Streiten geendigt werde, es fließt ſonſt zu viel Blut, und jeder Tropfen davon iſt meinem Herzen werth. Es iſt bereits genug um Anderer Willen geſchehen.“

Als die Armee, den Kaiſer an der Spitze, wieder in Pancſowa einrückte, entdeckte ein Lederergeſell, der mit ſeinem Meiſter aus der Flucht zurückgekommen war, im Keller einen verſteckten Türken, der ſogleich ſeine Piſtole zog. Der Geſelle ſpannte auch ſchnell den Hahn ſeines Stutzens, den er bei ſich hatte und ſchlug auf ihn an. So ſtanden ſie längere Zeit drohend gegen einander, jedoch ihr unwill-

kürliches Zittern zeigte auch ihre unverkennbare beiderseitige Furcht. Endlich warf der Türke die Pistole weg und bat um Pardon, den ihm der Geselle herzensfroh gewährte. Kaiser Joseph ließ den Türken in Gewahrsam nehmen und schenkte dem Lederergesellen zwölf Ducaten für die ausgestandene Angst und den bewiesenen passiven Heldenmuth.

Aller Mißgeschicke ungeachtet ließ der Kaiser nicht von dem Bündnisse mit Rußland und als ihn Spanien zum Friedensschlusse mit der Pforte gegen sehr annehmbare Bedingungen aufforderte, antwortete er: „Ich habe Rußland mein Wort gegeben, und nun einen Separatfrieden eingehen, hieße mein Wort brechen und dessen bin ich nicht fähig."

Die anfangs 1788 ausgeschriebene Kriegssteuer war anfänglich so schonend berechnet, daß nur Jene, welche zwei Tausend Gulden und darüber Einkünfte hatten, dazu beizutragen angewiesen waren, alle Uebrigen blieben ganz davon befreit. Joseph äußerte sich, er wolle sein Volk, so lange es nur immer möglich sei, von aller Kriegssteuer befreien und lieber die Last auf sich allein nehmen. In der Folge mußte jedoch, der großen Lasten wegen, eine bedeutende Erweiterung dieser Steuer eintreten.

Kaiser Joseph trat gegen die Türken mit einer Kriegsmacht auf, die in Hinsicht auf Menge, Auserlesenheit, Disciplin, Muth der Truppen, auf Vorzüglichkeit und Ueberfluß an Artillerie, auf Güte und Vorrath aller möglichen Kriegsbedürfnisse seit langer Zeit nicht ihres Gleichen hatte. Es waren über 200,000 Mann geprüfte Soldaten beisammen,

die über 2000 Kanonen bei sich führten. Das Commando der Hauptarmee führte der Kaiser selbst, unter ihm Feldmarschall Lacy. Erzherzog Franz machte den größten Theil des Feldzuges bei der Hauptarmee mit. Die Armee gegen Osten führte der Feldmarschall Friedrich Josias Prinz von Coburg. — Desto niederdrückender mußten die unbedeutenden Erfolge desselben, das Hinwegraffen des größten Theiles der Armee durch verheerende Seuchen ꝛc. auf das Gemüth des Kaisers wirken, und gewiß hat nicht die böse Luft in diesen Gegenden allein seine sonst so feste Gesundheit zerstört.

Mit Anfang des Monates Juni 1788 begannen unter dem kaiserlichen Heere im Banate verheerende Krankheiten zu wüthen, und bis Ende Mai 1789 zählte man bereits 172,000 Kranke und 33,000 Todte. Die Zahl der vor dem Feinde Gebliebenen, Gefangenen und Vermißten berechnete man zum Wenigsten auf 12,000 Mann, folglich hatte der Feldzug bis dahin 15,000 Mann gekostet.

Kaiser Joseph gab während seiner Anwesenheit bei der Armee oft Beweise seiner Unerschrockenheit. Bei der Einnahme von Sabacz, welche unter seinem Commando geschah, wagte er sich so nahe, daß an seiner Seite drei Kanoniere todtgeschossen wurden. An den Verschanzungen und Dämmen an der Save setzte er sich öfters dem Kanonenfeuer von Belgrad aus. Uebrigens erregte die Einnahme von Sabacz weit größere Hoffnungen, als erfüllt wurden. Statt sogleich Belgrad zu belagern, erlitt die Armee bald darauf bei Dubicza einen empfindlichen Verlust, mußte sich hinter die Unna zurückziehen und blieb fortan durch längere Zeit blos in defensiver Stellung.

Vor seiner Abreise von Wien zur Armee machte der Kaiser sein Testament und sagte öffentlich und wiederholt, daß, wenn er in Gefahr käme, von den Türken gefangen zu werden, er sich eher das Leben nehmen, als sich ergeben würde.

Vor Allem war der Kaiser für die Gesundheit seiner Truppen besorgt und nur die überwiegende Gewalt der üblen Luft in den sumpfigen Gegenden des Banates vereitelte alle Sorgfalt. Er ließ den Soldaten unentgeldlich guten Weinessig und Sauerkraut austheilen und im Lager Brunnen graben, damit sie nicht genöthigt waren, das trübe Wasser aus der Donau und Save zu trinken. Das Heer ward im Ganzen auf das Möglichste geschont, man excercirte und manövrirte vor Sonnenaufgang und um 6 Uhr Früh waren die Truppen wieder im Lager. Alle militärischen Ehrenbezeigungen und Ceremonien, wodurch der Soldat ermüdet werden konnte, wurden eingestellt. Buchstäblich lautete es im Befehle: »Wer sitzt, bleibe sitzen, wer liegt, bleibe liegen.«

An bequemen Standorten in der Nähe des Heeres ließ der Kaiser große Spitäler, und bei dem Lager selbst hölzerne Spitälerbaraken anlegen, wohin die Kranken einstweilen gebracht wurden, bis man sie in die größeren Spitäler abführen konnte. Nach dem von Joseph angenommenen Systeme durften keine Doctoren der Medicin, sondern blos Chirurgen die Armee besorgen, deren bei allen Corps zusammen über acht Hundert angestellt waren.

Während seiner Anwesenheit beim Heere trug der Kaiser bei der unbeschreiblichen Hitze gewöhnlich einen blauen Capot

und einen schlechten Hut. Bei der Tafel war er sehr mäßig, aß viel grüne Speisen und trank Wasser, welches ihm auf Schiffen zugeführt wurde. Nur selten ließ er sich bereden, zuweilen ein Gläschen Tokayer zu nehmen, um den Magen zu stärken und sich gegen die bösen Ausdünstungen zu verwahren.

Als der Kaiser im Feldspitale einen Soldaten bemerkte, der den Arm in der Schlinge trug und ihn über seine Wunde befrug, sagte er, ein Chirurg habe ihn beim Aderlassen so ungeschickt verletzt, daß er seinen Arm seit langer Zeit nicht mehr bewegen könne. Sogleich ließ der Monarch den Wundarzt rufen, der zitternd zu dessen Füßen stürzte, und gestand, er sei eigentlich seines Handwerks ein Schneider, aber durch Protection als Praktikant der Chirurgie aufgenommen worden. Joseph stellte sogleich die strengste Untersuchung an und steuerte diesem Unwesen ein- für allemal. Dem guten Schneider aber ließ er eine Trommel umhängen und sagte lächelnd: „Dies Instrument ist für einen Schneider leichter zu handhaben als die Lanzette.“

In einem Feldspitale, welches der Kaiser besuchte, überzeugte er sich, wie gewöhnlich, auf das Sorgfältigste, ob Alles gut eingerichtet wäre. Endlich deckte er auch ein lediges Bett auf, und kehrte die Matratze um, damit er deren guten Stand untersuchen konnte. Als er wieder Alles in Ordnung gebracht hatte, rief der Soldat, welcher Eigenthümer des Bettes war und sich schon auf dem Wege der Besserung befand, jubelnd aus: „Vivat, heute Nacht werde ich gut schlafen, denn mein Kaiser hat mir das Bett gemacht.“

Die Türken hatten selbst als Feinde Achtung vor der Person des Kaisers, da ihnen seine erhabenen Eigenschaften bekannt waren. Beweis davon ist, daß, als sich der Kaiser zu Semlin befand, der Pascha von Belgrad den ausdrücklichen Befehl erließ, während dessen Anwesenheit nicht auf die Stadt zu feuern, welches vorher doch täglich und stündlich geschah.

Auf den kaiserlichen Vorschlag an den Pascha von Belgrad, daß man die gegenseitigen Gefangenen auswechseln sollte, schickte letzterer sogleich einige Deserteure und bat, ihm eben so viel Türken dafür zurückzuschicken. Als jedoch Joseph ihm bedeuten ließ, daß man Verräther nicht gegen rechtmäßige Kriegsgefangene auswechseln könne, wurden die Deserteure ohne Entschädigung in das kaiserliche Lager abgeliefert.

Ein Officier, der zu einer Sendung bestimmt war, wollte sich bei dem Feldmarschall Loudon beurlauben, erhielt aber mehremale die Auskunft, er sei nicht zu Hause. Eben entfernte er sich mißmuthig wieder von dessen Wohnung, als ihm der Kaiser begegnete, und da er die Ursache von dessen Mißmuth erfahren hatte, sagte er: „Begleiten Sie mich, vielleicht ist der Feldmarschall für mich zu Hause.“ Sie traten demnach unangemeldet in Loudons Zimmer und fanden ihn in der Garderobe, im Schlafrock auf der Erde sitzend, mit Landkarten umgeben, den Zirkel und Zeichnenmaterialien in der Hand. Da sagte der Kaiser gerührt: „Wollte Gott, daß mancher General auf diese Art nicht zu Hause wäre.“

Ungemein war die Freude des ganzen Heeres, als sich Kaiser Joseph Ende August 1788, nachdem er eine gefährliche Krankheit überstanden hatte, wieder in demselben zeigte. Seine Anrede an dasselbe war eindringlich und rührend und schloß mit den Worten: »Ich lebe noch, meine Kinder, und so Gott will, soll Alles gut gehen.«

Das Handbillet, wodurch der Kaiser dem Feldmarschall Loudon das Commando der Armee übertrug, lautete auf folgende, für den Berufenen ehrenvolle Weise:

»Ich befehle Ihnen nicht, mein lieber Feldmarschall Loudon, das Commando meiner Truppen zu übernehmen, aber ich ersuche Sie, es zum Besten des Staates und aus Liebe für mich anzunehmen. Joseph.«

Oft saß der Kaiser in der letzten Zeit seiner Anwesenheit bei der Armee in dem unseligen Türkenfeldzuge so tiefsinnig in seinem Zelte, daß er gewöhnlich nicht hörte, wenn Jemand in das Zelt hereintrat. Auch begann er während desselben zu altern, seine Züge furchten sich, das Gesicht war von der Sonne geschwärzt, seine Figur wurde hager, sein Geist jedoch blieb ungeschwächt.

Einst fragte der Kaiser einen gemeinen Soldaten, der mißmuthig vor sich blickend dastand, ob er das Heimweh habe. „O nein," erwiederte dieser treuherzig, »allein ich glaube, es wäre besser gewesen, wir wären Alle zu Hause geblieben.«

Der Kaiser begann die Abnahme seiner Kräfte bereits im Spätherbste 1788 zu fühlen; die mißlichen politischen Verhältnisse und der langsame, mit so vielem Mißgeschick ver-

bundene Fortgang des Feldzuges gegen die Türken trugen sehr dazu bei, seinen sonst so regen Geist herabzustimmen. Er schrieb an den Fürsten Karl von Liechtenstein nach Wien: „Ich bin Kaiser und man läßt mir den ersten Rang unter den Erdenfürsten. Traurige Größe, die so viel Kummer, so viele lastende Herrschersorgen einschließt! Die Zeit meiner Sichtung ist nun da, wo ich aller Welt zeigen werde, daß man sich durch weise Standhaftigkeit selbst über das Mißgeschick erheben kann. Es ist nicht so gegangen, als ich vermuthete. Die gräßliche Seuche hat Tausende meiner braven Krieger geraubt, und wieder Tausende fraß der Feinde Schwert. Dies und das Geächze meiner Unterthanen, die vor des Feindes Grausamkeit flohen, hat mein Herz gewaltig zerrissen — doch nie meinen Muth gebeugt. Das Gefühl, daß ich als Führer meines Volkes meine Schuldigkeit thue, und die Tapferkeit meiner Soldaten, wovon ich täglich Augenzeuge bin, der Glaube an einen Gott, der Niemand verläßt, der auf ihn vertraut, macht mich stark und gibt mir die gewisse Ueberzeugung, daß noch Alles gut gehen werde."

Als Joseph 1788 zuerst von seiner Krankheit ergriffen wurde, die leider seinem Leben ein so kurzes Ziel setzte, setzte er durchaus seine Geschäfte trotz aller Ermahnungen der Aerzte und seiner Umgebungen fort. Als ihm einst die ernsthaftesten Vorstellungen gemacht wurden, sich doch besser zu schonen, gab er zur Antwort: „Ich bin kein Rath, daß ich mich schonen könnte."

Im Jahre 1788 wurde das sonst so übliche, aber gefährliche Läuten bei einem Gewitter als Aufforderung zum

Gebete mit dem Beisatze verboten, daß die Gewitter selbst mehr als alles Läuten zum Gebete aufforderten.

So wenig Kaiser Joseph im Ganzen unbestreitbar für das Armeecommando bestimmt schien, so erfocht er doch den 28. October 1788 unter eigenen Anführung einen wichtigen Sieg über die Türken. Der versammelte Kriegsrath hatte bereits dafür gestimmt, sich zurückzuziehen; da sagte aber der Kaiser: „Es sei nunmehr retirirt genug, nun heiße es siegen oder sterben.“ Er stellte sich hierauf selbst an die Spitze der Truppen und schlug eine überlegene Anzahl Türken mit solchem Nachdrucke, daß sie nebst einer Menge Verwundeten und Gefangenen sieben Tausend Todte auf der Wahlstatt ließen.

Einmal schwebte Kaiser Joseph während dem Türkenkriege im Banate in der augenscheinlichsten Gefahr. In einer düsteren Nacht, als sich die kaiserliche Armee von Karansebes zurückzog, fuhr der Kaiser nach seiner Gewohnheit in einem leichten Wagen vor den Truppen. Niemand als sein Leibarzt Brambilla befand sich bei ihm. Plötzlich, in der dichtesten Finsterniß, stürzte die türkische Reiterei auf jene Abtheilung los, bei welcher sich der Kaiser befand. Ein treuloser Walache hatte den Zug des Heeres dem Feinde verrathen. Die Verwirrung ward allgemein, der Kaiser und sein Leibarzt schwangen sich auf Handpferde, ein Sattelknecht wurde dicht bei ihnen gefangen und der Monarch, vom Feinde verfolgt, verirrte sich. Da stieß er auf zwei gemeine Soldaten, die er jedoch nach der Aussprache für Ausländer halten mußte. Da sie den Kaiser erkannten, gebot er ihnen, bei ihm zu bleiben und fügte noch dazu: „Ihr seid Officiere, wenn ich glücklich

wieder zum Heere komme.“ Sie ſchlichen ſich aber demungeachtet bald auf Seitenwegen davon, ob aus Feigheit oder Verrätherei, wurde nie ermittelt. Nach längerem Umherirren kam der Kaiſer jedoch wieder glücklich bei der Armee an und erfuhr, daß während der Zeit auch der Erzherzog Franz in großer Gefahr geſchwebt hatte. Deſſen Adjutant, Graf Kinsky, ſprengte jedoch zum nächſten Regiment und forderte es zur Rettung auf. Dieſes eilte herbei, formte ein Quarré, nahm den Prinzen in die Mitte und ſo wurde er glücklich gerettet.

Den 5. December 1788 traf der Kaiſer nach einer Abweſenheit von neun Monaten wieder in Wien ein. Das Hofburgtheater war dieſen Abend in der Vorausſetzung überfüllt, daß ſich der Kaiſer darin zeigen werde, allein dieſe Hoffnung war vergebens. Uebrigens bemerkte man, daß die Geſundheit des Kaiſers zwar gut war, allein er war viel magerer geworden und ſeine ſonſt ſo volltönende Stimme hatte ſich bis zur Heiſerkeit verändert.

Nach dem Abgange Lacy's von der Armee, der den Kaiſer nach Wien begleitete und nicht mehr zu derſelben zurückkehrte, bekam der bisherige Kriegspräſident, Graf Hadick, das Commando der Armee, die ſich bei Weißkirchen, in einer bei weitem geſunderen Gegend verſammelte. An der Donau wurde ein Waffenſtillſtand für die Dauer des Winters geſchloſſen, in Croatien aber begannen die Feindſeligkeiten ſchon im Februar 1789 wieder. Im Juni darauf übernahm Loudon das Commando und nun erſt folgten Siege auf Siege und noch ehe drei Monate verfloſſen waren, war Belgrad erobert und die Armee ſtand auf feindlichem Boden.

Unter den zahlreichen Bittschriften, die dem Kaiser nach seiner Zurückkunft überreicht wurden, befand sich auch eine des Inhaltes, er möchte sein theures Leben in keiner zweiten Campagne mehr wagen. Joseph antwortete aber blos: „Das ist mein Handwerk."

Ein junger Franzose, Namens Crampagny, der sich als Cadet bei einem kaiserlichen Infanterieregimente befand, überreichte dem Kaiser nach dessen Rückkehr von der Armee ein Gedicht in französischer Sprache, das, nicht ohne Schwung, in der Uebersetzung mitgetheilt zu werden verdient: »Großer Kaiser der Deutschen, Du, mit welchem zwei Göttinnen, Themis und Bellona, auf dem Throne sitzen, Deine Abwesenheit hat die Herzen der Bewohner Wiens beengt! Erspare Deinen treuen Unterthanen so viel des tiefen Kummers und setze nicht mehr Dein Leben an der Waffen Glück! Schwöre — uns nicht mehr zu verlassen! Von Ostende bis Hermannstadt, von Prag bis Florenz schicken verschiedene Völker ihre vereinten Wünsche zum Himmel. Schone also Deine Tage, die alle vom Himmel bestimmt sind, mit dem Gepräge der Gnade bezeichnet zu werden."

Als der Kaiser gegen Ende December 1788 einen hartnäckigen Husten bekam und deshalb täglich frische Ziegenmilch trank, sagte er scherzend zu seinem Arzte: »Ich habe einen üblen Prozeß mit meiner Brust und ich weiß nicht, wer ihn zuletzt gewinnen wird."

Bei dem Tedeum, welches wegen Eroberung der Festung Oczakow in der Augustinerkirche abgehalten wurde, zeigte sich der Kaiser zum ersten Male wieder öffentlich. Bald darauf

hielten die Aerzte eine Consultation über seine Gesundheitsumstände und baten ihn einstimmig, sich künftig mehr zu schonen, sowohl in Vermeidung aller Strapazen im Felde als auch durch Verminderung seiner Arbeiten im Kabinete. Joseph aber antwortete darauf: »Ich danke euch, meine Herren, für diesen guten Rath, ich wollte ihn auch wohl gerne befolgen, wenn es sich nur mit der Sorge für die Wohlfahrt des Landes vereinen ließe.«

Kaiser Joseph hatte das in Kupfer gestochene Porträt der Kaiserin Katharina II. in seinem Kabinete hängen. Auf die Nachricht von der Einnahme von Oczakow illuminirte er es eigenhändig und schrieb auch folgende Inschrift eigenhändig darunter: **Felici amicae Josephus II. in Olbiae expugnatae memoriam.** (Seiner glücklichen Freundin widmet Joseph II. dieses Denkmal der Eroberung Oczakows.)

Anfangs April 1789 war der Kaiser fest entschlossen, sich wieder zur Armee zu begeben. Als man ihm vorstellte, der gefährlichste Feind, der vor Allem zu bekämpfen sei, wäre seine Krankheit, erwiederte er: »Dieser Feind greift nur meine Person an und kann mich überall, hier und bei der Armee, finden; der andere aber greift meine Staaten und meine Unterthanen an und für deren Sicherheit bin ich zu sorgen verbunden. Wie Heinrich IV. von Frankreich spreche ich: »Wer mein Volk angreift, greift mich an.«

Als ihm die Aerzte endlich dringend vorstellten, daß sie bei Erneuerung des Feldzuges an seiner Wiederherstellung verzweifeln müßten, da seine Gesundheit schon das erste Mal so viel gelitten habe, so sagte der Kaiser im halben

Scherz: „Wenn von Arznei-Einnehmen die Rede ist, will ich Ihren Rath jederzeit herzlich gerne befolgen, meine Herren, am Ende ist es aber einerlei, ob ich in Wien oder in Semlin huste.“

Ueber die niederländischen Angelegenheiten äußerte sich der Kaiser: „Meine niederländischen Kinder sind zu weit von dem Hause ihres Vaters entfernt und ihre Hofmeister und Aufseher wußten sie lange nicht in der gehörigen Zucht zu halten, und sich das gebührende Ansehen zu geben, darum muß ich für andere Hofmeister sorgen, welche den neuen Erziehungsplan ihren Zöglingen mit Geschick und Würde beizubringen wissen.“

Im April 1789 ersuchte der erste Leibarzt des Kaisers, Freiherr von Störk, denselben ernsthaft, sich der anstrengenden Geschäfte zu entschlagen und besser auf seine Gesundheit zu sehen, sonst könnte er für den Erfolg nicht stehen. Der Kaiser antwortete aber bedächtig: „Nun was ist's am Ende? Bin ich todt, so gibt es Platz für einen Andern.“

Während eines heftigen Krankheitsanfalles im April 1789 entzog sich Joseph durchaus nicht den Staatsgeschäften und antwortete auf die ihm darüber gemachten Vorstellungen: »Ich bin Staatsverwalter, und da ich vielleicht bald meine Rechnung übergeben muß, so ist es nöthig, daß ich sie vorher in Ordnung bringe.“

Den 15. April 1789 verlangte der Kaiser, der seine zunehmende Schwäche fühlte, öffentlich mit dem heiligen Sacramente der Wegzehrung versehen zu werden, obgleich er erst

am grünen Donnerstage das heilige Abendmahl, wie gewöhnlich, empfangen hatte. Joseph erhob sich, ungeachtet seiner Schwäche, aus dem Bette, ließ sich ankleiden und wollte das hochwürdigste Gut nicht anders als knieend empfangen. Der päpstliche Nuncius und der Erzbischof Mǧazzi führten ihn unter dem Arme vom Sopha zum Knieschemel um das Abendmahl zu empfangen. Die Beichte hatte er schon früher bei dem Burgpfarrer abgelegt.

Den 17. April d. J. ließ sich der Kaiser zum ersten Male in seinem Leben rasiren, da er dies bisher immer selbst gethan hatte. Da aber deswegen Niemand von seinen Leuten sich auf das Rasiren verlegt hatte, so holte man auf seinen Befehl den ersten besten Barbiergesellen aus einem Gewölbe herbei. Der Kaiser empfing ihn mit den Worten: „Mach er seine Sache gut, er ist der Erste, der mir in das Gesicht greift."

Als sich der Kaiser ein anderes Mal den Bart abnehmen ließ, sagte er dem Barbier scherzend, er möge ihm nur seinen grauen Bart abnehmen. Dieser aber antwortete besonnen: »Für diesmal, Euer Majestät, ist der Bart noch nicht grau, wir beten aber Alle vom Herzen, daß er grau werden möge.»

Als Joseph die Nachricht von dem Tode des Sultans Abdul Hamid erhielt, sagte er: »Guter Sultan, du hast Friede gemacht und ich werde ihn bald mit dir unterschreiben.»

Einstmals äußerte der Kaiser, als er sich von seiner Krankheit sehr ergriffen fühlte: „Wenn ich meiner Krankheit unter-

liege, ſo wird die Welt manche meiner Einrichtungen falſch beurtheilen müſſen; aber ſchenkt mir Gott nur noch zwei Jahre das Leben, ſo hoffe ich ſie von dem Guten, das daraus entſpringen wird, augenſcheinlich zu überzeugen.»

Es war Geſetz am kaiſerlichen Hofe, daß Niemand in das Schlafzimmer des Monarchen kommen durfte als die Leibärzte und Kammerdiener. Als der Kaiſer, von einem heftigen Anfalle ergriffen, ſchellte, ſteckte ſchnell der Leiblakai Meier, den der Kaiſer gut leiden konnte, den Kopf zur Thüre herein. »Nun, komm nur herein,» ſagte Joſeph. Der Lakai erwiederte, daß nur den Kammerdienern erlaubt ſei, hereinzutreten. »Komm nur herein,» ſagte der Kaiſer lächelnd, »du biſt von jetzt an Kammerdiener.».

Gegen Ende Juni 1789 nahm die Krankheit des Kaiſers auf das Bedenklichſte zu. Sein Körper wurde ſehr abgezehrt, ſeine Stimme heiſer, ſein Gang matt. Seufzend ſagte er: »Es ſind nun eilf Monate, daß ich am Fieber leide, das ich mir im Lager bei Semlin geholt habe; ich wollte mich ſchnell davon befreien, aber dadurch habe ich es ſo verſchlimmert, daß ich die übelſten Folgen fürchte.»

Im Garten zu Laxenburg begegnete der Kaiſer um dieſe Zeit dem Abbé Metaſtaſio, und redete ihn an: »Ich werde Ihnen nächſtens Gelegenheit zur Ausübung Ihres dichteriſchen Talentes geben. Wollen Sie ſich damit befaſſen?» Der Abbé erwiederte: »Ich erwarte die Befehle Eurer Majeſtät, wünſchte aber ſehnlich, daß ich Eurer Majeſtät gänzliche Herſtellung beſingen könnte.» — „Nein, nein,» ſagte der Kaiſer ſchnell, „machen Sie lieber ein Epitaphium und zum

Stoff mag Ihnen dienen: Hier liegt ein Fürſt, der mit den beſten Abſichten keinen ſeiner Plane durchſetzen konnte.»

Ein fremder Gelehrter, deſſen Grundſätzen Joſeph abhold war, ſchlich ſich im Garten zu Laxenburg immer um den Kaiſer her. »Was wollen Sie?» fragte ihn endlich Joſeph ziemlich heftig, »haben Sie mir ein Geſuch zu übergeben?» »Nein Euer Majeſtät,» ſagte dieſer, »blos das heftigſte Verlangen, Eure Majeſtät zu ſehen, trieb mich hieher.» »Wohlan,» erwiederte der Kaiſer, »ſo ſehen Sie mich recht an, dann können Sie aber wieder gehen.»

Als dem Kaiſer vorgeſtellt wurde, daß die Koſten der Belagerung Belgrad's ſich bis Ende Juni ſchon auf drei und eine halbe Million Gulden beliefen, erwiederte er: „Es koſte, was es wolle, wenn nur Menſchenblut dabei geſchont wird.»

Eine Frau, welche einen damals ſehr modernen Kopfputz à la turque hatte und auch ſonſt reich gekleidet war, überreichte dem Kaiſer in Laxenburg ein Geſuch um Gnadengehalt. Nachdem er ſie eine Zeitlang fixirt hatte, ſagte er unwillig: „Wenden Sie ſich nur an Ihren Souverain, den türkiſchen Kaiſer, denn Ihr Kopfputz zeigt deutlich, daß Sie eine Unterthanin von ihm ſind.»

Als der Rittmeiſter von Hartmüller die erſte Nachricht von dem Siege des Prinzen Coburg bei Martineſtie überbrachte, bemerkte der Kaiſer, daß deſſen Hut ganz zerknittert und verdorben war. Mitten unter dem Berichte des Rittmeiſters unterbrach ihn Joſeph mit den Worten: »Was ha-

ben Sie da für einen zerdrückten und zerrissenen Hut?» »Euer Majestät,» versetzte Jener, »er war im Anfange des Feldzuges ganz neu, aber durch die Strapazen, die er als mein gewöhnliches Kopfkissen auszustehen hatte, ist er in diesen Stand gesetzt worden, und bei den Türken gibt es keine Hüte zu erbeuten.» »So geben Sie ihn her,» sagte der Kaiser, »dieser Hut schickt sich nicht für einen Major,» und setzte ihm den seinigen auf.

In der Nacht vom 13. auf den 14. April 1789 zeigte sich zum ersten Male der Zustand des Kaisers gefährlich, er wurde sehr schwach, warf Blut aus und hatte Ohnmachten. Bald darauf, als er sich wieder etwas erholt hatte, machte er folgende Bemerkung: »Ich werde bald sterben und man wird mich wahrscheinlich eines Morgens todt im Bette finden und dann können die Leute auch sagen, ich sei vergiftet worden, wie sie von mehren großen Häuptern und noch kürzlich erst von Abdul Hamid gesagt haben.» — In Wien war wirklich das Gerücht herumgegangen, daß dieser Sultan durch Gift umgekommen sei.

Die Gratificationen, welche die Aerzte erhielten, die dem Kaiser bei seinem ersten Krankheitsanfalle beistanden, waren folgende: Der Leibmedicus, Baron von Störk, erhielt einen Ring, 7000 Ducaten an Werth, nebst einer Anweisung auf 12,000 Gulden. Der Leibarzt Brambilla einen Ring von 3000 Gulden und eine Anweisung auf 12,000 Gulden. Brambilla der Jüngere und von Kollmann, jeder eine Dose im Werthe von 1000 Gulden und eine Anweisung auf 6000 Gulden. Der Kammerfourier Le Noble aber 1000 Ducaten bar.

Einen Subaltern-Officier, der mit Depeſchen an den Hof geſchickt worden war, fragte der Kaiſer, wo die Armee Winterquartiere beziehen werde. »Nach unſer Aller Wunſch, in Bulgarien,« war die Antwort. Dieſe Antwort gefiel dem Monarchen ſo wohl, daß er den Officier reichlich beſchenkte und ſogleich für deſſen Avancement ſorgte.

Mit vieler Mühe hatten die Leibärzte Störk und Brambilla dem Kaiſer im October 1789 im Prater zu jagen erlaubt. Er ſchoß zwei wilde Schweine und ſchickte ſogleich jedem der Aerzte eines, zum gebührenden Dank, wie er ſich ausdrückte, für die ertheilte Erlaubniß.

Nachdem Kaiſer Joſeph alle Hoffnung aufgeben mußte, ſich mehr zum Heere begeben zu können, ging er im Mai 1789 nach Laxenburg, wo er ſich wieder ziemlich erholte. Eine im Auguſt eingetretene Ueberſchwemmung nöthigte ihn jedoch, ſich nach Hetzendorf zu begeben, woſelbſt er bis Anfangs October blieb, und dann die kaiſerliche Burg wieder bezog. Die gefaßten frohen Hoffnungen ſchwanden jedoch bald wieder. Schon im December trat eine merkliche Verſchlimmerung ein und im Januar 1790 erklärte Quarin dem Kaiſer auf deſſen wiederholtes Andringen, daß er an einer unheilbaren Bruſtkrankheit leide. Er ergab ſich ruhig in ſein Schickſal und ſah dem Tod mit gefaßtem Blicke entgegen.

Im Faſching 1789 wurde der Eintrittspreis in die Redoute auf kaiſerlichen Befehl von zwei auf drei Gulden erhöht, und der dritte Gulden dem Armeninſtitute zugewendet.

Anfangs Januar 1789 erſchien ein kaiſerliches Handbillet an die Hofcommiſſion, des Inhalts, man ſolle beſonders darauf ſehen, daß der Geiſtlichkeit, vorzüglich aber den eigentlichen Seelſorgern alle Ehrerbietung erwieſen werde und daß man die Candidaten zur Ergreifung des geiſtlichen Standes aufmuntern ſolle.

Die 1788 auferlegte Kriegsſteuer wurde in der Folge ſehr drückend. Im Januar 1789 verſammelte ſich ein Haufe Landvolk zur Audienz bei dem Kaiſer, um Nachlaß zu bitten. Der Kaiſer antwortete in freundlichem Tone: »Ich kann nicht, meine Kinder.« Das Volk fiel jedoch ein: »Euer Majeſtät, wir ſind von allen Seiten gedrückt, wir gehen zu Grunde!« »Mir iſt leid,« erwiederte der Kaiſer, »aber es iſt die dringendſte Noth, ihr wißt das nicht, ſonſt hätte ich euch dieſe Laſt nicht aufgelegt.« Nun erhob ſich ein einſtimmiges Geſchrei: »Friede, Friede!« — Gerührt und mit Thränen in den Augen ging der Kaiſer fort.

Als Loudon den Oberbefehl über die Armee gegen die Türken übernahm, tadelte einer der Anhänger des alten Kriegsſyſtems deſſen Kriegsplan. »Laßt den alten Mann nur machen,« ſagte Joſeph, »der wird uns nichts verderben. Schimmerte ihm vollends die Leuchte der Jugend, ſo hätte das kaiſerliche Heer gewiß keinen trefflicheren Feldherrn als ihn. Sagte doch einſt ſelbſt der große Friedrich zu mir: Mit dieſem General können Sie einmal die ſieben Thürme erſchüttern.«

Nicht leicht erweckte eine Nachricht allgemeineren Jubel als jene von der Eroberung Belgrads den 9. October 1789.

Den 12. October ritt Loudon's Neffe, der Feldmarſchall-lieutenant Klebeck, mit dieſer erfreulichen Kunde im feſtlichen Zuge, von vier und zwanzig blaſenden Poſtillonen begleitet, in Wien ein. Die allgemeine Freude war um ſo größer, als der Kaiſer von ſeiner gefährlichen Krankheit wieder ſo weit hergeſtellt war, daß er den 14. October mit dem geſammten Hofſtaate dem überaus glänzenden Tedeum bei St. Stephan beiwohnen konnte. Joſeph zog in kaiſerlicher Pracht, von den Großen des Reiches umgeben, in die Metropolitankirche, wo von zweihundert Tonkünſtlern das feierliche Jubel- und Dankfeſt aufgeführt wurde. Der Donner der Kanonen von den Baſteien fiel in das Halleluja des Chores und ſeit langer Zeit verſenkte Wien keine frohe Nachricht in ſolchen Freudentaumel, wie jene von der Eroberung Belgrads. Freiwillig, ja ſelbſt ohne Verabredung wurde die folgende Nacht die ganze Stadt auf das Feſtlichſte erleuchtet und viele Häuſer waren herrlich verziert. Nur das bekannte Steinbild des Türken an der Ecke des Heidenſchuſſes wurde, etwas kindiſch, mit ſchwarzem Flore umhüllt. Um neun Uhr Abends zogen die Schüler der juridiſchen und mediciniſchen Facultät, gegen neun Hundert an der Zahl, unter Fackelglanz in die Burg, dann vor Loudons Haus und brachten Serenaden mit Inſtrumentalbegleitung und vielſtimmigem Lebehoch. Der kaiſerliche Leibarzt von Pasqualati ließ auf ſein neuerbautes Haus die Worte ſetzen: „Da Belgrad wieder öſterreichiſch und Joſeph wieder hergeſtellt war, ward dieſes Haus vollendet. So lange davon ein Stein auf dem andern, bleibe Belgrad öſterreichiſch und unſer Kaiſer geſund.“ Leider zeigte ſich nur zu bald die Unzulänglichkeit dieſer Wünſche. Der in dem, trotz Aufhebung der Cenſur, ſehr mageren Dichterkreiſe Oeſterreichs unſtreitig den erſten Platz einnehmende

vielbegabte Blumauer dichtete aber das nachſtehende gelungene Lied, unter der Maſſe der bei dieſer Gelegenheit erſchienenen Gedichte bei Weitem das Beſte und noch lange nachher im Munde des Volkes.

Das Lied von Belgrad.

1789.

Im Tone: Marlborough s'en va-t-en guerre etc.

Wir ſah'n den Kaiſer wieder
Geſund in unſerm Wien;
Der Türke liegt darnieder,
Es ſchlug Held Coburg ihn *),
Und Belgrad danken wir,
O großer Loudon! Dir.

Laßt uns Tedeum ſingen
Drei ganzer Tage lang,
Und Dankesopfer bringen
Bei Glas- und Glockenklang,
Drei Tage, ſo wie die,
Erlebten wir noch nie.

Eilt, wackr'e Patrioten
Zum Jubelfeſt herbei!
Sonſt war die Luſt geboten,
Heut' aber iſt ſie frei.
Laßt uns nur glücklich ſein,
Wir wollen uns ſchon freu'n.

Juchhe, ſeht Köpf' und Fenſter
Sind ſchon illuminirt,

*) Friedrich Joſias, Prinz von Sachſen-Coburg-Saalfeld, kaiſerlicher Feldmarſchall, geboren 1737, geſtorben 1815, ſchlug den 22. September 1789 den Großvezier bei Martineſtie und vollbrachte dadurch die Einnahme von faſt der ganzen Moldau und Walachei.

Zur Stunde der Geſpenſter
Wird heut' noch jubilirt,
Und ganze Schaaren zieh'n
Schon durch die Gaſſen hin.

Es iſt kein Ton der Freude,
Den man nicht heute hört,
Und allem Gram und Leide
Iſt Thür und Thor geſperrt,
Der Türk am Heidenſchuß
Allein heut trauern muß. (ſ. S. 199.)

Es feiert das Tedeum
Die ganze Bürgerſchaft,
Zum halben Jubiläum
Von Belgrads Wanderſchaft,
Das heute fünfzig Jahr
In Türkenhänden war. (ſ. S. 203.)

Es wimmeln alle Straßen
Von Menſchen ohne Zahl,
Ganz Wien mit allen Gaſſen
Iſt nur ein großer Saal,
Wo Jedermann ſich heut
Nach ſeiner Weiſe freut.

Seht, die Studenten weihen
Schon Belgrad's Schulen ein,
Und ſingen laut in Reihen
Bei türkiſchen Schalmei'n,
Den Türken zum Verdruß
Das veni spiritus.

Dort eilt ein Trupp von Knaben
Mit dankbar frohem Sinn,
Weil ſie nicht Pferde haben,
Auf Steckenpferden hin
Wo Loudon wohnt und ſchrei'n
Ihr Vivat mit Juchhei'n.

Hier raufen ein Paar Baſſen,
Die erſt mit Ahl' und Pfriem
An ihren Leiſten ſaßen,
Mit frohem Ungeſtüm
Die Haar' einander aus
Und flechten Roßſchweif' d'raus.

Das frohe Poſthorn ſchallet
Daß Erd' und Himmel hallt,
Und mit den Peitſchen knallet
Frohlockend Jung und Alt,
Und jeder ſingt damit
Den Türken dieſes Lied:

Verloren hat den Schimmer
Des Mondes Doppelhorn,
Held Loudon ſchlug's in Trümmer
Und macht in ſeinem Zorn,
Für uns zum Ohrenſchmaus
Zwei Dutzend Hörner d'raus *).

Auf tauſendfache Weiſe
Ergießt die Freude ſich,
Und Jungen, ſo wie Greiſe
Frohlocken brüderlich;
Und aller Freude Lauf
Löst in dem Wunſch ſich auf:

Der Türke liegt darnieder,
Woran ihm recht geſchieht,
Nun kommt der Friede wieder
Und all ſein Segen mit,
Dann macht der liebe Gott
Auch größer unſer Brot.

Natürlich kam nach jeder Strophe der Refrain: Wir ſah'n den Kaiſer wieder ꝛc.

*) Leicht verſtändliche Anſpielung auf die vier und zwanzig Poſthörner.

Groß war die kaiſerliche Belohnung der Helden, die ſich in den letzteren glänzenden Waffenthaten gegen die Türken ausgezeichnet hatten. Das Diamantkreuz des Maria Thereſia-Ordens, das er ſelbſt trug, 24,000 Ducaten an Werth, ſchickte der Kaiſer dem Feldmarſchall Loudon mit einem rührenden Handbillet. Fürſt Hohenlohe, welcher am Tage der Eroberung Belgrads einen bedeutenden Sieg über die Türken erfocht, erhielt eine anſehnliche Geldſumme und wurde zum Feldzeugmeiſter ernannt. Prinz Coburg wurde Feldmarſchall und Großkreuz des Maria Thereſia-Ordens. Der ruſſiſche General Suwaroff wurde wegen ſeines thätigen Beiſtandes in den Reichsgrafenſtand erhoben. Sämmtliche Officiere, die an der Schlacht bei Martineſtie Theil genommen hatten, ſtiegen um einen Grad höher. Jeder Gemeine erhielt von der ungeheuren Beute dieſer Schlacht*) 200 Ducaten (?). Auch die Siegesboten erhielten kaiſerliche Belohnung. Oberſt Kienmeyer, welcher die Kunde des Sieges bei Martineſtie überbrachte, erhielt 1000 Ducaten, General Klebeck eine goldene Doſe mit Brillanten, die auf mehr als 8000 Gulden geſchätzt wurde.

Ein ſonderbarer Zufall bei der Eroberung von Belgrad iſt folgender: Als dieſe Feſtung im Jahre 1739, alſo gerade fünfzig Jahre vorher, an die Türken verloren ging, befand ſich der damalige Herzog Franz von Lothringen bei der Armee. Sein Enkel, der Erzherzog Franz, ſchoß 1789 die erſte Kanone auf Belgrad ab. General Wallis commandirte 1739 die Armee vor Belgrad, und ſein Sohn wurde jetzt wieder der erſte Commandant dieſer Feſtung. Endlich war der türkiſche

*) Die Beute in dem eroberten Lager ſoll über zwanzig Millionen Gulden betragen haben.

Commandant Osman Pascha, welcher Belgrad an die Kaiserlichen übergab, ein Sohn jenes Pascha, dem es von den Kaiserlichen damals übergeben wurde.

Bei manchen Gelegenheiten war Kaiser Joseph auch einem anständigen Scherze nicht abgeneigt und ein solcher, geschickt angebracht, hatte wohl auch zuweilen die Folge, daß er einen einmal gefaßten Entschluß änderte. So begehrte einst der Sänger Benucci, dem der Kaiser überhaupt wohl wollte, Gehaltszulage. „Was fällt Ihnen ein," sagte Joseph, „Sie bekommen ohnehin so viel, als kaum einer meiner Räthe." Kaltblütig erwiederte Benucci: „Ja, so lassen Eure Majestät also Ihre Räthe singen." — „Ist auch wahr," sagte der Kaiser lächelnd, „es mag drum sein, aber keine weitere Anwendung dieser Art."

Bei Empfang mehrer Depeschen aus Constantinopel, die eine nahe Friedenshoffnung nach dem Wunsche des Sultans Abdul Hamid durchblicken ließen, sagte Joseph seufzend: „Guter Sultan, ich wünsche selbst auf das Sehnlichste Ruhe und Frieden."

Kaiser Joseph konnte in der letzten Lebenszeit nur durch die strengste Diät seine Tage fristen. Er selbst äußerte sich darüber, wie folgt: „Mit der Diät habe ich dem Tod einen Streich gespielt. Er packte mich fest, aber ich aß nichts als Obst, trank Wasser mit etwas Essig vermischt und entschlüpfte so glücklich seiner hagern Hand. Nun glaube ich mich wieder gesund und stark genug, alle Strapazen auszustehen." Dies war jedoch leider eine nur zu bald vorübergehende Illusion.

Zur Zeit ſeiner letzten Krankheit führte Kaiſer Joſeph folgende Lebensweiſe: Der ganze Tag war zwiſchen den Staatsangelegenheiten und der Pflege ſeines Körpers getheilt. Er erwachte immer ſehr früh und nahm ſogleich Arznei zu ſich. Um ſieben Uhr trat ſein Secretär ein. Der Monarch ließ ſich von ihm wichtige Papiere vorleſen, dictirte ihm öfters in die Feder und fertigte verſchiedene Unterſchriften aus. Alles dieſes geſchah im Bette, weil ihm die Aerzte wenige Bewegung und viele Ruhe anriethen. Um zehn Uhr verließ der Monarch das Bett und ließ ſich ankleiden. Während dieſer Zeit ſprach er mit Miniſtern, Generalen und Aerzten und ließ auch bisweilen andere Individuen vor. Um ein Uhr begab ſich der Kaiſer zur Tafel, welche von jeher ſehr einfach war. Sie beſtand gewöhnlich nur aus Suppe, Rindfleiſch, Zugemüſe und zwei Braten. In ſeinem krankhaften Zuſtande genoß Joſeph nur Suppe, ein wenig Rindfleiſch, aber viel Gemüſe. Von dem Gebratenen nahm er nur ſelten ein kleines Stück. Bei der Tafel trank er, wie jederzeit, blos Waſſer. Sein gewöhnliches Maß war drei Seitel. Nach der Tafel erſchien gewöhnlich der Erzherzog Franz mit ſeiner Gemahlin bei ihm, in deren Geſprächen er Erholung ſuchte. Nachmittags befaßte ſich der Kaiſer wieder mit Staatsgeſchäften. Die Secretäre erſchienen, laſen vor und der Kaiſer dictirte oder unterſchrieb. Dies geſchah jedoch nicht immer im Innern der Burg, ſondern er verfügte ſich an ſchönen Tagen auf den Balkon, wo er oft eine Stunde verweilte, um der geſunden Luft und der ſchönen Ausſicht zu genießen. Er ging dann auf dem Balkon auf und nieder und hörte dem Secretär zu, der ihm vorlas. Das Volk, welches ſich mit Spazierengehen auf der Baſtei ergötzte, blieb dann gewöhnlich vor dem Balkon ſtehen und betrachtete ſeinen kranken Beherr-

ſcher mit Liebe und Rührung. Die Staatsbeſchäftigungen währten bis Abends ſechs Uhr, nach welcher Zeit der Kaiſer bisweilen der Kammermuſik beiwohnte, ohne jedoch, wie ſonſt gewöhnlich, ſelbſt mitzuwirken. Das Schauſpiel beſuchte er ſeit ſeinem vermehrten Unwohlſein nicht mehr. Abends nahm Joſeph nichts als ein wenig Suppe zu ſich und um halb Neun begab er ſich bereits zur Ruhe.

In einem Geſpräche mit dem Burgpfarrer, worin dieſer den geſchwächten Zuſtand des Kaiſers beklagte, äußerte ſich Joſeph: „O ich fühle mich ſelbſt. Ich bin auch ſchon lange mit ſolchen Zufällen vertraut. Mein Vater, meine Mutter, meine geliebteſte Gemahlin (die Prinzeſſin von Parma), und mein einziges hoffnungsvolles Kind, die Erzherzogin Thereſia, ſtarben in meinen Armen. Ich bin nicht beunruhigt, nur den gegenwärtigen Krieg hätte ich gerne noch vorher geendigt geſehen.“

Anfangs December ſagte der Kaiſer zu dem Staatskanzler, Fürſten von Kaunitz: „Wenn Ihnen mein Leben lieb iſt, ſo übernehmen Sie nun die niederländiſchen Angelegenheiten; ſie tödten ſonſt mein Vaterherz.“

Gleich Anfangs des Jahres 1790 erhielten die Buchdrucker und Buchhändler den ausdrücklichen Befehl, bei ſchwerer Geldſtrafe nichts ohne Cenſur zu drucken. Im zweiten Uebertretungsfalle wurden ſie ihres Gewerbes verluſtig und wer etwas ohne Cenſur druckt und außer Landes verſendet, wurde für einen politiſchen Verbrecher erklärt und als ſolcher behandelt. Auch das Hauſiren mit Büchern wurde ſtrenge verboten.

Nach der ersten Aufführung von Mozarts „Entführung aus dem Serail" sagte Joseph zu dem Meister, ihm auf die Schulter klopfend: „Recht gut, recht brav, Mozart, nur gar zu viele Noten." „Gerade so viel, als nöthig sind," erwiederte dieser. Gutmüthig antwortete der Kaiser: „Kann auch sein, er muß das freilich besser verstehen."

Die Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, ersuchte den Kaiser bei vorgerückter Schwangerschaft, daß sie ihr Kind selbst stillen dürfe. Der Monarch, erfreut über diesen schönen Beweis von Mutterliebe, erlaubte es nicht nur, sondern schickte ihr auch als Zeichen seines besonderen Wohlgefallens ein prachtvolles Bouquet von Brillanten.

Anfangs des Jahres 1790 machte Kaiser Joseph dem Erzherzog Franz einen Degen mit goldenem Griffe mit den Worten zum Geschenke, daß er denselben um so höher schätzen wolle, da dessen Klinge von dem Herzog Karl IV. von Lothringen herrühre, welcher 1683 Wien entsetzt, also von einem der berühmtesten Helden des erlauchten Hauses.

Schön und rührend war die Proclamation, welche Joseph im Februar durch den Hofkriegspräsidenten Hadick an die Armee ergehen ließ. Sie lautete wörtlich, wie folgt: »Weil Se. Majestät sich dem Ende ihres Lebens nähern, so hielten Sie es für undankbar, wenn Sie nicht der gesammten Armee für die bei allen Gelegenheiten und ohne Ausnahme Allerhöchstderselben bewiesenen Treue, Tapferkeit und Unverdrossenheit Ihre volle Zufriedenheit zu erkennen gäben.

Se. Majestät mußten die Armee eben, weil Sie dieselbe bei einer im Feldzuge sich zugezogenen Krankheit nicht hatten verlassen wollen, nun früher ganz verlassen, als nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur und von Ihrer Leibesbeschaffenheit zu vermuthen gewesen wäre.

Soldat zu sein, war von jeher Allerhöchstihre vorzügliche Neigung, so wie die Beförderung des Wachsthumes an Ansehen, an innerlichen Kräften und an Werth der gesammten Armee stets der Gegenstand Ihrer größten Sorgfalt gewesen.

Als Landesfürst hatte Se. Majestät Alles beigetragen, und als Kriegsgefährte alles Ungemach und alle Gefahren mit Bereitwilligkeit getheilt. Was immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten Mannschaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung ersonnen werden konnte, ist von Sr. Majestät nie außer Acht gelassen worden und jeder einzelne Mann war Ihnen schätzbar.

Der vorige Feldzug (1789) hat alle Wünsche, die Se. Majestät für die Ehre der Armee in Ihrem Vaterherzen genährt haben, vollkommen gekrönt und dieselbe hat in ganz Europa das Ansehen, welches sie verdient, erworben. Seine Majestät nehmen die trostreiche Beruhigung mit sich, sie werde sich ferner bestreben, diesen Ruhm zu erhalten.

Da Seine Majestät nach Ihrem Hinscheiden für die Armee nichts mehr thun können, so wollen Sie ihr diese dankbaren Gesinnungen mit dem innigsten Wunsche zu erkennen geben, daß sie dem Staate und Seiner Majestät Nachfolger immer eben so getreu zugethan sein möge.»

Eines der merkwürdigſten Actenſtücke aus Joſephs Regierung iſt das den 28. Januar 1790 an ſämmtlichen Geſpanſchaften des Königreiches Ungarn erlaſſene Reſcript, welches ganz Europa in Erſtaunen ſetzte und mit einem Federzuge Alles wieder umſtürzte, was der Kaiſer ſeit neun Jahren mit unglaublicher Mühe und Ausdauer ausgeführt hatte. Es lautet, wie folgt:

„Da Wir den Landtag, den Wir Euch unter dem 18. December vorigen Jahres auf Unſer königliches Wort zugeſagt haben, nach der im zweiten Artikel des Landtagsſchluſſes vom Jahre 1723 feſtgeſetzten geſetzmäßigen Krönung und Ausfertigung des Inauguraldiploms beginnen und daher dieſem Landtage perſönlich beiwohnen wollen; ſo haben Wir denſelben auf die Zeiten des Friedens zu verſchieben für gut befunden, um frei von den Sorgen des Krieges und von der Krankheit, die Uns ſchwächt, wieder hergeſtellt, Uns ganz den auf dem Landtage vorkommenden Angelegenheiten des Königreiches widmen zu können. Damit Ihr aber in der Erwartung der unbeſtimmten Zeit, keinen Beſorgniſſen Raum geben möget, ſo haben Wir nun feſtgeſetzt, den Landtag nicht über das Jahr 1791 zu verſchieben.

Dieſemnach verſichern Wir Euch auf Unſer königliches Wort, daß Wir nächſten Jahres unfehlbar den Landtag anfangen und denſelben nach Vorſchrift der Landesgeſetze halten werden. — Um nun hierauf die Mildthätigkeit Unſeres gegen die ungariſche Nation väterlich geſtimmten Gemüthes nicht allein zu beſchränken und auch in der kurzen Zwiſchenzeit bis zur Haltung des Landtages, Eure Wünſche zu befriedigen, haben Wir aus freiem Antriebe die Entſchließung gefaßt, die öffentliche Verwaltung in Staats- und Rechtsſachen, vom 1. Mai dieſes Jahres angefangen, vollkommen wieder in den

Stand zu ſetzen, in dem ſich dieſelben befanden, als Wir im Jahre 1780 nach dem Hintritte Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und apoſtoliſchen Königin Unſerer geliebteſten Mutter die Regierung angetreten haben.

Obſchon Wir ſeit dieſer Zeit einige Zweige der öffentlichen Verwaltung in der Abſicht, die allgemeine Wohlfahrt des Reiches dadurch zu befördern, und in der Hoffnung geändert haben, daß Ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran Wohlgefallen finden würdet; ſo nehmen Wir doch, da Uns nun berichtiget wird, daß Ihr die vorige Verwaltungsart vorziehet, und in der Aufrechthaltung derſelben Eure Zufriedenheit ſucht und findet, keinen Anſtand, auch in dieſem Stücke Eurem Verlangen zu willfahren; denn da die Wohlfahrt der Unſerer Beherrſchung anvertrauten Völker der einzige Gegenſtand aller Unſerer Wünſche und Beſtrebungen iſt, ſo iſt Uns auch jener Weg der angenehmſte, auf welchem Wir, nach dem einſtimmigen Sinne der Nation, am ſicherſten dahin gelangen.

Dieſemnach wollen Wir, ſobald alle Geſpanſchaften des Reiches ſowohl in Anſehung der Behandlungsart der Geſchäfte, auf General- und Particular-Congregationen, als in Anſehung der geſetzmäßigen Wahl der Beamten, ihre vorige, von den Geſetzen ihnen verliehene Gewalt wieder erhalten haben; ingleichen die königlichen Freiſtädte und Freibezirke in ihre ehemalige Wirkſamkeit wieder eingeſetzt ſein werden; auch alle übrigen ſeit dem Antritte Unſerer Regierung erlaſſenen Verordnungen, die nach der gemeinen Meinung den Landesgeſetzen zu widerſtreben ſcheinen dürften, durch Gegenwärtiges für aufgehoben und außer Wirkung geſetzt erklären. Doch wollen Wir, damit bis wegen der beſonderen Aufhebungen dieſer Anordnungen, wozu Wir bereits die nöthigen

Befehle ertheilt haben, die weitere Verfügung an Euch gelanget, die öffentliche Verwaltung in keine Verwirrung gerathe, daß nichts eigenmächtig aufgehoben werde; Ihr auch, bis der Obergespan die Ausübung seines Amtes antreten kann, den bisherigen wirkenden obersten Beamten noch Folge leistet.

Im Uebrigen geht Unser Wille dahin, daß Unser sogenanntes Toleranz-Edict, die Verfügungen wegen Einrichtungen der Pfarren und was Wir zu Gunsten der Unterthanen, sowohl wegen derselben Behandlung, als wegen des Bundes der Unterthänigkeit verordnet haben, in voller Kraft verbleiben; da ohnehin diese Anordnung sowohl mit den Bundesgesetzen sich ganz vereinbaren läßt, als auf die natürliche Billigkeit gegründet ist; die Pfarreinrichtung aber die Würde eines obersten Patrones der Kirche uns zur Pflicht macht, übrigens Wir uns für überzeugt halten, daß Ihr, nach Eurer billigen Denkungsart, diesen Anordnungen Euren vollkommenen Beifall geschenkt habt.

Damit endlich zur gänzlichen Erfüllung Eurer Wünsche nichts mehr übrig bleibe, so haben Wir befohlen, daß die heilige Reichskrone und die übrigen Kleinodien, welche Wir inzwischen in Unserem Schatze in Verwahrung genommen haben, nun ehestens nach Ofen in Unser königliches Schloß gebracht und dort nach Vorschrift der Gesetze bewahrt werden sollen, wozu Wir einen schicklichen Platz zu bereiten den Befehl bereits ertheilt haben.

Durch diese, den bestehenden Gesetzen zu Folge erlassenen Anordnungen, erhaltet Ihr ein neues Denkmal Unserer väterlichen Liebe gegen die ungarische Nation und zugleich ein unverbrüchliches, für ewige Zeiten giltiges Zeugniß, daß, da die gesetzgebende Macht durch die Grundsätze des Königreichs zwischen dem Fürsten und allen Ständen des Reiches gleichmäßig

getheilt ist, Wir aber so das Recht der Stände aufrecht erhalten wollen und gleichwie dasselbe von Unsern Vorfahren an Uns gelangt ist, es auch unverletzt an Unsere Nachfolger überliefern wollen.

Wir versehen Uns auch, daß Ihr für den Feldzug des gegenwärtigen Jahres, den Bedürfnissen des Vaterlandes, durch Früchte zum Unterhalt der für die Sicherheit des Königreiches versammelten Truppen und durch Recrutirung derselben auf die Euch am Zweckmäßigsten scheinende Art, bereitwillige Hilfe leisten werdet.

Joseph.»

Gegen das Ende des Lebens Josephs gingen auch Nachrichten aus Tirol ein, daß die Bewohner dieser Provinz mit den Reformen des Kaisers unzufrieden seien. Vorzüglich waren es die vorgeschriebene Conscription und die Neuerungen in Kirchensachen, welche allgemeines Mißfallen erregten. Noch einmal that sich der Kaiser Gewalt an und schickte schnell eine Staffete mit dem Auftrage nach Innsbruck, die Neuerungen aufzuheben und wieder Alles auf den alten Fuß herzustellen. Wer Josephs Beharrlichkeit in Verfolgung seiner Plane kannte, mag ermessen, welches Opfer ihm diese Schritte kosteten.

Die Kabinetskanzlei war mit dem Kabinete des Kaisers durch eine Maschine von äußerst künstlicher Einrichtung verbunden. Sie bestand aus einem Tische, welcher sich mittelst Walzen in die Höhe drehte, durch den Fußboden des Kabinetes ging und an der Seite des Kaisers stehen blieb. Durch diese Vorrichtung erhielt Joseph die Ausfertigungen seiner Kanzlei. Er übersandte dann auf gleiche Weise seine neuen Auf-

träge und der Tisch sank auf eben die Art, wie er heraufgekommen war, wieder zurück. Dadurch war der Kaiser in den Stand gesetzt, immer allein zu arbeiten und Herr über seine Geheimnisse zu sein.

In dem Augenblicke, als der Erzherzog Franz von der Armee nach Wien zurück kam, brannte der kaiserliche Pavillon im Prater, das Lustwäldchen genannt, ab, und der Erzherzog war der Erste, welcher diesen Unfall dem Kaiser anzeigte. „Beruhigen Sie sich," sagte dieser lächelnd, „es ist ohne Zweifel ein Freudenfeuer über Ihre glückliche Zurückkunft."

Der Erzherzogin Elisabeth war, ihrer nahe bevorstehenden Entbindung wegen, nicht erlaubt worden, den kranken Monarchen zu besuchen. Als er jedoch den 15. Februar 1790 die letzte Oelung empfangen hatte, ließ sie sich durch keine Vorstellungen mehr abhalten, ihn noch einmal zu sehen. Der Kaiser selbst mußte ihrem dringenden Verlangen nachgeben; nur ließ er sie bitten, daß sie um ihrer selbst Willen sich fassen möge. Sie versprach es und ward nun in einem Tragsessel hingetragen. Damit sie über des Kaisers Todtenblässe und über seine Abgezehrtheit nicht erschrecken möge, ließ er, ehe sie ins Zimmer trat, die Fensterladen zumachen und blos in einer Ecke ward ein Nachtlicht angezündet. Demungeachtet war der Eindruck, den der Anblick des Kaisers auf die Prinzessin machte, gewaltig. Kaum war sie zu seinem Sitze hingewankt, als schon die ersten Worte, welche der Kaiser mit zitternder Stimme sprach, sie dermaßen erschütterten, daß sie ohnmächtig wurde und in diesem Zustande wieder hinausgebracht werden mußte, ohne daß sie hatte

etwas ſagen können, oder von dem, was Joſeph ſprach, etwas vernommen hätte. Als ſie wieder zu ſich gekommen war, ermahnte ſie der Monarch zur Faſſung um ihres Zuſtandes Willen, gab ihr ſeinen Segen und entließ ſie mit der innigſten Rührung.

Bei ſeiner letzten Krankheit empfahlen die Aerzte dem Kaiſer bekanntlich ſehr nachdrücklich Ruhe und Schonung. Einer derſelben äußerte ſich: „Eure Majeſtät müſſen ſich einige Tage ganz im Bette halten.“ »Wie viele Tage muß ich denn eigentlich darin bleiben?“ fragte der Kaiſer unwillig. Der kluge Arzt bemerkte die üble Laune des erhabenen Patienten und half ſich mit der feinen Andeutung: »Die Zahl der Tage überlaſſe ich der Discretion Eurer Majeſtät.“ Der Kaiſer lachte von Herzen über dieſe Andeutung und verſprach, ſich gut zu halten. Allein bald ſiegte die Gewohnheit wieder über den Willen. Joſeph, dem vorzüglich die Enthaltung von allen Geſchäften ſehr läſtig fiel, ließ nach einander drei Secretäre kommen, mit welchen er ſich über wichtige Staatsſachen unterredete und Beſcheid ertheilte. In dem Augenblicke aber erſchien der Arzt wieder und erſtaunte, den Monarchen, von ſeinen Secretären umgeben, eifrig arbeitend zu erblicken. Er blieb ehrfurchtsvoll und wie verblüfft ſtehen, doch der bedenkliche Blick, welchen er auf den Kaiſer warf, entging dieſem nicht und erinnerte ihn an ſeine wenige Schonung. Verlegen trat er dem Arzt entgegen und ſagte: „Verzeihen Sie dem Ungehorſamen, aber es iſt mir ſchlechterdings unmöglich, ohne Beſchäftigung zu ſein.“

Erſt in der letzteren Zeit wurde Doctor Quarin des Kaiſers gewöhnlicher Arzt. Anfangs Februar drang er in dieſen

Arzt, ihm die volle Wahrheit über seinen Zustand nicht zu verhehlen. Quarin erklärte ihm nach längerem Zögern mit einem Ausbruch von Thränen, daß die Krankheit unheilbar sei. Der Kaiser verlangte darauf zu wissen, ob er noch längere Zeit damit zubringen würde. „Es ist möglich," erwiederte der Arzt, »aber diese Krankheit ist der Art, daß die Patienten ihrem Tode auch jeden Augenblick entgegen sehen können." Nach langem Stillschweigen entließ der Kaiser den Arzt, der jedoch noch an demselben Tage ein sehr verbindliches Handbillet, die Summe von 10,000 Gulden und den Titel eines Freiherrn für sich und seine Nachkommen erhielt.

Unter seiner ganzen Umgebung war der Kaiser der Gefaßteste über sein nahes Ende. Mit der vollkommensten Seelenruhe sah er bis zum letzten Hauche seiner Auflösung entgegen und hörte bis auf seine Todesstunde nicht auf, die Staatsgeschäfte zu besorgen. Entschlossenheit und Ergebung zeigten sich in jeder Handlung, in jedem Worte des dem Tode nahen Fürsten.

Noch den 12. Februar sagte der Kaiser zu einem seiner Minister: „Ich weiß nicht, ob der Dichter so ganz Recht hat, welcher sagt: Du trône au cercueil le passage est terrible (Schrecklich ist der Schritt vom Throne zum Sarg). Ich vermisse den Thron nicht und fühle mich ruhig; nur ein wenig gekränkt, durch so viele Lebensplage so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht zu haben. Allein das ist nun einmal das Schicksal der Fürsten."

Als der Kaiser den 13. Februar das heilige Sacrament empfing, stürzten dem Helden Loudon beim Eintritt in den

Vorſaal die Thränen ſtromweiſe über die Wangen und es erſchütterte Jedermann, den Mann weinen zu ſehen, der im Getümmel der Schlachten, von tauſend Leichen umgeben, ſtets ſtandhaft blieb.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar empfand die Erzherzogin Eliſabeth die erſten Geburtswehen und man meldete es ſogleich dem Kaiſer. Von dieſem Augenblicke an war er ſehr unruhig und ſchickte öfters zu ihr, um Nachrichten von ihren Umſtänden zu erhalten. Dieſe lauteten jedoch nicht günſtig und man mußte dem Monarchen jedesmal ſagen, daß ſie noch ſtark leide. Endlich meldete man ihm, die Erzherzogin ſei von einer Prinzeſſin glücklich entbunden worden. Ungeachtet des ſchlechten Zuſtandes, in welchem ſich der Kaiſer ſelbſt befand, war er doch ſehr vergnügt, er beſchäftigte ſich mit den Geſchenken, die er für die Erzherzogin beſtimmte und ließ ihr ſehr viel Verbindliches ſagen, um ſie zu tröſten.

Die frohen Hoffnungen wegen der glücklichen Entbindung der Erzherzogin wurden jedoch bald auf das Grauſamſte zerſtört. Sie war von den erlittenen Schmerzen ſo ſehr entkräftet, daß man Beſorgniſſe für ihre Erhaltung trug und leider waren dieſe nicht ohne Grund. Gegen eilf Uhr Nachts wollte die Prinzeſſin ſchlafen und der Leibmedicus Baron von Störk, der nichts Bedenkliches mehr bei ihren Umſtänden fand, ging mit dem Accoucheur fort und es blieb Niemand bei ihr, als ihre Oberſthofmeiſterin, die Gräfin Chanclos, mit einer Kammerfrau. Bis vier Uhr des Morgens ging nichts Außerordentliches vor; allein um dieſe Zeit veränderte ſich ihr Geſicht und ohne ſich im Geringſten über etwas zu beklagen,

machte ſie convulſiviſche Bewegungen mit den Händen. Man lief nun von allen Seiten zuſammen, der Baron Störk kam endlich an und fand die Erzherzogin bereits in den letzten Zügen. Sie ſtarb, ohne nur ein Zeichen von Schmerz oder Convulſion zu geben, ſo daß ſie gleichſam ſchlafend in die Ewigkeit ging. Man vermuthete, daß ihr eine Ader im Leibe zerſprungen oder daß ſie von einem Schlagfluſſe befallen worden ſei.

Des andern Tages, Morgens gegen acht Uhr, erſchien Graf Roſenberg in dem Zimmer des Kaiſers, der ihm wie gewöhnlich guten Morgen bot und ſich nach dem Befinden der Erzherzogin erkundigte. Der Graf erwiederte achſelzuckend, ſie befinde ſich übel und als der Kaiſer vermuthete, es ſei die Rede von den Folgen der ſchweren Entbindung, ſo ſagte der Graf, ſie ſei in Gefahr. Hierauf fragte der Kaiſer, ob es nöthig wäre, ſie mit den heiligen Sacramenten zu verſehen, und als Graf traurig antwortete, daß es zu ſpät ſei, ſah der Kaiſer, daß er ſeine geliebte Nichte verloren habe. Er ſtützte den Kopf auf ſeine Hände und rief ſchmerzvoll: „Und ich lebe noch? — Herr, Dein Wille geſchehe.“ — Nachdem er nun längere Zeit in ſprachloſer Betäubung dageſeſſen hatte, gab er die Befehle zu ihrem Begräbniſſe und ſetzte hinzu, daß weil der Leichnam der Prinzeſſin dem ſeinigen Platz machen müßte, ſo könnte ſie keine drei Tage in der Capelle ausgeſetzt ſtehen und es wäre alſo nöthig, daß man ſie noch an demſelben Tage begrabe.

In ſeinen letzten Lebenstagen befahl der Kaiſer, die ungariſche Krone, welche bisher in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt war, wieder nach Ungarn abzuführen. Als er

von der Abführung Kunde erhielt, rief er: „Nun ſehe ich, daß der Allmächtige noch bei meinen Lebzeiten alle meine Werke zertrümmert.“

Den 18. Februar nahm Joſeph von Loudon Abſchied. Gerührt ſtreckte er noch ſeine Hand aus und ſagte: „Reichen Sie mir noch einmal Ihre alte Hand; ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, ſie zu drücken.“

Bewunderungswürdig war der Muth und die Heiterkeit, welche der Kaiſer während ſeiner Krankheit bis auf den letzten Augenblick zeigte. Den 6. Februar ließ er den Staatsreferendar rufen. Vor dem Beginn der Geſchäfte zog er unter dem Papier, auf welchem er im Begriff war, dem Großherzog Leopold zu ſchreiben, ein Blättchen hervor, und ſagte lächelnd: „Sehen Sie hier mein Todesurtheil. Leſen Sie und dann wollen wir weiter ſprechen.“ Es war das Gutachten der Aerzte, die ſeine Lebensdauer nur noch höchſtens auf drei Wochen beſtimmten. Dann endigte Joſeph das Schreiben an den Großherzog, legte das Gutachten demſelben bei und expedirte den Courier nach Florenz.

Kurz vor ſeinem Tode ſicherte der Kaiſer ſeinem Augenarzte, dem berühmten Profeſſor Barth, eine jährliche lebenslängliche Penſion von 1000 Gulden zu, jedoch mit der Bedingung, daß er die Profeſſoren von Ehrenritter und Schmidt zu vollkommenen Augenärzten ausbilden ſolle.

Den 19. Februar, Vormittags gegen zehn Uhr, befand ſich eben Fürſt Dietrichſtein bei dem Kaiſer, als es ihm plötzlich dunkel vor den Augen wurde. Joſeph ſprach: „Nun iſt

es Zeit, daß wir abbrechen, wir sprechen uns zum letzten Male. Lassen Sie mir den Beichtvater hereinkommen." — Einige Tage vorher war nämlich ein Geistlicher des Augustiner-Ordens zum Beichtvater ernannt worden.

An demselben Tage, Nachmittags gegen vier Uhr, unterschrieb der Kaiser noch zum letzten Male eine Schrift; die Züge waren aber sehr undeutlich und er schrieb Josephy statt Joseph, obschon er noch Tags zuvor seinen Namen noch achtzigmal ordentlich unterschrieben hatte.

Der Abschiedsbrief, welchen der Kaiser an seinen großen Minister, den Fürsten Kaunitz, dictirte, lautete folgendermaßen: „Lieber Freund! Ich bin durch Ihre Theilnahme ganz gerührt, allein was kann ich bei dem Verhängnisse der Vorsicht anders thun, als mich demselben unterwerfen? Was Sie betrifft, empfangen Sie von mir die unbegränzte Versicherung der vollkommensten Erkenntlichkeit, der größten Hochachtung und des aufrichtigsten Zutrauens, die Sie vor allen Andern verdienen und seien Sie versichert, daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer Stand bin, länger Ihre Einsichten zu benutzen. Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpuncte mein Vaterland, das mir so am Herzen liegt. Joseph."

Noch am Tage vor dem Tode des Kaisers blieben die arbeitenden Secretäre den ganzen Tag und bis zehn Uhr Nachts bei ihm. Die Grafen Lacy und Rosenberg machten ihm an diesem Abend noch einen Besuch. Schon um Mittagszeit hatte er eine Anwandlung von Ohnmacht, ergriff aber sein Riechfläschchen und ermunterte sich wieder. Um

zehn Uhr entließ er seine Secretäre und legte sich zu Bette. Den Tag über saß er schon seit einigen Wochen in einem großen Schlafsessel, oder ging im Zimmer herum, dabei war er stets vollständig angekleidet, trug Stiefeln und einen Frack oder Capot.

Als sich der Kaiser niedergelegt hatte, stellte sich sogleich der Schlummer ein. In einem Nebenzimmer ruhten die Aerzte Störk und Brambilla und sein Beichtvater. Der Schlummer des Monarchen war äußerst unruhig, er phantasirte von Dingen, die eben der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit waren, dann ermunterte er sich wieder und sprach mit vollem Bewußtsein. So ging es abwechselnd durch die ganze Nacht. Um fünf Uhr Morgens wurde er vollends wach. Er fühlte sich sehr übel, verlangte Suppe und ließ die Aerzte in das Zimmer treten. Störk fühlte ihm den Puls und fand fast keinen mehr. Erschreckt darüber, sagte er blos, daß der Beichtvater im Nebenzimmer sei, wenn ihn Se. Majestät etwa sprechen wolle. Den Wink verstehend, ließ der Monarch den Augustiner rufen. Dieser las ihm aus einem Erbauungsbuche vor, bald aber sagte der Kaiser mit schwacher Stimme: „Nun ist's genug. Das Gebetbuch werde ich nicht mehr brauchen, ich schenke es Ihnen, behalten Sie es zu meinem Andenken.“ Noch wollte der Kaiser von der gebrachten Suppe etwas nehmen, vermochte es aber nicht mehr. Er sank zurück, faltete die Hände, sprach noch: »Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist,“ bekam dann Zuckungen, die etwa fünf Minuten dauerten und war — todt. Erzherzog Franz, Fürst Dietrichstein und Graf Rosenberg hatten ihn keinen Augenblick verlassen.

Gleich nach dem Tode des Kaiſers begab ſich der Erzherzog Franz nebſt dem Grafen Roſenberg in das geheime Kabinet, befahl den Secretären hinauszugehen und verſiegelte alle Kaſten, worin er Schriften vermuthen konnte, mit eigener Hand. Die Thüre wurde ebenfalls verſchloſſen und eine Wache davor geſtellt. Hierauf erließ er an alle Hofſtellen ein Handbillet, worin alle Beamte interimiſtiſch beſtätigt wurden und zugleich befohlen ward, daß man den Titel: Kaiſerlich auslaſſen und bis die neuen Wappen geſtochen ſein würden, ſich jener der Präſidenten bedienen ſollte. Die Regierungsgeſchäfte übernahm der geheime Staatsrath; der Reichshofvicekanzler, Fürſt Colloredo, übernahm die Sperrung des Reichshofrathes.

Das Militär, welches gegen den Feind ſtand, mußte Trauer anlegen. Die Officiere mußten ſelbſt in der Schlachtordnung mit dem Trauerzeichen aufmarſchiren, die Fahnen konnten zwar fliegend ſein, hatten aber an der Spitze einen Trauerflor.

An dem Todestage des Kaiſers wurde die Erzherzogin Eliſabeth Abends um ſieben Uhr in der kaiſerlichen Gruft mit den üblichen Feierlichkeiten beigeſetzt. Der Leichnam des Kaiſers wurde nach ſeinem Hintritte in Feldmarſchallsuniform gekleidet, in dem kaiſerlichen Audienzzimmer auf eine mit ſchwarzem Tuche bedeckte Stufe gelegt und dabei ein Crucifix mit brennenden Wachskerzen aufgeſtellt. Den 21. Abends wurde der Leichnam in den inwendig mit Goldſtoff, auswendig mit ſchwarzem Sammt und goldenen Borten überzogenen Sarg, der mit ſechs maſſiv ſilbernen Handhaben verſehen war, gelegt, und nach vorläufiger Einſegnung durch den Burg-

pfarrer feierlich in die Burgpfarrkirche übertragen, welche ganz ſchwarz behangen, mit den ſämmtlichen Wappen der Monarchie verziert und in deren Mitte eine hohe, prachtvoll erleuchtete Trauerbühne errichtet war, auf die nun die Leiche in dem Sarge zur öffentlichen Anſicht ausgeſtellt wurde. Neben dem Sarge zu beiden Seiten lagen auf ſchwarzſammtenen Kiſſen die Reichskrone ſammt dem Scepter und Reichsapfel, die kaiſerliche Hauskrone, die böhmiſche Krone und der Erzherzoghut, die Orden des goldenen Vließes, der Maria-Thereſia- und Stephan-Orden, der militäriſche Hut mit Quaſten und Cocarde, endlich der Degen, der Stock und die Handſchuhe des Kaiſers. An den Füßen hatte der verſtorbene Monarch Stiefel mit Sporen, auf dem Kopfe eine ſtark gepuderte Perücke. Die Mienen waren zwar unverändert, Geſicht und Körper aber ſehr abgezehrt.

Den 22. Februar, Abends um fünf Uhr, begann der Leichenzug in folgender Ordnung: Zuerſt kam ein Commando von der Cavallerie, dann folgten die ſämmtlichen Spitalleute, hierauf alle Ordensgeiſtlichen mit brennenden Wachskerzen, die ſämmtlichen Pfarren der Stadt und der Vorſtädte, der Stadtmagiſtrat, die niederöſterreichiſchen Landſtände, die Räthe vom Reichshofrathe, wie auch von den ſämmtlichen Hof- und Landesſtellen, ohne Beobachtung des Ranges, Alle in Trauerkleidung und ſchwarzen Mänteln, ferner der hinterlaſſene Hofſtaat und die Hofſtäbe, welche die erſte Abtheilung des Trauerzuges ſchloſſen. Als der Zug an die Kapuzinerkirche kam, hatten ſich mittlerweile die oberſten Hofämter, die Ritter des goldenen Vließes, die ſämmtlichen Inhaber des Maria-Thereſia-Ordens, die geheimen Räthe, Kammerherren und der äußere Hofſtaat, die Damen, endlich der

Rector Magnificus, die vier Decane der Universität, wie auch das Metropolitancapitel in der Kapuzinerkirche versammelt. Vom Josephplatze bis zu dieser Kirche waren brennende Pechpfannen aufgestellt und längs dieser Strecke machte zu beiden Seiten das Militär eine geschlossene Reihe. Auf dem neuen Markte war ein Bataillon Infanterie und eine Escadron Cavallerie aufgestellt. Um sechs Uhr verkündigte das Läuten aller Glocken, daß der Sarg gehoben wurde. In der Burg machte die daselbst befindliche Wache mit gesenktem Gewehre Parade und die gedämpfte Trauermusik begann. Gleich nach sechs Uhr wurde der Leichnam durch kaiserliche Kammerdiener von dem Trauergerüste gehoben, der Sarg verschlossen, von dem Hofburgpfarrer eingesegnet und in den mit sechs Pferden bespannten, ringsumher mit Gläsern versehenen, schwarzdrapirten Trauerwagen übertragen. Hierauf ging der weitere Leichenzug über den Josephplatz, Augustinergasse und Spitalplatz in folgender Ordnung zur Kapuzinergasse: Voraus ritt Cavallerie, dann folgten zwei Einspänner, drei viersitzige Hofwagen mit Kammerdienern und Fourieren, ein sechsspänniger Hofwagen mit den drei Gardecapitänen, ein sechsspänniger Hofwagen mit dem Oberst-Kämmerer und Stallmeister, dann gingen die kaiserlichen Läufer und Leiblakaien in Trauerkleidung, worauf der Trauerwagen folgte. Zu jeder Seite des Schlages gingen zwei Hoflakaien, dann rechts und links Edelknaben mit brennenden Kerzen und weiter vorwärts die Arcieren- und Leibgarden zu Fuß. Nach dem Leichenwagen folgte die ungarische Leibgarde zu Pferd mit entblößtem Seitengewehre unter dem Spiele der gedämpften Pauken und Trompeten. Den Zug beschlossen eine Compagnie Grenadiere und eine Abtheilung Cavallerie. An der Kapuzinerkirche angelangt, wurde der Sarg unter

den üblichen Ceremonien übergeben und die traurige Feierlichkeit hatte damit ihr Ende erreicht.

Die Vigilien hatten in der Hofkirche bei den Auguſtinern Statt, welche zu dieſem Zwecke auf folgende Art ausgeſchmückt war: In der Mitte ſtand ein ſechs und zwanzig Schuh hohes Trauergerüſt. Ueber dieſes hing ein ſchwarzſammtener, mit Gold beſetzter Prachthimmel, der auf den vier Ecken mit kaiſerlichen Adlern verziert war. Von allen Seiten desſelben hingen ausgebreitete, ſchwarz untermengte Goldſtoffe herab. Auf dem Trauergerüſte ſtand ein Sarg, worauf nebſt dem Crucifixe die Reichsinſignien und Kleinodien, die Kronen, die Ordenszeichen, der Feldmarſchallsſtab, Hut, Degen und Schärpe lagen. Auf den acht Stufen des Gerüſtes, welches reich verziert und ringsumher mit den Wappen des Kaiſerſtaates behangen war, ſtanden dreihundert zwei und ſiebzig ſilberne Leuchter und an den vier Ecken Pyramiden, jede mit zwei und ſiebzig Wachskerzen beſteckt. Die ganze Kirche war ſchwarz behangen, mit achtzig Wand- und Spiegelleuchtern, zwiſchen welchen auch Wappen eingetheilt waren, und mit fünf und vierzig Luſtern verſehen. Der Hochaltar war mit dem reichgeſtickten Kreuztuche überzogen und mit dem kaiſerlichen Trauerwappen geziert. In Allem brannten in der Kirche eintauſend ſiebenhundert Wachslichter.

Der Feldmarſchall und Hofkriegspräſident Graf Hadick ſtarb kurz nach dem Kaiſer, ja man kann ſagen, daß er ſich ſeinen Tod an deſſen Krankenbette geholt habe. Als ihm nämlich Joſeph beim Abſchiednehmen die Hand drückte, überfiel den würdigen General ein plötzlicher Schauer, der ihn nöthigte,

ſich ſogleich nach Hauſe zu begeben. Von dieſer Stunde an wurde er bettlägerig und ſtarb bereits den 12. März.

Das Teſtament des Kaiſers war ein redender Zeuge ſeines Charakters. Es beſtand nur aus ſechs Zeilen und enthielt nichts Anderes, als daß er ſeinen Bruder Leopold, Großherzog von Toscana, zum Univerſalerben erklärte. Das Codicill beſtimmte, daß ſeine Secretäre und alle jene Hofleute, welche unmittelbar ſeine Perſon umgeben, lebenslang den ganzen Gehalt zu genießen hatten. Auch verbot er, ſeinen Leichnam zu öffnen, mit dem Beiſatze, ſeine Krankheit ſei ſichtbar genug geweſen und man würde folglich durch die Eröffnung nichts weiter lernen. Aus denſelben Gründen hatte er auch verboten, den Leichnam der Erzherzogin zu öffnen.

Nach Joſephs Tode kam natürlich eine Unzahl von gedruckten, gereimten und ungereimten Klageliedern und Reden heraus. Selbſt der famoſe Baron Trenk konnte nicht unterlaſſen, eine Trauerrede am Grabe Joſephs drucken zu laſſen, in welcher er auf ſeine gewöhnliche fulminante Weiſe Lob und Tadel durcheinander herausſprudelte, die aber ſogleich von Andern gehörig beleuchtet wurde. Alle Religionsparteien vereinigten ſich im gemeinſamen Schmerze um den Verluſt des beſten Regenten. Zwei dieſer Ergießungen ſind würdig der Nachwelt aufbewahrt zu werden, und zwar ein frommes Gebet und ein Gedicht an ſeinem Grabe. Das erſtere lautet, wie folgt:

„Gott! wir ſind hier verſammelt, das Andenken eines ſchweren Verluſtes zu erneuern und das letzte Opfer der Ehrfurcht und Liebe einem geliebten, uns nun entriſſenen Monarchen darzubringen. Mit gerechter Rührung und Traurigkeit

legen wir es vor Deinem Throne nieder. Ja wir würden unter dem Drucke des Schmerzes erliegen, wenn uns nicht ein Blick auf die Ewigkeit und auf den Lohn der Gerechten wieder aufrichtete. Du selbst gabst ihn uns, dessen zu frühen Tod wir beweinen; Du gabst ihn der Erde und seinem Volke zum Segen; Deine Alles belebende Kraft unterstützte ihn; Deine mächtige Hand führte ihn zu seinem Ziele; Du hast ihn nun vollendet und aufgenommen in die Wohnungen des Friedens und der Ruhe. Dies tröstet und beruhigt unser Herz bei seiner bangen Erinnerung; dies erhebt es hoffnungsvoll dahin, wo Du unsern verewigten Joseph, als einen guten Fürsten, den Lohn seiner Thaten finden läßt. O vergilt ihm nun nach Deiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit! Befestige unsere Ueberzeugung, daß seine Vergeltung groß sein werde vor Dir, der Du gerecht bist und Dessen Ruf zur Ertragung schwerer Bürden er sich nie entzogen hat. Belebe unsern Eifer, ihm nachzustreben in Erfüllung unserer Pflichten, ihn einst vor Deinem Throne wieder zu finden und seine Seligkeit durch das feierliche Geständniß zu erhöhen, daß er unser Wohlthäter, unser Vater gewesen ist! Stärke uns durch die Macht Deiner Wahrheit und durch das Vorgefühl jener ewigen Belohnung, die er nun vor Deinem Angesichte genießt. Erhöre, Allgütiger, dieses Gebet und unsern frommen Wunsch! Erhöre uns, wenn wir Dich im Namen Jesu anrufen und miteinander also sprechen: Vater unser ꝛc.»

Das erwähnte Gedicht zeichnet sich eben nicht durch hohen poetischen Schwung, aber durch Wärme und wahre Empfindung aus. Es lautete also:

Ach, ſo war noch dieſe Wunde
Vor der bangen Todesſtunde,
Dulder Joſeph, Dir beſtimmt?
Brechend muß Dein Aug' noch ſehen
Auch den letzten Stern vergehen,
Der für Dich am Himmel flimmt?

Wird die Welt Dich noch beneiden,
Wird beim Anblick Deiner Leiden
Nicht der Neid verſöhnet ſein?
Wird nicht Deines Armes Stärke,
Deiner Weisheit Schöpfungswerke,
Deine Größe Dir verzeih'n?

Groß war Deines Armes Stärke,
Glänzend Deiner Schöpfung Werke,
Gut Dein Herz und weit und groß;
Hingewelkt iſt Deine Stärke,
Unvollendet ſind die Werke,
Gram war Deines Herzens Los.

Mögen ihren Fritz die Brennen,
Groß durch Geiſt und Thaten nennen,
Auch durch's Glück war's Friederich;
Aber nie hat's Dir gelächelt,
Nie ſein Zephyr Dich gefächelt,
Deine Größe war Dein Ich.

Wer hat ſo wie Du gelitten,
Wer hat ſo wie Du geſtritten,
Wer das Gute ſo erſtürmt?
Hat nicht gegen Deine Schlüſſe,
Jetzt die Bosheit Hinderniſſe,
Jetzt die Mißgunſt aufgethürmt?

Ach, Du warſt ein Kind der Schmerzen,
Als noch unter ihrem Herzen
Ahnend Dich Thereſe trug;

Da der Bojer Alles wagte,
Und der Franzmann ſpottend fragte:
Iſt Toscana nicht genug?

Und wenn Deiner treuen Helden
Löwenmuth empörte Welten,
Und das Schickſal ſelbſt bezwang,
Wußt' es dennoch Dich zu quälen
Durch die Folter großer Seelen,
Durch gehemmter Thaten Drang.

Zweimal ſchlangen keuſche Triebe
Um Dein Herz das Band der Liebe,
Zweimal ſchlug's der Tod entzwei;
Ach! Du haſt nur wenig Stunden
Hymens ſüße Luſt empfunden
Und was Vaterfreude ſei.

Zogeſt Du an Lacy's Seite
Wider Abdul aus zum Streite,
Floh vor Dir des Krieges Glück;
Wider Deine Donnerkeile
Schießt die Seuche ihre Pfeile,
Uns Du kehreſt krank zurück.

Wenn nun Loudon gleich dem Blitze
Flammt an Deiner Heeres Spitze,
Dein Croat in Belgrad zecht;
Coburg den Vezier beſtehet,
Tauſende wie Diſteln mähet,
Und Dich an dem Glücke rächt;

Sieh! da wirbt im Niederlande
Pöbelwuth ſich eine Bande,
Schwingt des Aufruhrs Fackel hoch;
Brüder würgen ihre Brüder,
Väter ihre Söhne wieder,
Joſeph! und Du lebteſt noch?

Ja Du lebst zu neuen Wehen,
Auch Elisens Tod zu sehen,
Großer Dulder, lebest Du!
Sie, so theuer Deinem Herzen,
Stürzt, gewürgt von Mutterschmerzen,
Noch vor Dir dem Grabe zu.

Ach, dort liegt sie nun, die Milde,
Da sie ihrem Ebenbilde
Sterbend noch entgegenblickt;
Ach, den Säugling in dem Schooße,
Welkt sie, eine Frühlingsrose
Mit der Knospe abgeknickt.

Gibt's für Dich noch einen Kummer?
Nein! So schlaf' den Todesschlummer,
Schlaf' ihn sanft und ohne Schmerz;
Schlaf, Du Aermster aller Großen,
Denn die Schal' ist ausgegossen,
Ausgeblutet hat Dein Herz.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich die österreichische Monarchie beim Tode des Kaisers Joseph in einer höchst schwierigen Lage befand und daß dadurch auch die Krankheitsumstände des Monarchen zweifelsohne verschlimmert wurden. Seine Absichten waren unstreitig groß, edel und gut. Daß er jedoch die Sache nicht immer von der rechten Seite angriff, Vieles übereilte und nicht immer die geeigneten Mittel wählte, führte das Mißlingen seiner meisten Plane herbei. Bei der größten Bewunderung, die wir den erhabenen Eigenschaften des Monarchen zollen müssen, kann man nicht umhin, zu gestehen, daß der rastlose Kaiser die Sachen auf einen Punct getrieben hatte, auf welchem sich die Monarchie bei seinem Ab-

leben in einer noch gefährlicheren Lage befand, als bei seiner Geburt 1741, wo sie von so zahlreichen Feinden bestürmt wurde. Der Türkenkrieg war noch im vollen Gange und obschon der zweite Feldzug selbst die kühnsten Hoffnungen befriedigt hatte, so war es doch immer noch ein Krieg mit einem sehr mächtigen Feinde, ein Krieg, der ungeheure Summen gekostet hatte und von dem sich durchaus kein bedeutender Vortheil erwarten ließ. Auch von Norden her drohten sich unheilschwangere Wolken zusammen zu ziehen und es wurde schon Ende 1789 nöthig, Truppen nach Böhmen, Mähren und Galizien zu schicken. Selbst im Innern des Kaiserstaates war es nicht, wie es sollte. Belgien war in offener Empörung, in Ungarn und Tirol wurde Mißstimmung laut, die der Kaiser nur dadurch beschwichtigen konnte, daß er am Ende seines Lebens mit einem Federstriche Alles wieder umstürzte, was er während seiner Regierung gebaut hatte. Des kostspieligen Krieges wegen mußten auch außerordentliche Auflagen Statt finden und dadurch entstand eine allgemeine Theuerung, worunter besonders Jene litten, deren Glück des Kaisers beständiges Augenmerk gewesen war, nämlich die arbeitende und producirende Classe. Ewiger Ruhm bleibt daher dem Kaiser Leopold, daß er gleich nach dem Antritte seiner Regierung durch weise und durchgreifende Maßregeln dem Uebelstande energisch abhalf, Frieden mit der Pforte schloß und die niederländischen Unruhen durch weise Mäßigung beendigte.

---

*Josephs Neffe und Zögling, der nachmalige Kaiser Franz, hatte schon bei seinem Regierungsantritte beschlossen, seinem unsterblichen Oheim ein Denkmal zu setzen. Die darauf folgenden Kriegesstürme verhinderten lange die Ausführung dieses Vorhabens. Endlich kam es im Jahre 1807 zu Stande.

Den 24. November dieſes Jahres wurde die Reiter-Statue des großen Kaiſers, von Zauner verfertigt, feierlich enthüllt. *) Die zwei breiteren Seiten des Joſephplatzes, auf welchem das Denkmal ſteht, waren bei dieſer Gelegenheit in Form eines Amphitheaters eingerichtet, auf welchem die kaiſerliche Familie, die oberſten Hofämter, der Adel, die auswärtigen Miniſter, die hohe Geiſtlichkeit, viele höhere Staatsbeamte, vornehme Fremde ꝛc. ihren Platz fanden. Ringsum die Statue ſtanden die Leibgarden und außer deren Kreiſe ein Bataillon Grenadiere im Quarré. Auf ein gegebenes Zeichen fiel das über die Statue gezogene Zelt nieder; Trompeten- und Paukenſchall und ein allgemeines Vivat verkündigten den Augenblick, in welchem die Statue ſichtbar geworden, wobei noch der freundliche Zufall eintrat, daß an dem umwölkten Himmel in dem Augenblick der Enthüllung auch die Sonne ſtrahlend hervorbrach. Eine dreimalige Salve der Grenadiere und Kanonendonner von den Baſteien beſchloß die Feierlichkeit. Unſterblich, wie Joſephs Andenken in dem Herzen jedes Vaterlandsfreundes, bleibt auch die einfach-erhabene und wahre Inſchrift des Monumentes:

Josepho II. Aug., qui saluti publicae vixit, non diu, sed totus.

*) Die ausführliche Beſchreibung des ſchönen Denkmales Joſeph's folgt am Schluſſe des Buches.

Die merkwürdigſten Briefe Kaiſer Joſephs II.

1. An Emerich Joſeph, Freiherrn von Breidtbach-Bürresheim, Kurfürſten von Mainz, des heiligen römiſchen Reiches, Erzkanzler, bei Gelegenheit der römiſchen Königs-Wahl.

Monsieur!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für die freundſchaftliche Bemühung bei den verſammelten Herrn Kur- und Reichsfürſten, und für die eifrige Verwendung, die Sie für mich in der Römiſch-Königswahl geäußert haben, meinen aufrichtigen Dank abſtatte.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, als des Römiſch-deutſchen Reichs Kanzler und erſten Kurfürſten zu verſichern, daß ich die Königswürde, wozu Sie mich durch freie und geſetzmäßige Wahl berufen, mit der vollkommenſten Beobachtung der Reichsgeſetze und der mir dadurch auferlegten Verbindlichkeiten verwalten werde, daß ich mich genau an die von mir beſchworne Wahlcapitulation halten und die Rechte und Freiheiten der ganzen Nation, ſo wie die Vorzüge einzelner Reichsmitſtände insbeſondere vertheidigen und beſchützen will.

Mein einziger Wunſch iſt, daß meine Fähigkeiten den Umſtänden und der übertragenen Würde angemeſſen genug ſeien. Auf die Aufrichtigkeit meines Charakters, auf die Redlichkeit meiner Abſichten und auf die Entſchloſſenheit zur Behauptung unſerer Nationalfreiheit können Sie ſich vollkommen verlaſſen. Ich umarme Sie, mein Prinz! mit den edelſten

Empfindungen von Freundschaft und rechne auf Ihre Unterstützung da, wo sich Fälle ereignen, die sie mir nothwendig machen. Gott erhalte Sie noch lange für Deutschland.

Joseph.

Frankfurt, in April 1764.

---

2. An seinen Oberstthofmeister, Karl Fürsten von Batthyany, den Tod Kaiser Franz I. betreffend.

Mon Prince!

Wir sind in der Gesellschaft des Großherzogs von Florenz, und der beiden Erzherzoginnen Anna und Christina nach Innsbruck gereist, um der Vermählung meines Bruders beizuwohnen, als den 18. die für uns traurige Katastrophe eintrat, daß den Kaiser plötzlich der Schlag rührte und derselbe in meinen Armen verschied.

Mon Prince! Es ist über die Fähigkeit eines menschlichen Wesens, den hohen Grad von Schmerzen, das Uebermaß von Empfindungen so darstellend zu schildern, wie es das Herz eines Sohnes fühlt, der seinen Vater auf ewig verliert, von dem er überzeugt war, daß er geliebt wurde.

Im Moment von den schrecklichen Leiden, die mich folterterten, vergaß ich meine Mutter nicht. Aber können Trostgründe eines Sohnes, dem die Wehmuth sein Herz zerrissen, können sie ein Ersatz für den grausamen Schlag sein, den ihr das Schicksal versetzte?

Mein Vater hat die zärtlichste Zuneigung für mich gehabt. Er war mein Lehrer, mein Freund, und der größte Prinz seines Hauses; würdig des Zutrauens seiner Familie so wie jenes seines ganzen Volkes. Großmüthig, gerecht, wohlthätig, ein Freund der Wissenschaften, Künste, der Armuth

und des Beſtrebens, ſich empor zu bringen, war er ein Kenner der Privatverdienſte ſelbſt als Monarch!

Ich bin itzt vier und zwanzig Jahre alt. Die Vorſehung hat mir in frühen Tagen den Kelch des Leidens hingegeben! da ich meine Gemahlin verloren, nachdem ich ſie kaum drei Jahre beſaß — Theure Eliſe! du biſt unvergeßlich für meine Tage — und ſeit deinem Tode habe ich unnennbare Leiden gefühlt!

Sie haben meine Jugend geleitet; unter Ihrer Anführung ward ich ein Mann! Unterſtützen Sie mich nun auch als Monarch bei der Laſt der Pflichten, die mir mein Schickſal auferlegt hat, und bewahren Sie Ihr Herz für Ihren Freund Joſeph.

Innsbruck, den 20. Auguſt 1765.

---

3. An einen Feldherrn, in Bezug auf den Zweikampf unter Officieren.

Herr General!

Den Grafen von K. und den Hauptmann W. ſchicken Sie ſogleich in Arreſt. Der Graf iſt aufbrauſend, jung, von ſeiner Geburt und von falſchen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. iſt ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und Piſtolen berichtigen will; und welcher das Cartel des jungen Grafen ſogleich mit Leidenſchaft behandelte!

Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; verachte die Grundſätze derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen ſuchen und ſich mit kaltem Blute durchbohren.

Wenn ich Officiers habe, die ſich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr bloßgeben, die bei jedem ſich ereignenden Fall

Muth, Tapferkeit, Entſchloſſenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, ſo ſchätze ich ſie hoch; die Gleichgiltigkeit, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich.

Wenn aber hierunter Männer ſein ſollten, die alles dem Haſſe und der Rache für ihren Feind aufzuopfern bereit ſind, ſo verachte ich dieſelben, ich halte einen ſolchen Menſchen für nichts Beſſeres als einen römiſchen Gladiator.

Veranſtalten Sie ein Kriegsgericht über dieſe zwei Officiers, unterſuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenſtand ihres Streites, und wer hiervon am meiſten ſchuldtragend iſt, der werde ein Opfer ſeines Schickſals und der Geſetze.

Eine ſolche barbariſche Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemeſſen iſt, und die oft ſo traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und beſtraft wiſſen, und ſollte es mir die Hälfte meiner Officiers rauben. Noch gibt es Menſchen, die mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthans vereinigen, und das kann nur der ſein, welcher die Staatsgeſetze verehret.

Joſeph.

Im Auguſt 1771.

---

4. An ſeine Mutter, die Kaiſerin Maria Thereſia, in Hinſicht auf die Reiſe nach Italien. Die Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere.

Madame!

Der Großherzog und ich ſind um einige Tage früher in Venedig angekommen; die Nacht hierauf der Erzherzog Ferdinand aus Mailand, und endlich mein jüngſter Bruder. Unſer

Hierſein iſt nach dem Symbol aller meiner Reiſen incognito; als Graf von Falkenſtein beſuchte ich in dieſer berühmten Stadt Alles; der Zulauf von Fremden iſt wegen der nahen Vermählung des Doge mit dem adriatiſchen Meere außerordentlich.

Ich habe das weltbekannte Zeughaus der Republik, das dritthalb italieniſche Meilen im Umfange hat, geſehen, in Geſellſchaft meiner Brüder und des Herzogs wohnte ich einer Regatta bei, beſuchte verſchiedene Theaters, einige Nobili und den Geſandten Eurer Majeſtät, den Marquis **Durazzo**.

Endlich muß ich doch auch der weltberühmten Vermählung des Doge erwähnen. Am Himmelfahrtstage fahren Seine Hoheit mit dem Buzentauro und dem ganzen Senat in der größten Pracht zwiſchen il **Lido** und **Santo Erasmo** auf die hohe See, und nachdem der Patriarch einige Ceremonien vorgenommen hat, läßt der Doge einen goldenen Ring in das Meer fallen, indem er dazu ſpricht: **Desponsamus te mare in signum veri perpetuique Domini.** Der Donner der Kanonen, das außerordentlich zahlreiche Gefolge einiger hundert der ſchönſten Barquen und die Menge der Menſchen machen dieſe Farce ſehr feierlich. Im Zurückweg hält der Patriarch in der St. Nicolauskirche ein Hochamt, und des Abends wird der Senat und die, welche dem Doge auf ſeinem Buzentauro Geſellſchaft geleiſtet, von der Signoria herrlich bewirthet.

Den letzten Tag vor unſerer Abreiſe beſuchten wir noch den großen Rath, wo über vierhundert Perſonen gegenwärtig waren; dann hörten wir ein von den Jungfrauen des **Conservatorio de mendicanti** abgeſungenes Oratorium und ſpeisten Abends bei dem Cavalier Tron, woſelbſt über dreihundert Damen und einhundert zwanzig Nobili zugegen waren.

Von Venedig reiste ich nach Padua, und das in sehr zahlreicher Begleitung, nämlich des Marquis **Durazzo**, der Fürsten von Lobkowitz, Rohan, Salm, und des Grafen Rosenberg. Sobald ich nach Florenz komme, werde ich Eurer Majestät weitere Nachrichten von meiner Reise durch Italien geben.

Ich küsse Ihnen die Hände mit Ehrfurcht und bin Zeitlebens

Euer Majestät

unterthänigster Sohn

Joseph.

Padua, im Juni 1775.

---

5. Glückwunsch zur Vermählung seiner Schwester, der Königin Maria Antonia von Frankreich.

Madame!

Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung Ihres Gemahls. — Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volk die Liebe wiedergeben, die es sonst für seine Könige gehabt und das Reich so glücklich und groß machen, als es einstmalen gewesen.

Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Louis XV. auferlegt worden. Er hat die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseuls, Malesherbes und den Chalotais entfernet, Männer, wie Maupeau, den verhaßten Abt Terrai, und den Duc d'Aiguillon an's Ruder gesetzt, die mit der schändlichen Du Barry das Reich plünderten und verwirrten; und dieß hatte ihm die Liebe seines Volkes geraubt.

Ich habe diesen Prinzen oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiele seiner Leidenschaften gemacht,

so herabgesetzt vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst, und daß er so wankend in seinen Entschließungen als König gewesen.

Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, Ihm die Liebe seines Volkes zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich die Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken sein.

Leben Sie immer zufrieden, Königin! Befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche, und entsprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Bestimmung, die Sie zur Friedensstifterin von Zweien der berühmtesten Nationen Europens gemacht.

Ich küsse Ihnen die Hände und bin mit der größten Hochachtung

Euer Majestät

gehorsamster Bruder und Freund

Joseph.

Wien, im Mai 1774.

---

6. An Friedrich II. von Preußen, in Hinsicht auf die baierische Erbfolge.

Mein Herr Bruder!

Sie wollen in dem Erbfolgestreit nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern die Rolle eines Beschützers spielen. Sie nehmen den Charakter eines Garanten des westphälischen Friedens an, um Oesterreich zu kränken und äußern nach verschiedenen Unterhandlungen hierüber den Machtspruch, Baiern wieder abzutreten.

Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniß unſerer Reichsverfaſſung gütigſt zugeſtehen, hoffe ich. Dem gemäß kann jeder Reichsſtand ſich mit dem Agnaten durch eine gütliche Einverſtändniß der angeſprochenen Länder wegen in Tractaten einlaſſen, und ſelbige nach ihrer Uebereinſtimmung in Beſitz nehmen. Am allerwenigſten glaube ich, daß E. M. die Erwartung hegen werden, Oeſterreich unterwerfe ſich dem Tribunal des Kurfürſten von Brandenburg in einem Falle, wo derſelbe nur als Reichsmitſtand auf einer allgemeinen Verſammlung zu reden die Befugniß hätte.

Sie haben ſich weder den Unterhandlungen über die Erbfolge von Baiern, noch dem Beſitz desſelben widerſetzt, in jener Zeit noch, wo Oeſterreich ohne Kränkung ſeiner Ehre und des Anſehens, das es in Europa behauptet, hätte zurücktreten können.

Erſt damalen äußerten Sie Zweifel, wo die Zeit der Zweifel längſt vorüber war, hatten Bedenken über einen Gegenſtand, deſſen Bedenklichkeiten längſtens durch Uebereinſtimmung gehoben waren und idealiſirten ſich vielleicht zu ſehr in die Epoche von dem Tod Karl VI. und der Acquiſition von Schleſien.

Mir deucht, es ſei Ihnen zu ſehr in der Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General ſind, daß Sie 200,000 Mann geübter Truppen und einen General gehabt, der über die Werke Cäſars de bello gallico einen Commentar geſchrieben! Dieß hat die Vorſehung außer Preußen noch verſchiedenen anderen Puiſſanzen auch gegeben. Wenn Eure Majeſtät ein Vergnügen darin haben, 200,000 Mann aufs Schlachtfeld zu führen, ſo komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Verſuche wiederholen, ob Sie noch ein glücklicher General ſind, ſo bin ich bereit, Ihrer Begierde zu

kämpfen ein Genüge zu leiſten; und endlich, was die Schriftſtellerei im Gebiet der Kriegskunſt betrifft, da könnte ich Euer Majeſtät von mir noch ein Paar Generals nennen, die auf Penſion ſtehen, und aus Langeweile die Commentairs des Grafen von Sachſen commentiren.

Ich hoffe Sie an den Ufern der Elbe zu finden, und wenn wir uns geſchlagen und Europa ein Schauſpiel von Eigenſinn gegeben, ſo ſtecken wir den Degen in die Scheide.

Je savois bien que vous êtes faché contre moi.

Joſeph.

Jaromiers, im Juli 1778.

---

7. An die Kaiſerin-Mutter Maria Thereſia über den Feldzug im baieriſchen Erbfolgekrieg.

Madame!

Der König von Preußen, der in dem Beſitz des Ruhms war, eine außerordentliche Behendigkeit in Kriegsrüſtungen zu haben, und der ſich hierin beinahe für unerreichbar hielt, war mißvergnügt darüber, daß ich die Kühnheit hatte, ihm den Beſitz hievon zu beſtreiten und daß ich mit den Truppen Eurer Majeſtät früher an den Ort ihrer Beſtimmung eingetroffen, als es wohl den Abſichten desſelben beförderlich wäre.

Wir ſtunden in Böhmen, um den Widerſacher, wenn er ſich zum angreifenden Theil erklärte, in einer gutgewählten Stelle zu empfangen. Ich hatte 200,000 Defenſores der Rechte Eurer Majeſtät, und kluge Generals an meiner Seite.

Nachdem die Unterhandlungen abgebrochen und die Fehde erklärt worden, überſchritt der König den Rubikon und drang mit dem Erbprinz von Braunſchweig und dem General Ramin bis Nachod vor. Ich vereinigte die Truppen Eurer Majeſtät

und ſtellte mich bei Jaromiers in einem vortheilhaften Vertheidigungspoſten den Feinden entgegen.

Der König ſah bei einem ſeiner Speculationsritte, daß es ihm unmöglich wäre, über Arnau vorzudringen, um bei Czaslau oder Prag eine Hauptſchlacht zu liefern, er fand Arnau unbezwinglich und unſere Feldbefeſtung diesſeits der Elbe in dem vortheilhafteſten Vertheidigungszuſtande.

Seine Majeſtät unterhielten ſich in ihrem Lager mit Fouragieren und erwarteten den Erfolg einer vom Prinz Heinrich über Rumburg unternommenen Operation gegen Turnau. Loudon war ihm zuvorgekommen, und bezog unweit Kosmanos am Ufer des Iſarſtroms ein unbezwingliches Lager.

Der Vortrab ſeiner Truppen erhielt einige Vortheile über ein paar Infanterie-Regimenter aus der Lombardie, und bei Mladenko zerſtreuten die Preußen etwelche Schwadronen Reiter. Dieſe Kleinigkeiten verſchafften ihm keine weſentlichen Vortheile. Loudon machte forcirte Märſche an den Ufern der Elbe bis Münchengratz, und ſtellte den Prinz Heinrich bei Names in Schach.

General Platen marſchirte über Linay und beſetzte Leutmeritz; der König aber zog mit ſeinen Truppen und dem Erbprinzen von Braunſchweig aus ſeinem Lager nach Burkersdorf. Die Beſchwerlichkeiten, denen ſeine Truppen hiebei ausgeſetzt waren und die unwegſamen Defileen vermehrten die Gefahr ſeines Rückzuges, der vom General Loſſow gedeckt wurde, und der um ſo ſicherer geweſen, da die Conferenzen in Braunau mich an der Verfolgung ſeines Heeres gehindert haben.

Die Großmuth Eurer Majeſtät und die gemeſſenen Befehle, die ich hierin gehabt, den König auf ſeinem Rückzuge nicht zu verfolgen, machen dem Herzen Eurer Majeſtät Ehre,

aber mir wurde die Gelegenheit geraubt, zu beweisen, daß ich ein General in der Gefahr sein kann, so gut wie Friedrich der Einzige.

Ich küsse Eurer Majestät mit Ehrfurcht die Hände und bin

Eurer Majestät

unterthänigster Sohn

Joseph.

Im Lager bei Jaromiers, 14. August 1778.

---

8. An die Kaiserin Mutter über die angeknüpften Friedensverhandlungen mit Preußen.

Madame!

Der Baron von Thugut, der die eigenhändigen Briefe Höchstderoselben und seine Vollmacht mit dem Könige in Unterhandlung zu treten, vorzeigt, erhielt von seiner philosophischen Majestät den Auftrag, nach Wien zurückzureisen, um nähere Instructionen einzuholen.

Eure Majestät haben die Gnade gehabt, sich in einem Brief an den König darüber zu äußern, daß sich Hochdieselbe mit mir besprechen wollen, und daß der Minister den Auftrag habe, solche Propositiones zu thun, die dem verderblichen Krieg mit einmal ein Ende machten.

Die Conferenzen im Kloster Braunau dauerten nicht länger als vier Tage und in dieser Zwischenzeit marschirte der König mit seinem Heere aus dem Lager, das er am linken Ufer der Elbe gehabt und das ihm anfing nachtheilig zu werden.

Alle Unterhandlungen hörten sogleich auf, da der König unter dem Vorwande, daß man in den beiderseitigen Grundsätzen noch zu entfernt wäre, seine Minister zurückberufen hat.

Ich war — und vergeben mir Eure Majestät diese Aeußerung — Ich war schon anfangs mit der von Hochdenselben hiebei bezeigten Schonung gegen die Anmaßungen Preußens nicht einverstanden, und halte dafür, daß Oesterreich die Offerte und alle die Aufopferungen, denen sich Eure Majestät zur Wiederherstellung des Friedens begeben wollten, in einem eigenen Manifest dem unparteiischen Europa vor Augen legen solle.

Die Bande sind nun entzwei, die uns an einen Prinzen gefesselt haben, der die Kunst besaß, sich Freunde in der Gegend Ihres Thrones zu verschaffen. Wir müssen aufs neue versuchen, welchen Erfolg unsere Waffen gegen einen Feind unseres Hauses haben, und sehen uns genöthigt, Menschenblut zu vergießen, das der König von Preußen in seinen Schriften, aber niemals auf dem Schlachtfelde zu schonen gewußt hat.

Ich bin mit den vollkommensten Gesinnungen von Ehrfurcht und Neigung

Eurer Majestät

unterthäniger Sohn

Joseph.

Im Lager bei Jaromiers in Böhmen,
den 18. August 1778.

---

9. An die Kaiserin Mutter über die Fortsetzung des Feldzuges.

Madame!

Meine letzten Briefe enthalten die fruchtlosen Versuche zur Wiederherstellung des Friedens und die Nothwendigkeit der fortgesetzten Feldzüge.

Nun muß ich aber Eure Majestät von den weiteren Unternehmungen des Königs Bericht erstatten, und daß er den

Posten Arnau zu überrumpeln gesucht; muß Ihnen sagen, daß das Unternehmen des Generals Anhalt mißlungen, und das durch die Tapferkeit des Generals d'Alton, der mit Entschlossenheit den Feinden in die Flanque manövrirte und sie zurückschlug.

Der König, mißvergnügt über den Nichterfolg einer That, die ihm wesentliche Vortheile gegen die Heere Eurer Majestät eingeräumt hätte, nahm dem General Anhalt die Befehlshabung über seine Truppen und übertrug sie dem Erbprinzen von Braunschweig.

Während dem er seine Völker auf die Anhöhe von Leopold und Tscherma hingeführt hatte, in der Absicht Arnau am linken Flügel anzufallen, setzten wir uns von Jaromiers in Bewegung und bezogen bei Els ein sehr vortheilhaftes Lager.

General Platen, der lange schon bei Leutmeritz gestanden, drang bis Budin vor. Ich verstärkte den Feldmarschall Loudon sogleich mit 10,000 Mann, der ihn sodann nöthigte, zurückzuziehen und den General Sauer nach Sachsen detaschirte.

Prinz Heinrich von Preußen war auf dem Standpunct Nimes zu weit von seinen übrigen Truppen entfernt. Er mußte eilen, Sachsen zu erreichen, ehe sich die Gefahr daselbst vermehrte; in dieser Absicht hob er sein Lager bei Nimes auf und wandte sich gegen Leutmeritz.

Zur nämlichen Zeit ging der König von Lauterwasser über Trautenau, er sandte den größten Theil seiner Reiterei nach Oberschlesien, und suchte dadurch die österreichischen Truppen vom Erzgebirge zurückzuziehen.

Der Erbprinz von Braunschweig wurde nach Troppau gesandt, eine Winteroperation in den mährischen Gränzen zu versuchen, und hatte den Auftrag, den Posten Schatz-

lar eher nicht zu verlaſſen, bis er von der Ankunft des Prinzen Heinrich in Sachſen den Bericht empfangen hätte.

Der Rückzug des Prinzen Heinrich hatte alle Merkmale einer übereilten Flucht, man fand Menſchen, Pferde und einen Theil des Geſchützes hin und wieder auf dem Weg zerſtreut. Nach tauſend Unbequemlichkeiten eines fruchtlos unternommenen Feldzugs erreichte er die Gränzen von Sachſen.

Ich endige die Berichte der binnen dieſer Zeit beſtehenden Vorfälle zwiſchen Eürer Majeſtät Truppen und den Feinden, und wenn ich Böhmen von den Preußen gereinigt, und den Winter-Cordon berichtiget habe, ſo hoffe ich das Glück, Eure Majeſtät wieder zu ſehen.

Ich bin mit großer Ehrfurcht

Eurer Majeſtät

unterthänigſter Sohn

Joſeph.

Im Lager, den 1. October 1778.

---

10. An die Kaiſerin Mutter, über den weiteren Erfolg des Feldzuges.

Madame!

Die fürtrefflichen Dispoſitionen des Feldmarſchalls Loudon haben nicht nur den Prinz Heinrich von Sachſen zurückgedrängt, ſondern auch den König beſorgt gemacht, er würde die Operationen gegen dieſes Land fortſetzen, oder in die Lauſitz eindringen; und dieß zu verhindern, hatten die Preußen den Prinzen von Anhalt-Bernburg mit einem Beobachtungsheer dahin geſtellt.

Nachdem dieſes alles angeordnet, und der Feldzug zum Mißvergnügen des Königs ohne Hauptſchlacht vorübergegangen war, der Monarch Brandenburgs aber eingeſehen hatte, daß ihn der Defenſivplan unſerer Heere gehindert, ſeinen eigenen Offenſivplan zu befolgen, ſo ging er mit ſeinen blauen Legionen in die Winterquartiere.

Eure Majeſtät wiſſen zu ſehr, mit wie vieler Achtung ich Ihre Befehle jederzeit angenommen habe, und wie getreu ich den Grundſätzen ſei, die mir Ihre Geſinnung zur Richtſchnur meines Betragens hiebei gemacht haben, ich würde ſonſt in der Perſon des Königs den Angreifer Ihrer Rechte geſehen und ihn als einen Feind behandelt haben, deſſen kriegeriſche Talente nichts Furchtbares für Ihre Heere haben.

Die beiden Städte Troppau und Jägerndorf ſind zwar in dem Winter-Cordon des feindlichen Heeres mit eingeſchloſſen, und durch einige Feldbefeſtigung geſichert worden, ich hoffe aber, daß dieſe beiden Orte ein ſehr unruhiger Platz für dieſe Leute werden ſollen.

Ich eile Ihnen mündliche Berichte von den Angelegenheiten Eurer Majeſtät und dem Befinden der öſterreichiſchen Armee zu hinterbringen, um zugleich Hochdenenſelben diejenigen Officiers zu empfehlen, die ſich durch Bravour und Tapferkeit Anſprüche auf Belohnungen erworben haben.

Mit gränzenloſer Hochachtung bin ich

Eurer Majeſtät

unterthänigſter Sohn

Joſeph.

Prag, im October 1778.

11. An einen Freund, über den Frieden zu Teſchen.

Mon cher!

Der Feldzug iſt vorüber, — und der König hat dabei weder ſeinen Ruhm noch ſeine Vortheile vergrößert, er hat vielmehr eingeſehen, daß er das non plus ultra ſeiner Entwürfe geweſen.

Demohngeachtet wird er der Kaiſerin in einem verhaßten Geſichtspunct gezeigt, — und in dem Senat, dem keiner in Europa Geſetze geben ſollte, wurde der Friede projectirt.

In dieſer Abſicht hat man Teſchen zum Congreßort beſtimmt. Hierauf erſchienen ſogleich eine große Anzahl Ambaſſadeurs, und arbeiteten mit vieler Weisheit drei Monden lang an einem Frieden, dem zu Folge Oeſterreich einen geringen Antheil von dem acquirirten Baiern überkommen.

Man ermangelte nicht, der Kaiſerin, meiner Mutter, die Vortheile hievon ſehr einleuchtend darzuthun und die Macht des Königs durch ein Prisma zu zeigen. Sofort ſagte einer dem andern eine Menge Complimenten und in Wien wurden deswegen neun und neunzig Tauſend Te Deum geſungen und geſchoſſen.

Zwar genehmigte ich, um die Kaiſerin nicht zu betrüben, dieſen Frieden und leiſtete die Garantie dafür. Ich kann aber mein Betragen hiebei mit jenem von Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzug mit ſeiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er ſtieg zwar auch zu Schiff, war aber der letzte, der es that.

Ich bin, wie einer der venetianiſchen Generals, der im Krieg ihre Landarmee commandirt, und in dieſer Abſicht die Beſtallung der Republik erhält. — — Wenn die Feldzüge vorbei ſind, ſo erhält er eine Penſion.

Leben Sie zufrieden als ein Weiser und genießen Sie alle die Reize Ihres Privatstandes und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht.

Joseph.

Wien, im Mai 1779.

---

12. An Stephan Franz, Herzog von Choiseul, Ritter des goldenen Vließes und der königlichen französischen Ordens, Staatssecretär und Minister, zuvor Gesandter am Wiener Hofe nach dem Tode Maria Theresiens.

Mon Ami!

Die Kaiserin, meine Mutter, hat mir einen großen Staat, Minister und Generals von verschiedenen Talenten, — getreue Unterthanen und einen Ruhm zurückgelassen, der es jedem Nachfolger schwer macht, ihn zu behaupten.

Ich habe jederzeit die größte Hochachtung für ihre Tugenden, und die vollkommenste Ehrerbietung für ihren Charakter gehabt; ich verehre ihr Gedächtniß, und ihr vortreffliches Herz wird mir unvergeßlich sein, so lang ich lebe.

In Ansehung der Staatsbedienten hat diese Monarchin eine vorzügliche Regierungskenntniß bewiesen.

Kaunitz, als Minister der auswärtigen Geschäfte, Haßfeld, als Chef der inneren Staatsverwaltung und einige Ambassadeurs an verschiedenen Höfen beweisen, daß sie Talente gekannt, geschätzt und belohnt habe.

Mit den Provinz-Gouverneurs bin ich nicht ganz zufrieden, ich werde einige Aufmerksamkeit auf ihre Benehmungsart in Geschäften haben, die Statthalter in Böhmen und den Minister in Mailand realisiren.

Der bisherige Einfluß der Geistlichkeit in der Regierung meiner Mutter wird ein anderer Gegenstand meiner Reformen werden. Ich sehe nicht gerne, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen.

Auch fordert der Finanzzustand von österreichischen Ländern eine andere Einrichtung. Nach einer kurzen Uebersicht, die ich mir über denselben verschaffte, finde ich die Staatsschulden auf eine beträchtliche Summe, die Gnadengaben, Pensionen, Zulagen und Nebeneinflüsse verschiedener Edlen und Beamten zu einer ziemlichen Höhe gestiegen. Ich muß Einschränkungen machen, so schwer es Einigen fallen mag, die es betreffen wird.

Noch sind mir diese Gegenstände ziemlich neu; ich muß mich besser orientiren, ich muß die Pflichten meiner neuen Würde auch mit einer vollkommenen Kenntniß der Gegenstände derselben vereinbaren, sonst wäre ich ein Monarch wie der Großherr, der nichts als sein Vergnügen, und keine von den Obliegenheiten seines Standes kennt.

Leben Sie glücklicher als ich. Noch bin ich es nicht ganz und bis ich die Laufbahn durchwandelt, die ich mir vorgesetzt, werde ich ein Greis. Joseph.

Wien, im December 1780.

---

13. An Katharina II. Alexiewna, Kaiserin von Rußland, über die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Rußland.

Madame!

Eure Majestät haben bei Gelegenheit des Todes meiner ewig unvergeßlichen Mutter so viele gütige Gesinnungen für

mein Wohlsein geäußert, so viele Attention für mich und mein Haus bezeugt, so sehr bewiesen, wie freundschaftlich Sie bei jeder Gelegenheit für mich zu denken bereit wären, daß, wenn ich nicht davon gerührt würde, ich ein Barbar im Reiche des Wohlstandes sein müßte.

Ich danke Eurer Majestät für alle diese Merkmale von großmüthiger Freundschaft. Ich empfinde zu sehr die Pflichten, die mir Ihre Gesinnungen auferlegen, und werde nie unerkenntlich für Ihre schöne Denkungsart sein.

Unzufrieden mit mir selbst und über die Entfernung Eurer Majestät bedaure ich nichts mehr, als daß mir das Schicksal die Wollust versagt, Ihnen allen den Dank erkennen zu geben, den Sie um meinetwillen verdienen.

In meinem ganzen Leben werde ich die Hochachtung für Eurer Majestät und die Verehrung für Hochdieselben einen Gegenstand meiner Bemühungen sein lassen.

Ich werde eine Art von Ruhm darin suchen, wenn ich es zu erfüllen im Stande sein werde, und Jedermann eingestehen müssen, daß ich mir die Freundschaft einer Monarchin zu erwerben gewußt habe, die der Verehrung Europens würdig ist.

Ich habe mich lange mit Eure Majestät unterhalten, aber wer kann diesem Verlangen widerstehen, sobald man Ihre Vorzüge kennt?

Ich bin mit den vollkommensten Gesinnungen von Hochachtung und Verehrung

Eurer Majestät

gehorsamster

Joseph.

Wien, im December 1780.

14. An ſeiner Schweſter Maria Chriſtina, Erzherzogin von Oeſterreich, vermählte Herzogin von Sachſen-Teſchen. Uebertragung der Statthalterwürde in den öſterreichiſchen Niederlanden.

Madame!

Mit dem größten Vergnügen entlade ich mich der Verbindlichkeit, die mir die Zuſage Ihrer Majeſtät der verſtorbenen Kaiſerin auferlegt hat; indem ich Eurer Hoheit und Ihrem theuren Gemahl die Statthalterwürde der öſterreichiſchen Niederlande übertrage.

Die Ufer der Sambre, Marimont, und die reizenden Gegenden von Brüſſel ſollen Ihnen ein angenehmeres Schauſpiel gewähren als Pannonien, das Land, welches einſtens Hunnen und Avaren bewohnten, und das, trotz allen Bemühungen der Regierung, immer noch Spuren von dem Aufenthalt der Barbaren trägt.

Niederland hat Vorzüge vor manchem andern Land in Europa, hat reiche Bürger, einen hohen Adel und ein blühendes Commerz, das Volk Anhänglichkeit an unſer Haus, und Karl von Lothringen erhielt vielfache Beweiſe der Zuneigung der Belgier.

Ich wünſche, daß Sie alle Zufriedenheit mit der Verfügung haben möchten, die ich in Anſehung Ihrer getroffen habe, und daß Ihnen Brüſſel eben ſo angenehm ſeie, wie es unſerm verewigten Oheim geweſen.

Zu Erleichterung der Regierungsſorgen habe ich Ihnen den Fürſten von Starhemberg zugeordnet, der die Kunſt, einen Miniſter zu machen, vollkommen beſitzt, und der Eurer Hoheit in allem an die Hände gehen wird.

Adieu, Prinzessin! ich umarme Sie mit der größten Freundschaft, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Dero

gehorsamster Bruder

Joseph.

Wien, im Jänner 1781.

---

15. An die Gemahlin des Landgrafen Karl Egon von Fürstenberg, geborne Gräfin von Sternberg, über das Gouvernement in Böhmen.

Madame!

Ihr Herr Gemahl ist des heiligen Römischen Reichs Fürst von Fürstenberg, und einer der angesehensten Männer des Reichs, — aber Gouverneur von Böhmen bleibt er nicht länger.

Daß ich meine Ursachen hiezu hatte, den Grafen von Nostiz zu seinem Nachfolger zu ernennen, das können Sie sich vorstellen! — Bei mir steht jeder an seinem Platz.

Nach einer beinahe dreißigjährigen Dienstleistung, däucht mir, daß es einem Manne von so vielen Geschäften Wonne sein müsse, die Charge niederlegen zu können, die auf manche Schulter eine zu drückende Last geworden und die einem Manne um so gleichgültiger sein wird, den sein Schicksal in eine Lage gesetzt, die ihm seine Dienste entbehrlich macht.

Uebrigens nehmen Sie die Versicherung meines Wohlwollens als einen Beweis auf, daß ich nicht gleichgültig gegen die Verdienste bin, die die Familie Fürstenberg meinem Hause erzeigt hat. Ihrem Sohne habe ich einen Rang bei meinem Heere zugedacht, den ich sonst nur Prinzen aus souverainen

Häusern verleihe. Ueberhaupt muß ich Ihnen noch sagen, Madame! daß es künftig bei Oesterreich nicht mehr so fein kann, wie es einstens gewesen, daß ich keine Princes Etrangers an meinem Hofe gedulde, und daß jetzt mancher Edler ein Lieutenant wird, dessen Ahnen den Marschallstab, und die Anführung großer Heere gehabt. —

Ihrem Gemahl machen Sie die Versicherung meiner Gewogenheit, und zugleich die Erinnerung, daß ich künftig in Staatssachen seine directe Zuschrift verlange, ich habe nicht in Gewohnheit, über Angelegenheiten meines Reiches mit — Damen zu correspondiren.

Joseph.

Wien, im Juli 1782.

---

16 An seine Schwester Maria Anna, Erzherzogin von Oesterreich. Glückwunsch über deren glückliches Loos.

Madame!

Während ich von einem Pole meiner Staaten zum andern reise, um mich über die Lage meiner Unterthanen zu unterrichten, ihre Beschwerden zu hören und die Gesetze meines Reiches aufrecht zu erhalten, genießen Sie in Ihrer Einsamkeit jenes reizende Loos, welches das Schicksal nur den Weisen bestimmte.

Mit einer Sehnsucht, die aus dem Verlangen entsteht, die Ruhe zu genießen, seufze ich nach Ihnen und beneide das reizende Loos Ihrer Tage damalen, wenn mir die Herrschaft von mehr als zwanzig Millionen Menschen jene drückende Last geworden, die nur ein Monarch allein kennt.

Leben Sie zufriedener als ich, theuerſte Schweſter! genießen Sie die Vortheile Ihres Standes, und laſſen Sie ſich die Reize Ihrer Tage zu vervielfältigen die einzige Sorge ſein. Ich werde bei jeder Gelegenheit, wo Ihnen die Mitwirkung meiner Freundſchaft erforderlich iſt, mit dem größten Vergnügen Eurer Liebden wiederholte Beweiſe meiner Hochachtung und Verehrung geben.

Eurer Königlichen Hoheit

gehorſamſter Bruder

Joſeph.

Wien, den 1. October 1782.

---

17. Das Handbillet, welches der Kaiſer bei ſeiner Abreiſe nach Italien 1783 an alle Stellen über die Verwaltung der Geſchäfte gelangen ließ, enthielt im Weſentlichen Folgendes:

Durch die Zeit von drei Jahren, ſeit der Kaiſer herrſche, habe er ſeine Geſinnungen und Plane in allen Adminiſtrationsbranchen mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth zu erkennen gegeben, ſich nie damit begnügt, eine Sache nur zu befehlen, die häufigen Vorurtheile habe er durch Aufklärung geſchwächt und durch Beweiſe vernichtet. Nach dem Muſter ſeiner unbegränzten Liebe für das allgemeine Beſte müſſe auch jeder Einzelne keine andere Abſicht haben, als das gemeine Beſte. Bisher habe es jedoch ſehr an der Ausübung der gegebenen Befehle gefehlt und künftig müſſe jeder Vorſteher von was immer für einer Seite, wenn er es bleiben wolle, folgende Puncte ſtrenge beobachten: 1. Alle Hauptentſchließungen des Kaiſers in ſeinem Fache ſich ganz eigen machen. 2. Die Reſolutionen ergründen, erläutern und empfehlen, ſtatt ſie auf der unrechten Seite zu betrachten, zu ver-

zögern und dadurch Geschrei zu veranlassen. Wollten die Stellen fortan nur materiell bleiben, so wäre das Beste, sie alle aufzuheben. Die dadurch ersparten Summen könnten sodann dem Unterthan an der Contribution nachgelassen und ihm dadurch eine viel größere Wohlthat zugewendet werden, als er jetzt bei schlechter Verwaltung unter so vielen Beamten genieße. 3. Jeder Beamte müsse nach eigenem Triebe und nicht nur nach Stunden und Seiten arbeiten. 4. Eigennutz muß fern sein, nicht allein in Bezug auf Geld, sondern auch auf die Richtungen der Darstellungen und Berichte. 5. Zerstreuungen, Rangstreitigkeiten und Kanzeleisprünge aller Art, dürfen nie ein Geschäft verzögern. 6—7. Freimüthigkeit und eigenes Streben nach Abstellung der Mißbräuche und alles unnöthigen Umtriebes, sei die Pflicht eines Jeden. 8. Das Gute sei nur Eines — folglich dürften auch Religion, Nation und Stand ꝛc. keinen Unterschied machen. 9. Es sei nicht genug, daß der Landesfürst kein Despot und seine ersten Diener keine Plusmacher seien. Die Bestimmung hänge zwar von dem Landesherrn ab, aber der Unterthan sei nur insofern zu belegen, als die Handhabung der Sicherheit, der Gerechtigkeit, der Ordnung und des Gemeinwohles es unumgänglich erfordern; denn nicht für den Ueberfluß, nur für das Bedürfniß des Staates soll gesorgt werden. 10—11. Persönliche Ab- und Zuneigung dürfe nicht Statt haben. Die Beamten sollen einander freundschaftlich behandeln, sich verabreden und ohne Rücksicht auf höheren oder niederen Rang von einander lernen. 12. Die Geschäfte sollen nicht eben auf die Raths- und Expeditionstage verschoben werden. 13. Jede Landesstelle müsse jährlich ihre Untergebenen prüfen und an ihre Pflichten erinnern. 14. Jeder müsse bei allen Vorschlägen und Verordnungen nicht auf sich,

sondern auf das Ganze sehen. Wer nur das utile und honorificum vor Augen habe, und sein Amt als Nebending oder als eine willkommene Quelle des Einkommens betrachtet, der soll es lieber gleich aufgeben, er sei dessen nicht würdig; denn das Beste des Staates verlange vollkommene Entsagung und daß man sich ihm ganz hingebe.

---

18. An seinen Bruder Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, Hoch- und Deutschmeister, Kurfürst von Köln und Bischof von Münster. In Regierungsangelegenheiten.

Mon Prince!

Die Bemühungen der Kaiserin, unserer verstorbenen Mutter, die Zuneigung des Kurfürsten von Köln, und der Eifer des Grafen von Metternich haben Sie zum regierenden Herrn gemacht.

Ihre Pflichten kennen Sie vollkommen, mein theurer Prinz! Als Mentor erinnere ich Ihnen nichts, aber als Freund erlauben Sie, daß ich Sie mit Ihrer neuen Würde bekannt mache.

Als Kurfürst sind Sie einer der ersten Fürsten des Reichs. Vergessen Sie, daß der Imperator Ihr Bruder, und daß Sie ein Prinz meines Hauses sind, opfern Sie sich ganz dem Vaterland und Ihrem Volk. Die Würde des Erzbischofes ist Charakter des Schicksals; als ein weiser Mann unterwerfen Sie sich der Nothwendigkeit, erfüllen Sie alles, was Ihre Bestimmung fordert, und nehmen Sie sich hierin den großen Ganganelli zum Muster, welcher das Hoheprieſterthum mit dem Diadem auf eine solche Art vereinigte, daß seine Regierung ein ewiges Denkmal für Rom sein wird.

Wenn Sie ein und anderes in dem Verwaltungssystem des Staates Ihren Wünschen nicht gemäß finden, so denken Sie daran, daß Ihr Vorfahrer Ihr Freund gewesen, und geben Sie der Regierung Ihrer Länder keine plötzliche Umänderung. Es würde Unzufriedenheit über diejenigen guten Fürsten zeigen, die Ihr Glück gemacht.

Sie sind von der Vorsehung auf einen Thron gesetzt, auf dem Sie nun darthun müssen, daß Sie seiner würdig sind! — Erinnern Sie sich jener weisen Grundsätze, die Ihnen in Ihrer Erziehung beigebracht wurden, zeigen Sie in der Regierung Ihres Volkes den Geist des Vaters, und die Güte unserer Mutter! und wenn Sie einstens aufhören zu sein, werden die Thränen Ihrer Unterthanen die schönsten Blumen auf Ihrem Grabe sein.

Adieu, theurer Prinz,

ewig der Ihrige
Joseph.

Wien, den 29. April 1784.

---

19. An Papst Pius VI. in Betreff dessen Reise nach Wien.

Heiligster Vater!

Wir haben von dem Nuntius Eurer Heiligkeit Dero Schreiben am 15. vorigen Monats und Jahres empfangen, womit Dieselben Uns zu erkennen geben, daß Unser Ansuchen wegen der Bisthümer und geistlichen Benefizien in Unserer Lombardei nicht Statt haben könne, ob es gleich Denenselben an gutem Willen dazu nicht fehle. Wie unerwartet Uns die Antwort gewesen und was für unangenehme Eindrücke sie auf Unser Gemüth gemacht, können Wir um so weniger mit

Worten ausdrücken, da das ſichere Bewußtſein, daß Wir nach Gerechtigkeit handeln, Uns in die Nothwendigkeit ſetzen wird, von Unſerm Rechte Gebrauch zu machen, was auch immer für Folgen daraus entſtehen mögen. Was übrigens den von Eurer Heiligkeit am Ende Dero Schreibens Uns eröffneten Entſchluß betrifft, ſich nämlich ſelbſt zu Uns zu begeben und von der Sache mündlich mit Uns zu ſprechen; ſo nehmen Wir denſelben als einen nicht nur ſonderbaren, ſondern auch in Anſehung einer ſo langen und beſchwerlichen Reiſe ganz ausnehmenden Beweis des päpſtlichen Wohlwollens gegen Uns mit Dank und Vergnügen an.

Gleichwie es Uns nun erfreulich und erwünſcht ſein wird, Eure Heiligkeit perſönlich ſehen und ſprechen zu können, ſo ſind Wir nicht weniger auch der gewiſſen Zuverſicht, daß Eure Heiligkeit ſich den Beſchwerlichkeiten einer ſo weiten Reiſe aus keinem andern Beweggrunde werden unterziehen wollen, als Dero Wohlwollen gegen Uns und zugleich auf überzeugende Weiſe an den Tag zu legen, wie bereitwillig Sie ſeien, zur Aufnahme der Religion und des Gottesdienſtes in Unſeren Landen und zum ſchicklichen Unterricht des Volkes, welcher ohne eine richtige und ſowohl dem öffentlichen Beſten des Staates als den Umſtänden der Zeit angemeſſene Reform der Geiſtlichen ſelbſt ſchwerlich kann erzielet werden, allen Fleiß und alle Sorge gemeinſchaftlich mit uns anzuwenden. Wir glauben jedoch keineswegs verhehlen zu dürfen, daß in Beziehung ſolcher Anſtalten, die Wir zum Beſten der Religion, zur beſſern Einrichtung der Kirchenzucht und in Anſehung derſelben zur rechtmäßigen Ausübung der landesherrlichen Gewalt in Unſeren Kirchen und Staaten nach reifer Ueberlegung getroffen haben, Wir von den richtigen Grundſätzen, Beweggründen und dem Endzwecke, ſo und nicht anders zu

handeln, ſo feſt überzeugt ſind, daß es nicht möglich iſt, etwas auszuſinnen oder beizubringen, was Uns eines andern bereden oder von Unſerm Unternehmen jemals abzuſtehen bewegen könnte.

Joſeph.

---

20. An Papſt Pius VI. Verſprechen freundlicher Aufnahme in Wien.

Heiligſter Vater!

Nachdem wir aus dem, von Eurer Heiligkeit den 9. dieſes Monats an Uns erlaſſenen Schreiben Ihre Herreiſe mit Sicherheit vernommen haben, ſo bleibt Uns nichts übrig, als daß Wir nochmals Unſere Bereitwilligkeit bezeugen, Euer Heiligkeit nicht allein auf die geziemendſte Art mit kindlicher Ehrerbietung zu empfangen, ſondern auch dafür Sorge zu tragen, daß Dero Aufenthalt hier mit möglichſter Bequemlichkeit und nach eigenem Belieben eingerichtet ſein möge, indem die hohe von Dero geheiligter Perſon untrennbare Würde alles Uebrige erſetzt, was dem äußeren Gepränge abgeht, gleichwie hingegen Wir Uns zur Pflicht machen, jenes, was etwa zu mehrerer Gemächlichkeit dienen kann, ſo viel möglich zu verſchaffen. Dies allein erbitten Wir Uns von Eurer Heilichkeit, daß Sie die Wohnung, die Wir Derſelben in einem Theil Unſerer Hofburg anbieten, nehmen wollen. Dies iſt Unſerer beiderſeitigen Würde gemäß und der Wohlſtand ſelbſt erfordert es unumgänglich. Auf ſolche Art wird geſchehen, daß während Dero hieſigem Aufenthalte Wir einander näher und alſo vertrauter unter Uns ſein können. Eure Heiligkeit können das Vergnügen, welches Uns die Gelegenheit, Die-

ſelben zu ſehen und perſönlich zu ehren, bringen wird, ſich nicht lebhafter vorſtellen, als wenn Sie Unſerer vollkommenſten Ergebenheit ſich überzeugt halten und verſichert ſein wollen, daß Wir Gott um Dero Wohlſein und Erhaltung zum Beſten ſeiner Kirche inſtändigſt bitten.

Joſeph.

Wien, den 26. Hornung 1782.

---

21. An den Grafen von Kolowrat, böhmiſchen oberſten und öſterreichiſchen erſten Kanzler. Rückſichtlich des Verbotes der Einfuhr ausländiſcher Waaren.

Herr Kanzler!

Zum Emporkommen der inländiſchen Erzeugniſſe, und daß ich der Herrſchaft der Mode und des Luxus einen Damm ſetze, ſind meine Geſetze in Anſehung eines allgemeinen Verbotes der ausländiſchen Waaren bekannt gemacht worden.

Das öſterreichiſche Commerz iſt durch den überhandnehmenden Gebrauch ausländiſcher Producte nur mehr paſſiv geweſen, und der Staat, der mehr denn vier und zwanzig Millionen jährlich hierbei verlor, würde, ohne den Ertrag unſerer vortrefflichen Bergwerke, beinahe ſchon gänzlich entkräftet geweſen ſein.

Bishero war es beinahe eine beſondere Abſicht der öſterreichiſchen Regierung, die Fabrikanten und Kaufleute der Franzoſen, Engländer, und Chineſer zu ernähren, und ſich aller der Vortheile ſelbſt zu berauben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigene Induſtrie für die Nationalbedürfniſſe Sorge getragen hätte.

Ich weiß, welche Senſation unter den Kaufleuten der Reſidenz darüber entſtanden, und ich habe hierüber mit dem

Fürſten von Kaunitz geſprochen, ihnen aber nichts anderes verwilliget, als daß der Termin zur Hinwegſchaffung der fremden Artikel weiter hinausgeſetzt werde, und mehr verdienen ſie nicht, ſie ſind nichts als die Factoren der übrigen europäiſchen Kaufleute.

Uebrigens wird derſelbe an die unterſtehenden Zollbehörden die nöthigen Aufträge zu erlaſſen haben, daß Vorraths-Inventarien aufgenommen, Niederlags-Depoſitoria errichtet, und überhaupt ſolche Vorkehrungen getroffen werden, wobei der Endzweck meiner Befehle nicht verfehlet wird.

Joſeph.

Wien, im October 1784.

---

22. An Tobias Philipp, Freiherrn von Gebler, böhmiſchen öſterreichiſchen Vicekanzler, über die neue Steuer-Regulirung.

Herr Vicekanzler!

Die Verfaſſung des Steuerfußes in meinen Ländern, und die Ungleichheit der Abgaben, die dadurch dem Unterthan aufgelegt worden, ſind ein ſo wichtiger Gegenſtand, der meiner Aufmerkſamkeit nicht entgehen konnte. Ich habe eingeſehen, daß die Grundſätze, auf denen er beruht, unſicher und dem Fleiß des Landmannes nachtheilig geworden ſind, daß weder eine Gleichheit noch Billigkeit zwiſchen den erbländiſchen Provinzen unter ſich, noch zwiſchen einzelnen Beſitzern ſeie, und daß er für die Zukunft nicht länger mehr beſtehen könne.

In dieſer Abſicht gebe ich Ihnen die erforderlichen Aufträge, einen neuen Steuerfuß in meinen Staaten einzuführen, wobei ohne Erhöhung der gegenwärtigen Abgaben, die zum

Bedürfniß der Staatserforderniſſe nöthige Beitragleiſtung geſchehe und dadurch die Betriebſamkeit des Landmannes von aller Laſt befreiet iſt.

Mein Herr! laſſen Sie die Anordnungen hierüber, und daß es dem Plane gemäß, den ich mir vorgeſetzt habe, ausgeführt wird, den größten Gegenſtand Ihrer Bemühungen ſein, um ſo mehr, da ich Sie zum Präſes der hierüber aufgeſtellten Hofcommiſſion ernennet habe.

Adieu, Gebler! beſchleunigen Sie alles, was mich dem Endzweck für meiner Völker Glück näher bringt, und rechtfertigen Sie durch Ihren Eifer die Achtung, die Sie für Ihren Dienſt jederzeit gehabt.

Joſeph.

Wien, im März 1785.

---

23. An Ludwig Stanislaus, Grafen von Provence, nachmals Ludwig (XVIII.), über die kaiſerliche Familie.

Mein Freund!

Für das Mißvergnügen, dem ſich öfters ein Monarch ausgeſetzt ſieht, dadurch, daß ihn das Schickſal zum König gemacht, ſuche ich die Ruhe und die häuslichen Freuden, die uns der Thron geraubt, im Guadro von Lucil, in dem Zirkel meiner Familie.

Meine Brüder ſind mir ſo theuer, meine Schweſtern ſo verehrungswürdig, ſeitdem ich die Vaterfreuden verloren, ſind ſie mir der Erſatz für alles geworden, was mir das Schickſal geraubt.

Der Großherzog von Florenz iſt ein Prinz, der patriarchaliſche Vorzüge beſitzt, Vater ſeines Hauſes und von ſei-

nem Volke zugleich, wird er von Jedermann geliebt; Toscana ist unter seiner Regierung das glücklichste Land in Italien.

Erzherzog Ferdinand, General-Gouverneur von Mailand, verbindet mit dem Charakter des deutschen Fürsten die schönsten Eigenschaften unseres verstorbenen Vaters, gütig, herablassend gegen das Volk und wohlwollend für seine Freunde.

Der Kurfürst, mein jüngster Bruder, ist zum Regenten geboren. Ich habe die zärtlichste Freundschaft für diesen Prinzen, und das Land, welches ihm die Vorsehung zur Führung anvertrauet, wäre zu beklagen, wenn der angemaßte Dictator Deutschlands seine Erhebung gehindert hätte.

Dieß sind unvollkommene Züge aus dem Gemälde meiner Familie, ich bin zu sehr der Freund von diesen Herren, als daß mein Herz ruhig bei der Schilderung ihrer Charaktere sein könnte; ich verliere über die Empfindungen die Kennerschaft und bin zufrieden darüber, daß die Nachwelt das Document meiner Freudschaft lese.

Indem ich aus dem Zirkel der Männer komme, eile ich, Ihnen einen Umriß von den Prinzessinnen, meinen Schwestern, zu machen.

Die älteste, Maria Anna *), ganz die Tochter der Kaiserin; fromm, tugendhaft und gütig, eine Dame von höherer

*) Diese höchst geist- und kunstreiche Dame starb als Äbtissin des adeligen Damenstiftes 1789 zu Prag. Sie war nicht nur eine große Kennerin der bildenden Kunst, sondern selbst ausübende Künstlerin, versuchte sich sogar im Kupfer-Ätzen und besaß eine auserwählte Sammlung von Büchern und Kupferstichen. Das kaiserliche Münz- und Medaillencabinet besitzt ein Verzeichniß der sämmtlichen unter Maria Theresia herausgekommenen Me-

Menſchengattung, geſchaffen für die Freuden einer andern Welt. — Chriſtine, General-Gouvernante in den öſterreichiſchen Niederlanden und die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Teſchen, meine zweite Schweſter, ein vortreffliches Weib. Die Mutterfreuden würden ihr das Loos ihres Lebens verherrlichen. Sie und die Erzherzogin Eliſabeth *) ſind beide ſehr liebenswürdige Damen. — Die Herzogin von Parma (Maria Amalia) und die Königin von beiden Sicilien (Maria Caroline) ſind Amazonen, um mich einer Allegorie zu bedienen. Zwei Damen, die ſich des Zutrauens ihrer Nation würdig gemacht und die Talente genug haben, um Männer und Reiche zu regieren.

Antoinette, die Königin der Franken und die Gemahlin Ludwigs XVI., iſt meinem Vaterlande ein theures Geſchenk. Ihre Reize feſſeln zwei Nationen, die ſich drei Jahrhunderte gehaßt, bekriegt und verfolgt haben **). Sie wird von dem Volke der Gallier verehrt, von ihrem Gemahl geliebt und bewundert von — Europa.

Sehen Sie, mein Freund, in dieſem Bild die Quelle meiner Freuden. Sehen Sie hierin, was mir Entſchädigung für die Kränkungen ſind, die das Diadem verſchafft; und wenn der Neid von der Moral gebilligt würde, ſo beneiden Sie mich des Glückes wegen, das mir meine

---

baillen mit ſchönen Abbildungen, welches, ein ſtarker Foliobaud, ganz von der Hand dieſer Erzherzogin zierlich und kräftig geſchrieben und mit einer rührenden Widmung an die große Kaiſerin verſehen iſt.

*) Erzherzogin Eliſabeth war Äbtiſſin des Damenſtiftes zu Innsbruck und ſtarb 1808 zu Klagenfurt.

**) Leider wurde dieſe Hoffnung auf die grauſamſte Weiſe zerſtört.

Familie verſchafft, und welche mit das theuerſte Geſchenk der Vorſehung ſind.

Joſeph.

Wien, im Februar 1786.

---

24. Merkwürdig ſind die Nachrichten über Joſephs Reiſe 1786 nach Rußland, die er ſelbſt in den beiden folgenden Briefen an den großen Miniſter Kaunitz gibt:

Bis den 6. (Mai) blieb ich in Lemberg, nachdem ich vorher einen Courier aus Kiew erhalten, und reiste ſodann über Brody nach Cherſon, wo ich den 14. eintraf. Auf der Reiſe dahin hatte ich zu Korſun noch eine Contrevue mit dem König (Stanislaus) von Polen, mit dem ich mich einige Zeit unterhielt. Ich verließ ihn mit allen Merkmalen der Freundſchaft und betheuerte, daß ich die Reichsconſtitution als Garant der Tractaten von 1775 aufrecht erhalten wolle. In Cherſon wurde ich im Namen der Kaiſerin von dem Sohne des berühmten Grafen Romanzow und dem Grafen Schuwaloff empfangen; traf auch daſelbſt meinen Internuntius an der ottomaniſchen Pforte, den Baron Herbert. Der Kaiſerin reiste ich ſodann bis Koidak entgegen und fuhr in ihrer und der Gräfin Branicki Geſellſchaft nach Cherſon zurück. Auch war mein Geſandter zu Petersburg, Graf Ludwig Cobenzl, mit dabei. Das Gefolge der Monarchin von Rußland war äußerſt glänzend, es befanden ſich, außer dem Fürſten Potemkin, dem Fürſten de Ligne und dem Prinzen von Naſſau, noch die Geſandten von Frankreich, England und Neapel dabei. Ich bin Willens, die Krimm ganz zu durchreiſen. Wenn ich das Merkwürdigſte davon geſehen habe, ſo ſollen Sie meine Bemerkungen darüber bekommen. Uebrigens em-

pfehle ich Ihnen das Wohl meiner Staaten, das ich Ihrer weisen Führung vertraute.

Wie ich mit der Kaiserin von Cherson abreisete, fuhren wir über Boriſlaw, von da ſetzten wir in einer Schaluppe nach der Inſel Taman über. Von Taman reiste ich mit der Monarchin durch Taurien, wir gingen über Perekop und hier ſah ich die berühmten Linien, welche der Fürſt von Dolgorucki 1771 im Sturm eroberte. Zwei Tage darauf ſah ich Batſchkiſerai, die ehemalige Reſidenz des Chans, dann Inkiermann und endlich den Seehafen Sebaſtopol, der durch die in der Rhede liegende Flotte einen herrlichen Anblick darbot. Hierauf wurde noch der Ueberreſt des Landes: Baruſa, Baſar, Theodoſia, Lamenoj ꝛc. beſucht. — Den 13. Juni beurlaubte ich mich von der Kaiſerin und ging von Cherſon wieder nach Lemberg; und nun hoffe ich Wien und Sie bald wieder zu ſehen. Taurien oder die Krimm, das noch der Zankapfel eines blutigen Krieges zwiſchen Rußland und der Pforte werden kann, hat eben nichts beſonderes; ein fruchtbares, aber unbevölkertes Land, das ſchlechte Städte und geringe Ortſchaften beſitzt und das noch viele Spuren von dem Daſein der Tartaren hat. Doch dem ungeachtet ſind die Vortheile, welche Rußland aus der Acquiſition dieſer Provinz hat, ſehr wichtig für dieſes Reich. Es kann die Türken nach der Zerſtörung ihrer Flotte auf das Aeußerſte bringen. Es kann Conſtantinopel zittern machen und nicht bedeutungslos iſt die Aufſchrift an einem Thore in Cherſon: „Hier durch führt der Weg nach Stambul.“ Damit erhält es den Weg nach Paras und dem Hellespont, dem ich aber von der Seite Rumeliens nothwendig zuvorkommen muß.

25. An eine Dame, als Antwort über ein Geſuch wegen Anſtellung ihres Sohnes.

Madame!

Ich ſehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem ſeiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen ſolle, weil er ein Edelmann von Geburt iſt. Haben Sie in Ihrem Geſuche wichtigere Beweggründe als die, wovon ich gegen Sie erwähnte? Sagen Sie nicht, Ihr verſtorbener Gemahl wäre ein verdienter General und ein Cavalier von einem angeſehenen Hauſe geweſen? und Sie verſprechen ſich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Compagnie unter meinen Fußvölkern für Ihren zweiten Sohn, der ſo eben von ſeinen Reiſen zurückgekommen?

Madame! Man kann der Sohn eines Generals ſein, ohne die geringſte Anlage zum Officier zu haben. Ein Cavalier von guter Familie ſein, ohne andere Verdienſte zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalles ein Edelmann geworden iſt.

Ich kenne Ihren Sohn und ich kenne, was zum Soldaten gehört. In dem Geſichtspunct von der Kenntniß dieſer beiden Gegenſtände finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmann habe, und daß er zu ſehr mit ſeiner Geburt beſchäftigt iſt, um ſich ſolche Dienſte von ihm zu verſprechen, auf die ſein Vaterland einſtens Staat machen könnte.

Weswegen ich Sie bedaure, Madame! das iſt, daß Ihr Sohn weder zum Officier, noch zum Staatsmann, noch zum Prieſter tauge. Kurz geſagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele iſt.

Danken Sie es Ihrem günſtigen Schickſale, indem es Ihrem Sohne alle Talente verſagt, ihn zugleich in den Beſitz anſehnlicher Güter verſetzet habe, die ihn dafür entſchädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen.

Ich hoffe, daß Sie unparteiiſch genug ſind die Urſachen einzuſehen, die mich zu einer Entſchließung genöthigt haben, die Ihnen vielleicht unangenehm ſein wird, die ich aber für nothwendig angeſehen habe. **Adieu, Madame.**

Ihr wohlaffectionirter
Joſeph.

Lachſenburg, den 4. Auguſt 1787.

---

26. Wie Joſeph über die damals ſich entwickelten Zeitbewegungen dachte, erhellt aus folgendem Schreiben an Ferdinand Grafen von Trautmannsdorf:

Liebſter Graf! In der That, es kann der Bemerkung eines Philoſophen nicht entgehen, daß ſich ſeit einiger Zeit ein Geiſt der Widerſetzlichkeit über Europa verbreite, der um ſo mehr ſich als Epoche bezeichnen muß, als wir in einer Zeit leben, wo ſo gute Könige regieren. Man war beim Emporkommen der Philoſophie in einen täuſchenden Zuſtand, hatte ſich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben und größere Folgſamkeit für die Geſetze verſprochen, und muß ſich nun grauſam getäuſcht fühlen. Es würde dem menſchlichen Geiſt vielleicht zum Labyrinthe werden, wenn man die Urſachen, die ſo viele unruhige Bewegungen hervorbrachten, aufſpüren wollte. Bei alledem iſt es aber merkwürdig, daß Frankreich ſelbſt durch ſeine Unterſtützung der amerikaniſchen

Unruhen den Freiheitssinn aufgeregt hat. Holland war der erste Staat, der sich durch ungezügelte Herrschaft einiger Aufwiegler zum veruneinigten Land gemacht, bis endlich Preußen im Erbtheile Oraniens Friede gebot. In der Region dieser Gegenden empörten sich die Niederländer, meine eigenen Unterthanen, widersetzten sich den Verfügungen, die ich zum Besten dieser Provinz getroffen hatte und an der Spitze des Janhagels standen die Edlen der Nation, — selbst Frankreich succedirte in diesen Verwirrungen dadurch, daß es die Notablen zusammenrief. Die Menschen verlangen mit Ungestüm eine Freiheit, die ihnen jedenfalls nachtheilig werden wird, da die wenigsten davon Gebrauch zu machen wissen. Möchten Alle, die zur Erziehung und zum Volkstone mit beitragen können, den Unterthanen vorstellen, daß die meisten Revolutionen die Wirkung des Ehrgeizes einiger Wenigen sei, daß diese das Volk zur Ausführung ihrer Absichten gebrauchen und daß der glücklichste Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerblutes erkauft werden müsse. — Die Begebenheiten in den Niederlanden haben mir viele verdrüßliche Augenblicke gemacht und dieses Volk wird sich sobald die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einst für dasselbe empfand.

Joseph.

---

27. An einen Freund, über die Regierungskunst.

Mein Freund!

Wenn es einstens Neronen und einen Dionys gab, der über die Schranken seiner Macht hinausging, wenn Tyrannen gewesen, die einen Mißbrauch von der Gewalt gemacht, die ihnen das Schicksal in die Hände gab, ist es darum billig, daß man unter dem Vorwand von Besorgnissen die Rechte

einer Nation für die Zukunft zu bewahren, einem Fürsten alle mögliche Hinderniſſe in ſeinen Regierungsanſtalten in Weg gelegt, die nichts anderes als das Wohl und das Beſte ſeiner Unterthanen zum Endzweck haben?

Ich habe ſeit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen ſein laſſen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu beſiegen; mir Mühe gegeben, das Vertrauen meiner Völker zu gewinnen, und ſeitdem ich den Thron beſtiegen, habe ich mehrmalen Beweiſe davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenſchaft ſei, daß ich zur Befriedigung desſelben keine Arbeit, keine Mühe und ſelbſt keine Qualen ſcheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Abſichten näher bringen, die ich mir vorgeſetzt habe, und demohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widerſetzlichkeiten von ſolchen, von welchen ich es am wenigſten vermuthen konnte.

Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht; als Regent eines großen Reichs muß ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit einem Blicke umfaſſe, und kann auf die ſeparaten Stimmen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allezeit Rückſicht nehmen.

Das Privat-Beſte iſt eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliere, um meinem Vaterland damit ein Opfer zu bringen, kann ich auf der anderen Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen! — Aber wie Viele denken daran!

Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moraliſch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorſehung dazu beſtimmt ſei, mein Diadem mit all der Laſt der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir

damit auferlegt worden, ſo müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage, und der Wunſch: Nicht zu ſein, diejenige meiner Empfindungen ſein, die ſich unwillkürlich meinem Geiſt darſtellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Abſichten in dem Innerſten überzeugt, und hoffe, daß, wenn ich einſtens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiiſcher dasjenige unterſuchen und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan.

Joſeph.

Wien, im October 1787.

---

28. An eine Dame, über deren Familienverhältniſſe.

Madame!

Sie kennen meinen Character, Sie wiſſen, daß ich die Geſellſchaft der Damen nur zur Erholung der Geſchäfte erwähle, und daß ich dem ſchönen Geſchlechte niemalen meine Grundſätze aufgeopfert habe, ihre Empfehlungen ſelten, und nur damalen höre, wenn ein würdiger Mann der Gegenſtand derſelben iſt, der mir ohnedies nicht lange unbekannt bleibt.

Zwei von Ihren Söhnen ſind bereits etablirt; der ältere, der noch nicht zwanzig Jahre alt, iſt Rittmeiſter bei meinem Heere, und der jüngere erhielt durch den Kurfürſten, meinen Bruder, ein Canonicat in Köln. Was wollen Sie etwa noch? — Soll der erſte nicht ſchon ein General ſein, und der zweite ein Bisthum haben?

In Frankreich war dies freilich einmal Mode; ſelbſt die königlichen Prinzen commandirten im achtzehnten Jahre

ſchon die Armeen in Spanien. Sie wurden aber auch vom General Stahremberg ſo oft zur Retirade genöthigt, daß dieſe Herrn, ſo lange ſie lebten, kein anderes Manöver mehr faſſen konnten.

Man muß aufrichtig am Hofe, ſtreng im Felde, ein Stoiker ohne Härte, und großmüthig ohne Schwäche ſein, und ſich durch gerechte Handlungen die Achtung ſeiner Feinde erwerben; — und das ſind meine Geſinnungen, Madame.

Joſeph.

Wien, im December 1787.

---

29. An Freiherrn Gerhard van Swieten, in Toleranzangelegenheiten.

Mein Herr!

Bis nun war die evangeliſche Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner desſelben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Beſitzſtand von Gütern, Würden und Ehrenſtellen, alles war ihnen geraubt.

Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entſchloſſen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundſätze in dem Verwaltungsſyſtem zu äußern, die ohne Unterſchied großmüthig und gerecht wären; dem zu Folge erließ ich die Duldungsgeſetze, und nahm das Joch hinweg, welches die Proteſtanten Jahrhunderte gebeugt.

Der Fanatismus ſoll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt ſein, die ich dafür habe; Niemand werde mehr ſeines Glaubens wegen Drangſalen ausgeſetzt, kein Menſch müſſe künftig genöthigt ſein, das Evangelium des Staats anzunehmen, wenn es wider ſeine Ueber-

zeugung wäre, und wenn er andere Begriffe von Glückſeligkeit habe.

Die Scenen der abſcheulichen Intoleranz müſſen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Glücklich, daß es noch keine ſolchen Opfer, wie Calas und Sirven gegeben hat, und daß dieſer Schandfleck keine vorhergegangene Regierung traf.

Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überſchritten worden, und der Privathaß ſeine Rolle geſpielt, ſo kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige geweſen.

Die Toleranz iſt eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nur Europa erleuchtet, die die Philoſophie zum Grund, und große Männer zum Stifter gehabt hat. Sie iſt ein redender Beweis von den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes, der durch die Macht des Aberglaubens ſich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtauſende vorher die Zoroaſter und Confuze gewandelt, und der zum Glück der Menſchheit zur Heerſtraße der Monarchen geworden. Adieu.

Joſeph.

Wien, im December 1787.

---

30. An Friedrich Wilhelm II. König von Preußen und Kurfürſt von Brandenburg. In Bezug auf den Türkenkrieg.

Mein Herr Bruder!

In der That, es iſt die unangenehmſte Aeußerung, die ich zu machen genöthigt bin, daß ich Eurer Majeſtät angebotene Vermittlung in der mit der Pforte entſtandenen Irrungen auf das freundſchaftlichſte verbitten muß.

Ich habe den Degen gezogen und er wird nicht wieder in die Scheide kommen, bis ich Genugthuung, bis ich das wieder habe, was man meinem Hauſe entzogen.

Euer Majeſtät ſind Monarch, als ſolchem ſind Ihnen die Rechte der Könige nicht unbekannt. Und iſt die Unternehmung gegen die Osmanen etwas anderes, als ein wieder geſuchtes Recht auf meinem Hauſe entriſſene Provinzen, deren Beſitz Zeit, Schickſal und Verhängniß meiner Krone geraubt?

Die Türken, vielleicht nicht ſie allein, haben es zur Maxime, das, was ſie in widrigen Zeiten verloren, bei der erſten für ſie günſtigen Gelegenheit wieder zu ſuchen; das heißt, man läßt dem Schickſal ſeinen Lauf, und unterwirft ſich den Fügungen der Vorſehung.

Das Haus Hohenzollern iſt auf eben die Art zum Gipfel ſeiner Größe gelangt. Albrecht von Brandenburg entriß ſeinem Orden das Herzogthum Preußen, und ſeine Nachfolger behaupteten ſogar im Frieden zu Oliva die Souveränität über dieſes Land. Eurer Majeſtät verſtorbener Onkel entzog meiner Mutter Schleſien, zu einer Zeit, wo ſie von Feinden umringt, keinen andern Schutz als die Größe ihrer Seele und die Treue ihres Volkes gehabt.

Was haben die Höfe, die dermalen von dem Gleichgewichte in Europa ſo viel Poſaunens machen, was haben dieſe dem Hauſe Oeſterreich zum Aequivalent ihrer nur in dieſem Jahrhundert verlornen Beſitzungen gethan?

Meine Vorfahren mußten im Utrechter Frieden Spanien, in dem zu Wien Neapel und Sicilien, etwelche Jahre hierauf Belgrad und die Fürſtenthümer in Schleſien, in jenem zu Aachen Parma, Piacenza, Guaſtalla, und vorher noch Tortona und einen Theil der öſterreichiſchen Lombardie an ihre Nachbarn überlaſſen.

Hat Oesterreich dafür eine andere Acquisition von Wichtigkeit binnen diesem Jahrhundert des Verlustes gemacht? Einen Theil vom Königreich Polen, und hievon hat Preußen einen besseren Antheil als ich. — Ich hoffe, daß Euer Majestät die Ursachen meines Entschlusses die Pforte zu bekriegen sehr einleuchtend finden, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen werden, und daß Sie nicht minder mein Freund sind, wenn ich an die Orientalen etwas travestire.

Euer Majestät können sich von mir versichert halten, daß ich bei ähnlichen Gelegenheiten die nämlichen Grundsätze in Ansehung der Erwerbungswege seiner verlornen Besitzungen von Ihnen auch gegen mich anwenden lasse, und daß itzt alle Vermittlungsgeschäfte einige Jahre Ruhe haben.

Ich empfehle mich in die Fortdauer Ihrer Freundschaft, und bin mit vieler Hochachtung

Eurer Majestät

Freund und guter Bruder

Joseph.

Wien, im Jänner 1788.

---

31. An den Fürsten von Kaunitz. Sein Entschluß, den Krieg gegen die Türken zu beginnen.

Es thut mir leid, daß ich genöthigt bin, Ihnen zu eröffnen, daß die ottomanische Pforte der Kaiserin von Rußland, meiner Bundesverwandten, den Krieg angekündigt habe, daß bereits Gewaltthätigkeiten ausgeübt worden sind und daß die Vermittlung, welche ich zur Wiederherstellung der unterbrochenen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden Rei-

chen angeboten habe, fruchtlos geblieben ist. — Den Traktaten zu Folge, die zwischen mir und Rußland bestehen, kann ich die Kaiserin der Gefahr eines Krieges und den widrigen Folgen davon nicht allein überlassen. Ich sehe mich genöthigt, daran Theil zu nehmen und dem Großsultan zu erklären, daß ich ihn und seine Unterthanen so lange feindlich behandeln werde, bis Rußland und seine Alliirten wegen Verletzung der Tractate und wegen Hintansetzung des Völkerrechtes, das diese Barbaren bei Gefangennehmung des Herrn von Bulgenow *) beleidigten, hinlängliche Genugthuung werden erhalten haben. Ich gebe Ihnen daher den Auftrag, die Entschließung, die ich eben getroffen und meine Maßnehmungen gegen die Pforte den Gesandten der fremden Höfe bekannt zu geben, so wie Sie aus dem Bureau der Staatskanzlei die Cirkularschreiben an alle kaiserlichen Minister zu erlassen haben, daß der Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei auch allen respectiven Höfen in gewöhnlicher Form notificirt werde.

---

32. An Franz Karl, Freiherrn von Kressel, Präsident der geistl. und Stiftungs-Hofcommission. In Religionsangelegenheiten.

Herr Präsident!

Die unermüdete Sorgfalt, welche ich seit meiner Thronbesteigung vorzüglich auf Verbreitung des Unterrichts in den ächten Grundsätzen der Glaubenslehren, auf die Herstellung der reinen und erhabenen Würde der Religion, auf die Verbesserung der Sitten gehabt, sind Beweise von dem Eifer,

*) Russischer Gesandter zu Constantinopel.

den ich für das Beſte der Religion empfand. Von ähnlichen Abſichten beſeelt, habe ich in dem Verlauf weniger Jahre verſchiedene Bisthümer und Domcapitel neu geſtiftet, andere gehörig dotiret, in allen Provinzen meiner Reiche die Anzahl der Pfarren und Local-Kaplaneien nach den Bedürfniſſen beträchtlich vermehret, vielfältige Kirchen, Pfarren und Schulen theils ganz neu erbauet, theils in beſſeren Stand geſetzt, in jedem Land zur Bildung guter Seelenhirten Generalſeminarien und Prieſterhäuſer errichtet, und endlich um das Betteln der Mönchsorden, welches für die Religion eine Abwürdigung, für die Ordensleute ſelbſt eine erniedrigende Beſchäftigung, und für den Landmann eine nicht geringe Bedrückung war, nach und nach abzuſtellen, denſelben ſchon in mehren Ländern zureichende Einkünfte anweiſen laſſen.

Zur Erreichung ſo wichtiger und heilſamer Endzwecke betrachte ich es als ein Hülfsmittel, einige der Religion und dem Staat entbehrliche, zum Theil wohl auch läſtige Klöſter aufzuheben, und einige Pfründen einzuziehen, um deren Einkünfte ihrer eigentlichen Beſtimmung gemäßer zur Bedeckung des vermehrten nützlicheren Aufwandes zu verwenden.

Da aber aus dem neu errichteten Religionsfond zugleich eine große Anzahl der in die Welt getretenen geiſtlichen Perſonen beiderlei Geſchlechts und ihrer Diener erhalten werden müſſen, meine Vorſorge aber nicht geſtattet, daß einzelne Perſonen bei dem zum Beſten des Staats und der Religion getroffenen Verfügungen auf irgend eine Art gekränkt werden ſollten, der Ertrag des Religionsfonds hingegen noch zur Zeit, und bis die beträchtlichen Zahlungen von dieſer Seite ſich nach und nach vermindern werden, zu ſo vielfältigen Auslagen nicht zureichet, der öffentliche Schatz

auch bei nunmehrigen Kriegsumständen denenselben keinen weiteren Vorschuß leisten kann; so glaube ich mir von den guten und ehrfurchtvollen Gesinnungen des sämmtlichen Clerus meiner deutschen Erbländer versprechen zu können, derselbe werde zur Ehre Gottes, zur Verbreitung der Religion und guter Sitten, und zum Besten der Kirche und ihrer Diener selbst, die ohnmittelbar damit verbundenen Absichten unterstützen und zur Aufrechthaltung und dauerhaften Gründung des Religionsfonds auf einige Zeit einen geringen Theil ihrer Einkünfte dazu beitragen.

In dieser Erwartung schreibe ich für das gegenwärtige Militärjahr 1788 auf die gesammte Geistlichkeit der deutschen Erblanden einen dem gegenwärtigen Bedürfniß des Religionsfonds angemessenen Beitrag folgendermaßen aus, daß

1. die Besitzer einer geistlichen Pfründe, welche nach der zum Maßstab genommenen Bekenntniß vom Jahre 1782 nur sechshundert Gulden oder weniger Einkünfte haben, von der Beisteuer frei seien;

2. nur die übrigen ein höheres Einkommen genießenden geistlichen Personen des weltlichen sowohl als regulirten Clerus nach Maßgebung ihrer fatirten Einkünfte, ohne davon etwas anderes als die Passivschulden der Stifter und Klöster in Anschlag zu bringen, ihren verhältnißmäßigen Beitrag entrichten sollen;

3. nach den aus den eigenen Bekenntnissen erhobenen, und jenen berechneten Einkünften des gesammten Clerus fällt die Aufbringung der heuer erforderlichen Summe der Quotient mit sieben Gulden dreißig Kreuzer vom Hundert, oder $^{4}/_{12}$ Kreuzer vom Gulden aus, und ist in dem angehängten Auszuge jedem Beitragenden sein Antheil besonders auszuweisen;

4. bei Stiftern und Klöstern wird die Bezahlung nicht von einzelnen Personen, sondern von den Einkünften der ganzen Gemeinde erhoben; den Capiteln aber die beliebige Abtheilung unter sich frei gelassen.

Und diese nach dem mir vorgelegten Plane approbirte Beitragssteuer werden dieselben durch die hiezu bestimmten Behörden für den Religionsfond eingehen zu machen den erforderlichen Bedacht nehmen.

Joseph.

Wien, den 28. Februar 1788.

---

33. An Feldmarschall Lascy. Uebertragung des Oberbefehls im türkischen Feldzuge.

Herr Feldmarschall!

Der Krieg mit der Pforte, den ich den Tractaten wegen mit Rußland unternommen, wird Tausenden meiner Heere angenehm sein.

Ich bin versichert, daß Sie eine innerliche Freude empfinden darüber, daß ich an Sie den freundschaftlichen Auftrag ergehen lasse, in meiner Gesellschaft die Campagne mitzumachen. Zu gleicher Zeit übertrage ich Ihnen die Oberaufsicht über meine Heere, über alles das, was zum Feldzug gehört, nachdem wir mit den Russen, die Ottomanen zu bekriegen, ausmarschieret sind.

Sie haben sich durch Ihren Patriotismus rühmlich ausgezeichnet; Sie, Loudon und Hadik sind die Generales, deren Dienste ich so ansehen muß, als wenn sie sich freiwillig meinem Hause gewidmet hätten; — denn Jahre, Ruhm und

vollkommen erfüllte Pflichten würden mir alle Ansprüche auf die Fortsetzung derselben rauben.

Ich bin überzeugt, daß Sie nicht gleichgültig für meine Zufriedenheit sind und daß Sie bereit wären, Oesterreich Ihre Jahre, Ihre Kenntnisse und Ihr Leben bei jedem vorkommenden Fall aufs Neue zum Opfer zu bringen; und dieß sind die Ursachen, welche mich bewogen, Sie zum commandirenden General zu ernennen.

Nie werde ich unerkenntlich für Ihre Dienste sein, bei keiner Gelegenheit könnte es mir entfallen, daß Sie alles verlassen, was irgend die Tage eines großen Mannes glücklich machen könne, um sich an die Spitze der tapferen Deutschen zu stellen, um der Anführer meiner Legionen und mein Freund zu sein.

Ihr

Joseph.

Wien, im Februar 1788.

---

34. An den Grafen von Montmorin, königlich französischen Staatssecretär, Minister der auswärtigen Reichs-Affairen. Ueber den Türkenkrieg.

Monsieur!

Das Manifest der Pforte ist in einem so rührend und empfehlenden Tone geschrieben, daß ich glauben muß, der Divan habe dasselbe in irgend einer der berühmten Akademien in Europa verfertigen lassen.

Ich bin weit darüber hinweg, die Rechte zu untersuchen, die sich die Ottomanen erlaubten hierin anzuführen, und die Niemanden überführen werden, als Leute, die Oesterreich

nicht gut ſind, oder ſolche, die keine Geſchichtskunde haben. Dieſe Barbaren des Orients haben mehr denn zweihundert Jahre alle mögliche Treuloſigkeiten gegen meine Vorfahren begangen, Tractaten verletzt, ſo oft es ihrer Raubgier gefiel Verheerungen anzuſtellen, und alle Aufrührer unterſtützt, die ſich dem rechtmäßigen König entgegenſtellten.

Unter Ferdinand I. erhielt der Graf Zapolya, ſpäter die Bathory's und Bethlen Gabor, endlich in den Zeiten Leopold I. die Tökely und Ragozy alle Hilfe vom Großſultan.

Meineidigerweiſe verletzten ſie alle Friedensbündniſſe, und mißhandelten die Einwohner von Hungarn auf die grauſamſte Art. Damalen, wenn Oeſterreich mit andern Feinden in Krieg verwickelt war, überfielen ſie die Gränzen des Reichs mit gewaffneter Hand, und verfuhren wie Canibalen.

Davon erwähnen dieſe Barbaren nichts in dem Manifeſte gegen mich, ſondern rühmen ſich der Freundſchaft, die ſie ſeit 1740 gegen Oeſterreich gezeigt hätten, auf eine ſolche unverſchämte Weiſe, daß es leicht darzuthun wäre, die Leute ſo hiervon geſchrieben, ſeien andere, als die, ſo gegen uns gehandelt haben.

Die Zeit iſt gekommen, wo ich als Rächer der Menſchheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangſalen zu entſchädigen, die es einſtens von ihnen erdulden mußte, und wo ich es hoffe dahin zu bringen, daß ich die Welt von einem Geſchlecht Barbaren reinige, die ihr ſo lang zur Geißel geworden.

Joſeph.

Im Feldlager bei Semlin,
den 6. Juli 1788.

35. An Karl Prinz von Nassau. Beschreibung des ersten Feldzuges gegen die Türken.

Mon Prince!

Die erste Campagne wider die Osmanen ist vorüber; meine Armeen haben durch die dabei bewiesene Tapferkeit den Ruhm vermehrt, den ihnen selbst die Feinde nicht streitig machen können.

Chotzim ist durch meinen fürtrefflichen Prinzen von Sachsen-Coburg, Dubitza und Novi aber von dem berühmtesten Marschall in Europa eingenommen worden. Sabatz hat dem General Lascy seine Thore öffnen müssen.

Dem Defensionsplane gemäß hatten die Generals auf beiden Enden der Vertheidigungslinien operirt und einen beträchtlichen Theil der Moldau und Bosnien besetzt. Ich hielt mich mit dem großen Heer im Mittelpunct, beobachtete Belgrad und den Wesir.

Die Einfälle in das Banat von Temesvar sind eine Folge von Mißverständniß verschiedener Generals gewesen, die den Cordon an der Gränze commandirten. — Dies verschaffte dem Wesir Gelegenheit, sich in die Ebene von Lugosch auszubreiten und Räubereien auszuüben. Welche Vortheile entstunden hieraus für den feindlichen Haufen? Während dem, und wie Chotzim übergegangen war, verbreiteten sich meine, und die Völker meiner Bundesverwandtin in der Moldau, und besetzten Jassy. Prinz Coburg ging nach Romanien, und postirte sich am Sereth bis an die Gränze von Siebenbürgen.

Ich regulirte den Wintercordon nach geendigter Campagne, und ging nach Wien zurück, um Verbreitungen zum zweiten Feldzug zu machen. Im Moment der Dispositionen

ging Oczakow im Sturm über. Potemkin krönte das Ende unſerer Unternehmungen auf eine glorreiche Weiſe.

Im Frühjahr 1789 iſt für das deutſche Heer eine Beſchäftigung Bender hinwegzunehmen und ſich an das linke Ufer der Donau zu ziehen. An der rechten Seite dieſes Stromes erobere ich Belgrad, und breite mich in Servien aus. Die Einnahme von Niſſa, Widdin, Serajo, und aufwärts des Saveſtromes, Berbic, Banjaluka und Caſtanowiz ſind Unternehmungen, die bis zum Auguſt beendigt ſind. Soll der Weſir mir oder den Ruſſen an der Donau entgegenkommen, ſo muß er eine Schlacht anbieten, und nachdem er geſchlagen iſt, ſo jag' ich ihn bis unter die Kanonen von Siliſtria.

Im October 1789 verordne ich einen Congreß, nachdem Osmanns Volk die Giaurs um Frieden bitten wird. Die Tractaten von Karlowitz und Paſſarowitz dienen meinen Ambaſſadeurs zur Baſis der Unterhandlungen, wobei ich mir Chotzim und einen Theil der Moldau zueignen werde. Rußland behält die Halbinſel Krimm, Oczakow wird geſchleift, der Prinz Karl von Schweden wird Herzog von Kurland, und der Großherzog von Florenz römiſcher König.

Dann iſt Univerſalfriede in Europa. Bis dorthin hat Frankreich mit den Notablen der Nation Richtigkeit gemacht, und — — die andern Herrn denken zu ſehr an ſich, und zu wenig an Oeſterreich.

Joſeph.

Wien, im Jänner 1789.

---

36. An den Grafen von Roſenberg.

Mein lieber Graf von Roſenberg! Die Freundſchaft hat gewöhnlich ihre Gränzen, aber die Ihrige gibt ſich mir ganz

hin. Könnte ich die Welt verlaſſen, ohne Ihnen vorher noch meine ganze Erkenntlichkeit für das zu beweiſen, was Sie für mich gethan haben, für Alles, was Sie bei meiner langen Krankheit gelitten haben, während welcher Sie ſich ganz aufopferten, um mir meine Laſt tragen zu helfen und mich zu tröſten! — Die Weisheit und Vortrefflichkeit Ihrer Rathſchläge, welche Sie mit Ergebenheit bei jedem Anlaſſe, bis zum letzten Augenblick gegen mich bewieſen haben, durchdringen mich mit Erkenntlichkeit und Freundſchaft. Empfangen Sie die Verſicherung derſelben und glauben Sie, das Einzige, was ich bei meinem Austritte aus dieſer Welt bedaure, iſt die kleine Anzahl von Freunden, die ich verlaſſen muß und denen ich Ungelegenheit verurſacht habe. Ich umarme Sie mit freundſchaftlichem Herzen. Erinnern Sie ſich meiner, als Ihres aufrichtigen und empfindungsvollen Freundes.

Joſeph.

Wien, den 13. Februar 1790.

---

37. An den bereits erwähnten Zirkel von fünf Damen, in welchem der Kaiſer oft ſeine Abende zuzubringen pflegte.

Mein Ende nahet heran, es iſt Zeit, Ihnen noch durch dieſe Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politeſſe, Freundſchaft und angenehme Freundlichkeit zu bezeigen, die Sie mir während ſo vieler Jahre, welche wir in Geſellſchaft miteinander zugebracht haben, zu erweiſen und angedeihen zu laſſen die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zu viel, und dieſes Vergnügen mit Ihnen umzugehen, iſt das einzige verdienſtliche Opfer, welches ich darbringe, indem ich die Welt verlaſſe. Haben

Sie die Güte, ſich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorſehung in Anſehung meiner nicht genug mit Dank erkennen; dieß Alles iſt in derſelben vereinigt, ſo daß ich mit ganzer Reſignation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl! Sie werden meine unleſerliche Schrift nicht mehr leſen können. Sie beweiſet meinen Zuſtand.

Joſeph.

Wien, den 17. Februar 1790.

---

38. Joſeph's Abſchiedsſchreiben auf ſeinem Sterbebette an den Feldmarſchall Lacy.

Mein lieber Feldmarſchall Lacy!

Meine zitternde Hand allein macht es mir unmöglich, dieſes Wenige mit eigener Hand zu ſchreiben, daher muß ich mich einer fremden bedienen, weil ich den Augenblick mit ſchnellen Schritten herannahen ſehe, der uns auf immer trennen ſoll.

Ich würde ſehr undankbar ſein, wenn ich die Welt verließe, ohne Ihnen, mein theurer Freund, die Geſinnungen der Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, die ich Ihnen in ſo verſchiedenen Rückſichten ſchuldig bin und das Vergnügen hatte im Angeſichte der ganzen Erde geltend zu machen. Ja! wenn ich in der Welt etwas geworden bin, ſo danke ich es Ihnen, denn Sie waren es, der mich gebildet, der mich aufgeklärt hat, die Menſchen kennen lehrte und überdieß verdankt auch die ganze Armee Ihnen ihre Bildung, ihren Ruhm und ihr Anſehen. Die Sicherheit Ihrer Rathſchläge in allen Angelegenheiten, die perſönliche Anhänglichkeit an mich, die kein großes oder kleines Ereig-

niß jemals erschüttert hat; Alles dies, mein lieber Feldmarschall, macht, daß ich außer Stande bin, Ihnen meinen Dank hinlänglich zu bezeugen.

Ich sah Ihre Thränen um mich fließen; Thränen eines großen Mannes und eines Weisen sind die schönste Apologie. Empfangen Sie dafür, indem ich Sie zärtlich umarme, mein Lebewohl. Das Einzige was ich in der Welt zu verlassen bedaure, ist die kleine Anzahl von Freunden, unter denen Sie gewiß der Erste sind. Erinnern Sie sich meiner, Ihres aufrichtigsten Freundes und zugethanenen

Joseph.

Den 19. Februar 1790.

Die Geschichte der Krankheit und des Todes Joseph's habe ich bereits früher in diesem Buche ausführlich beschrieben. Merkwürdig ist jedoch sein letztes Gebet, das er verrichtete, als er den 13. Februar 1790 das Abendmahl empfing. Es lautete: „Herr! der Du allein mein Herz kennst, Dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich Alles, was ich unternahm und auszuführen befahl, aus keinen andern Absichten, als zum Wohl und Besten meiner Unterthanen meinte Dein Wille geschehe.“

Nachtrag.

Erziehungs-Regulativ für den Erzherzog Franz.

Ein höchst merkwürdiges Original-Dokument.

Dieses unschätzbare Actenstück, jedenfalls ein Unicum, erhielt ich zuerst durch die Güte meines Freundes, des rühmlich bekannten Autographen-Sammlers, Herrn Moriz Bermann. Gegenwärtig ist es im Besitze des Herrn k. k. General-Majors Edlen von Hauslab, eines unserer gebildetsten und gelehrtesten hohen Officiere und schon sein geachteter Name birgt für die Authenticität dieses Dokumentes. Es trägt die eigenhändige Unterschrift des Kaisers Joseph II., die wohl Niemand verkennen kann, dem je Schriftzüge dieses erleuchteten Monarchen vor die Augen gekommen sind und gibt auch durch und durch Zeugniß von dem Geiste und Character des scharfsinnigen und über alle Vorurtheile erhabenen Kaisers. Es enthält eine ziemlich vollständige Instruction für den Grafen Colloredo, dem Obersthofmeister des damaligen Erzherzogs, dann für dessen zwei General-Adjutanten, und gibt genaue Vorschriften, auf welche Weise sie den eben damals, 1784, von Florenz nach Wien gekommenen Erzherzog Franz behandeln und über seine Erziehung wachen sollten. Die reellen, prägnanten Grundsätze des Kaisers Joseph drücken sich in dieser Schrift deutlich aus und manche gewichtvolle Andeutungen über den Character des

nachmaligen Kaisers Franz sind darin enthalten, welche dem Denkenden manche Aufschlüsse über sein nachheriges Regierungssystem zu geben im Stande sind. Vortrefflich, von tiefer Menschenkenntniß zeugend, sind die Puncte 11, 13, 14, 16, 19 und 24 und besonders liefert der 16. den deutlichsten Beweis, daß dem großen Joseph vor Allem das Wohl seiner Völker auch für die Zukunft am Herzen lag; gleichgiltig über das Schicksal irgend eines, wenn auch noch so hochgestellten fürstlichen Individuums.

Der Mittheilung dieses Actenstückes muß ich jedoch einige unerläßlich nothwendige Bemerkungen vorausschicken, welche nur anscheinend gleichgiltige, im Grunde aber höchst interessante Details betreffen. — Das Ganze ist im Original auf zwölf Folioseiten, halbgebrochen geschrieben, enthält aber im Contexte dreierlei verschiedene Handschriften, deren abweichende Orthographie ich mit gutem Grunde genau beibehielt. Die erste reicht vom 1. bis 11. Punkt und zeigt von einer ziemlich veralteten Schreibweise, so ist darin gewöhnlich „Ertz-Hertzog“ geschrieben. Überhaupt mag der Schreiber stark bezopft gewesen sein, da er sogar einmal, jedenfalls aus allerunterthänigster Eigenmächtigkeit: „Se. Maytt.“ schrieb, während sonst immer nur: „Ich, Mir, Mich“ ꝛc. vorkommt, wie Kaiser Joseph stets zu dictiren pflegte und in solchen Fällen auch nicht anders geschrieben haben wollte.

Außer Zweifel war der Kaiser, als er während des Dictirens einen Blick auf das Geschriebene warf, mit dem pedantischen Concepte unzufrieden und ließ einen andern Secretär rufen, der seinen Wünschen besser entsprach. Dies mochte auch in ziemlicher Eile geschehen sein, denn dieser begann ebenfalls mit dem bereits vorgekommenen Para-

graph 11, der also wiederholt vorkommt und geht bis zu 24, was also eigentlich 25 sein sollte. Diese Paragraphe aber sind mit schönerer Schrift und geregelterer Orthographie geschrieben. Nach dem Punkte 24 folgt jedenfalls ein Nachsatz, welcher offenbar erst, als die Schrift dem Kaiser vorgelesen und zur Namensunterschrift vorgelegt ward, von ihm noch als Schlußstein dictirt wurde und zwar von einer dritten Hand, wahrscheinlich von dem nächst besten, eben anwesenden Schreiber, dazu geschrieben. Der Inhalt dieses höchst interessanten Documentes aber ist, nach dem strengsten Wortlaute, folgender:

»1. Ist Graf Colloredo allein derjenige, an dem sich Jedermann bei dem Ertzherzog angestellten Individuen zu wenden, von selben die Befehle zu empfangen und bei ihm um alles anzufragen hat.

2. Die zween General-Adjutanten, was die Geschäfte von der Kammer anbelangt, haben sich in nichts zu mengen und alle Leute an Grafen Colloredo zu weisen, so wie sie alle diejenigen Beobachtungen, so sie entweder über den Ertz-Herzog oder die Leute, die ihn umgeben, oder über die Minister machen werden, dem Gfn. Colloredo oder gar Sr. Maytt. anzuzeigen haben.

3. Den sogenannten Kammerdienern und Bedienten, dann andern Leuten, so den Ertz-Herzog umgeben, muß schärfestens und unter Verlust des Dienstes anbefohlen werden, daß sie sich in nichts, was ihren Dienst nicht unmittelbar betrifft, mengen, sich mit keine Neuigkeiten abgeben, nichts erzehlen, noch weniger sich in eine Familiarität einlassen und keine Commissionen außer dem Hause von was immer für einer Gattung von dem Ertz-Herzog unmittelbar annehmen, oder hierüber die Antwort an Ihn ausrich-

ten, ſondern die Kommiſſionen und den mindeſten Auftrag vom Grafen Colloredo oder einem der 2. General-Adjutanten empfangen und an dieſe auch die Antwort überbringen, weſſentwegen ſie ſich, wenn der Erzherzog darauf dränge, mit dem ausdrücklich erhaltenen Befehl zu entſchuldigen haben, ausgenommen, daß es eine Sache wäre, die die bloſſe Hausbedienung beträffe.

4. Der Dienſt des Kammerdieners und Leiblaquayen iſt bei dem Erzherzog, ſo wie bey Mir zu beobachten und einzurichten. Alles, was die Garderobe betrifft, ſoll vom Kammerdiener Florian Schmidt beſorgt und von ihm alle Auszüg bezahlet werden, dieſe hat er alsdann dem Erzherzog zu übergeben, weil Er ſelbſt ſeine Rechnung zu führen hat.

5. Der Erzherzog hat des Jahres $\frac{m.}{18.}$ fl. (18,000 Gulden), die er quartalweiſe bei der Kaſſe des Deldono empfangen wird; von dieſen beſtreitet er ſeine garderobe, unterhaltungen, allmoſen und überhaupt alles, was Er ausgibt. Dieſe quartalige Gelder verwahrt er in ſeiner Kaſſe und führt darüber ſeine Rechnungen, die Mir alle halbe Jahr durch den Grafen Colloredo vorzulegen ſind.

6. Zwiſchen dem Grafen Colloredo und den 2 Generaladjutanten muß ſich immer einer bei dem Erzherzog einfinden, ausgenommen er läſe oder ſchriebe, wo Er allein im Zimmer zu belaſſen wäre, jedoch hat der; ſo von ihnen im Dienſte iſt, ſich in dem Nebenzimmer aufzuhalten, damit der Erzherzog nie allein in Geſellſchaft ſeiner Leuten iſt.

7. Da es höchſt nöthig iſt, daß der Erzherzog ſich ſelbſt zu leiten lerne, ſo muß von Ihm allein die Auswahl kommen, ob, wann und wohin Er gehen will? ingleichen hat Er ſtunden zu beſtimmen, wenn Er diejenige Meiſter

haben will, die für Ihn höchst nothwendig sind. Hat Er einmal die stunden festgesetzt, so muß Er solche auch halten. Ein gleiches versteht sich von der Stunde des Schlaffengehen und aufstehen und des Mittag- und Abendmahls, weil Er sich in seinem Alter von 17 Jahren selbst leiten muß.

8. Zu Mittag und auf die Nacht wird Er immer wenigstens mit einem, oder auch mit allen diesen drei Herren, wie sie werden wollen, zu Hause speisen.

9. Der Erz-Herzog kann vier- oder zweisitzige Wägen, Birutsch, mit Postzügen oder zwei Pferden ausfahren, ausreiten oder zu Fuß gehen, jedoch immer mit einem oder mehreren der drei Herren, und wenn er reitet, mit einen für Ihn bestimmten Bereiter. Er kann in alle öffentlichen und privat-Örter hingehen, nur in keine partikular-Häuser, besonders wenn die Eigenthümer oder Inwohner darin sind. Ebenfalls kann er auf die Jagd gehen und wird für Ihn der Gewehr und Büchsenspanner so wie das Ort zum Jagen schon bestimmt werden.

10. In Spektakeln (Schauspiele) kann Er ebenfalls nach Gutdünken und wenn Er seine Schuldigkeiten erfüllet hat, gehen, und ist Ihm hierzu Meine Loge gewidmet, wohin Ihn immer einer der zween Generaladjutanten oder Graf Colloredo zu begleiten hat. In Logen Visiten zu machen, ist hier nicht der Gebrauch und gehe ich selbst nicht mehr.

Wenn er Lust hat, leute zu sehen und in Gesellschaft zu gehen, so muß Er hierzu die öffentliche Häuser wählen, wie bei Fürst Colloredo und Fürst Kaunitz und sonst die große Gesellschaft, wofern diese nicht bei fremden Ministern sind. Übrigens in privat-Gesellschaft und Bälle in particular-Häusern hat Er nicht zu gehen, ausgenommen, daß Ich darüber befragt wurde.

11. Was die Beſuche oder den Umgang mit der Prinzeſſinn von Würtemberg *) als ſeiner künftigen Braut anbetrifft, muß ſich immer hierüber mit der Gräfin Chanclos einvernommen und auch ich befraget werden, ausgenommen, Sie träffen ſich in öffentlichen Orten und Spaziergänge an, wo dieſe Zuſammenkunft nicht ohne affectation vermieden werden kann, weil ſolche beſonders für die erſte Zeit ſeltener ſtatt haben muß.

11. Alles, was Audienzen begehrt, muß ſolche durch den Grafen Colloredo anverlangen, der die Stunden hierzu anzeigen wird. Dieſes verſteht ſich auch von Geſandten und Fremden, die den Erz-Herzog zu ſehen wünſchen und überhaupt nur von Leuten männlichen Geſchlechts. Jedoch hat Er mit keinem Menſchen, und mögen es Leute von Hof-Chargen, Miniſter, Beamte oder Fremde ſein, ſich allein aufzuhalten, ſondern es müſſen dieſe Audienzen immer in Gegenwart des Grafen Colloredo oder einen der zwei Generaladjutanten geſchehen. Was die ausgewählten 36 k. k. Kammerherrn anbelangt, ſo können dieſe zwar zum Erzherzog kommen, jedoch auch nie mit Ihm allein ſein, und ſind ihnen dazu die Täge zu beſtimmen oder die Stunden zu geben. Der Erzherzog aber darf von keinem Menſchen ohne Ausnahme, auch nicht um Allmoſen oder eine Recomentation ein Memorial übernehmen, weil Er ſich in keine Sache von was immer für einer Gattung weder di-

*) Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg, die erſte Gemahlin des nachherigen Kaiſers Franz, die indeſſen noch als Erzherzogin nach zweijähriger Ehe, den 18. Februar 1790, zwei Tage vor Joſephs Tode, deſſen Liebling ſie war, im Wochenbette ſtarb.

recte noch indirecte zu mengen hat, welches genaueſtens beobachtet werden muß.

12. Da die Beibringung der zur militar Kunſt nöthigen Kenntniſſe ein beſonderes Geſchäft der zweyen General-Adjutanten ausmacht, ſo werden ſelbe alle Stunden und Gelegenheiten benutzen, um den Erzherzog in den verſchiedenen Theilen die Belehrung und die Neigung dazu auf die ſchicklichſte Art beizubringen. In dieſer Abſicht werden ihnen zum theoretiſchen Fache die Regulamente der Armee gegeben werden, das Practiſche kann dem Erzherzog zum Theil bei Beſuchung der öffentlichen militar-Etabliſſements beigebracht werden, welches auch beim Spazierengehen zum Unterricht ſo wie zur Unterhaltung dienen kann. Auch wird der Erzherzog von einem geſchickten Unteroffizier das Exercieren und die Handgriffe zu erlernen haben. Auf dieſe Art wird der Erzherzog alle Theile des Dienſtes am beſten durchgehen und ſich ſelbe eigen machen, wenn er ſtufenweiſe dasjenige ausübet, was ein Lieutenant, nachher ein Hauptmann, und ſo ein Stabs-Officier, ein Grenadier-Bataillons-Commandant und endlich ein wirklicher Regiments-Oberſter in allen Details und Schreibereien zu beobachten hat und iſt nothwendig, daß Er ſich einige Zeit die Praktik dieſer verſchiedenen Dienſt-Abtheilungen beilege und ſelbe bei Compagnien, Bataillons und Regimentern von der hieſigen Garniſon wirklich ausübe.

13. Das Glück des Erzherzogs und die Annehmlichkeit ſeines Lebens, dann das Beſte des Staates erfordern hauptſächlich, daß ſich derſelbe in den Geiſt der von Mir eingeführten Staatsgrundſätzen hineingedenke, wornach dann die Herren, die Ihn umgeben, von Mir aus beſonderem Vertrauen ausgewählt worden, ihr Hauptaugenmerk richten

werden, um dem Erzherzog den echten Sinn der bestehenden allgemeinen Verordnungen beizubringen, Ihn von dem wahren Nutzen derselben vollkommen zu überzeugen und dadurch außer Stand zu setzen, etwa widrige Begriffe von Übelgesinnten anzunehmen und sich mit Vorurtheilen anzufüllen.

14. Was Andachts-Übungen anbelangt, so sind diejenigen, in so weit sie Schuldigkeit sind, ohne weiterem zu beobachten, in Ansehung der Andern aber, so lediglich verdienstlich sind und vom eigenen Antriebe herkommen, muß dem Erzherzog vollkommene Freiheit gelassen werden, mehr oder weniger darin nach seinem Befund zu thun, immer aber ist das Hauptsächlichste, daß, wenn man in der Kirche ist, man sich in selber auf die anständigste Art betrage.

15. Diejenigen Meister, so der Erzherzog anjetzo brauchen wird, sind a) von der deutschen Geschichte, wozu der Archivarius Schmid ausgewählet worden; b) von den gesammten Rechten, wozu der Professor Schloißnig ausgesucht worden; c) der Militär-Unterricht, so von den zwei General-Adjutanten zu bewerkstelligen ist und was Ihm an der Mathematik, die Er schon erlernet hat, besonders in Bezug auf das Genieweſen, noch abginge, dieses würde Ihm von einem Ingenieur-Officier, der hierzu eigens ausgewählt würde, so wie die Theile der Artillerie, beigebracht werden. Alles Übrige hat von des Erzherzogs Wißbegierde und Lust allein abzuhangen, nämlich ob Er sich in ein oder anderer Sprachkenntniß üben oder erlernen wolle, dann die Polizei- und Cameral-Wissenschaft, die Leibes-Exercitien, als: Fechten, Fahnenschwingen, Tanzen, schulmäßiges Reiten, Musik, welche Alle, um einen jungen Menschen geschickt zu machen und ihm zugleich zur eigenen Unterhaltung vorzubereiten, unentbehrlich sind.

16. Ist das einzige Absehen, daß aus dem Erzherzoge ein tüchtiger und für das wichtige Amt, so Er einmal im Staat zu begleiten haben wird, tauglicher Mann gebildet werde. Zu Erfüllung dieser Absicht ist Alles ohne Rücksicht anzuwenden, weil seine Gesundheit und Conservation gegen dieses Hauptobject nicht in Betrachtung kommen können und es ist sehr gleichgültig, ob Er oder einer seiner Brüder zu diesem wichtigen Amte gelanget, wenn nur jener, der dazu kömmt, die nöthigen Eigenschaften der Seele und des Körpers besitzet.

17. Was die Gesundheit anbelangt, so sind nach Umständen entweder Baron Störk oder Chirurgus Brambilla dazu zu gebrauchen, so wie der Dentiste Lavran für die Zähne zu verwenden und ihm deren Reinigung anzuvertrauen ist.

18. Die Säubrigkeit in allen Theilen des Körpers ist eine sehr wesentliche Sache; dazu gehören vorzüglich Hände, Nägel, Zähne, die beim Erzherzog ziemlich vernachlässigt worden sind, und es ist dieses um so nöthiger, weil es zugleich zur Gesundheit und um in der Welt zu gefallen, erforderlich ist.

19. Wahre Begriffe von Ehrgeiz, von Ehre, von Vaterlandsliebe und dann der höchste Begriff des Wortes Schuldigkeit und Amtspflicht sind diejenigen Mittel, so allein für einen Landesfürsten, der er einstens zu werden Hoffnung hat, geeignet sind, um ihn große Sachen und mit Beständigkeit ausüben zu machen.

In dieser Gemäßheit müssen also die Herren, so den Erzherzog umgeben, keine Gelegenheit außer Acht lassen, Ihm nach diesen Wurzel-Grundsätzen zureden und Ihn zu

ſtimmen, dann die Empfindungen ſeines Gemüths- und Herzens rege zu machen und anzufeuern.

20. Leſung der Bücher und Zeitungen, wenn erſtere gut gewählt ſind und beſonders, wenn ſie von Militär-Geſchichten handeln, und das Geblüt des jungen Menſchen ein wenig in Wallung bringen können, iſt ihm zu geſtatten und ſind ihm ſolche Bücher zu verſchaffen. Alles aber, was Kindereien, unnütze Wortgepränge, Poeſien und bloße gewitzelte Werke ſind, mit dieſen hat er ſeine Zeit nicht unnütz zu verlieren, weil ſie zu nichts dienen, als die Seele ſchlapp zu machen.

21. Um Ihm einen geſunden Körper zu bilden, iſt nothwendig, daß Er viele Bewegung macht und zu allen Jahreszeiten in die freie Luft gehe, ſich nicht zu warm kleide, ſich an die ſtärkeren und gröberen Speiſen gewöhne und vorzüglich bloß Waſſer trinke, da ſelbes hier ſehr gut und beſonders Liqueurs-Weine für junge Leute gar nichts taugen.

22. Seine Correſpondenz nach Florenz, ſowohl mit ſeinen Eltern als ſeinen Geſchwiſtrigen hat Er allein für ſich und ſo oft er will, zu führen, ohne daß Jemand dieſfalls den mindeſten Vorwitz bezeugen darf, ſo auch über die Antworten.

23. Der Erzherzog kann zu Mir kommen, wenn Er will, zu allen Tagen und Stunden, und auch ſo ausbleiben, da Er darinn ſeinen vollkommenen Willen und Luſt folgen kann. In ſich ereignenden zweifelhaften Fällen, wo Ich über Sachen zu fragen wäre, die der Erzherzog zu wiſſen wünſchte, hat weder Graf Colloredo, noch die zwei General-Adjutanten, noch weniger Jemand Anderer mit einer Anfrage an Mich zu kommen, ſondern da Ihm der Zutritt frei ſtehet, ſo hat Er ſich auch ſelbſt in ſolchen Ge-

legenheiten bei Mir zu melden und ist nur von jenen Herren dahin anzuweisen, daß er sich in allen zweifelhaften Gelegenheiten bei Mir Raths erhole.

24. Da es das Allernothwendigste und Wichtigste ist, den Erzherzog und seinen Hang kennen zu lernen, weil man sonst nicht im Stande ist, seinen Fehlern vorzukommen, noch seine guten Eigenschaften besser hervorzubringen, so müssen Alle trachten, Ihn in eine recht ungezwungene Lage zu setzen und wird der Graf Colloredo und die zwei General-Adjutanten sich äußerst angelegen halten, ihn zu ergründen und alle mindeste Gelegenheiten zu Formirung eines Ganzen benutzen, weil öfters, wenn man sich am Wenigsten in Acht nimmt, der Mensch seinen wahren Character an Tag gibt. Sie werden Mich auch von allen diesen genauest und pflichtschuldigst benachrichtigen, wo sie dann zu allen Stunden auf eine ungezwungene Art zu Mir kommen können; da ich nur das Gute zu erhalten wünsche, so können sie versichert sein, daß ich hiervon keinen Gebrauch, besonders gegen den Erzherzog machen werde, weil solches nur zu Meiner Direction und zur Leitung des Ganzen dienen wird und Mir besonders daran gelegen ist, daß der Erzherzog, der von Natur aus [illegible]rhaltisch zu sein scheint, weder gegen Mich, noch gegen sie [illegible]iges Mißtrauen schöpfe.

Alle übrigen Details werden sich nach Zeit und Umständen bestimmen lassen und da diese Herren zu Mir in jeder Stunde kommen können, so erhalten sie bei mindester Vorfallenheit die Verhaltungsbefehle von Mir und wird es gut sein, sich gleich Anfangs öfters anzufragen, bis Wir in den Grundsätzen vollkommen einig sein werden.

Joseph m. p.

(Auf der letzten Seite links oben, ſteht noch, wahrſcheinlich von der Hand des Grafen Colloredo, Folgendes geſchrieben):

Instruction
que nous a donnée L'empereur Josephe, lorsqu'il nous confia l'education de l'archiduc François, en 1784.

Migazziana.

Bekanntlich gehörte der hyper-orthodoxe Cardinal Migazzi, damaliger Erzbiſchof von Wien, nicht zu den beſonderen Lieblingen des Kaiſers und der würdige Kirchenfürſt that auch ſein Möglichſtes, Joſeph's Entwürfen und Planen, wo es nur immer anging, ſtörend entgegen zu wirken. Aus dieſer Sachlage konnte es nicht fehlen, daß ſich oft Colliſionen ergaben, welche dem Kaiſer reichen Stoff zu jenem feinen Sarcasmus gaben, den er reichlich genug über den guten Erzbiſchof ausſchüttete. Einige der prägnanteſten Beiſpiele dieſer Art ſind folgende:

Der Herr Cardinal, bekanntlich ſehr eitel, ließ alle ſeine Kleider und Wäſche in Paris machen, ja, man behauptete ſogar, er habe ſeine Wäſche von Wien aus dahin geſchickt, um ſie dort waſchen zu laſſen, was ich indeſſen doch für eine boshafte Übertreibung halte. Über den erſten Punkt aber befragte ihn der Kaiſer einſt ſelbſt und Migazzi bejahte ihn ganz unbefangen, wie eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht. Darauf erwiederte der Kaiſer ernſt: „Vitellius beging kaum eine größere Thorheit, als er ſich die Muränen-Milch auf Kriegsſchiffen vom adriatiſchen Meere nach Rom bringen ließ.“ Man kann ſich das Geſicht des Herrn Erzbiſchofs bei dieſer Bemerkung denken.

Der Cardinal veröffentlichte im Anfange des Jahres 1784 ein Circular an die Geistlichkeit seines Sprengels, worin geradezu gegen die kaiserlichen Maßregeln und Verordnungen gedonnert wurde. Darüber erließ der Kaiser im Monat Mai eine scharfe Verordnung, daß künftighin kein Erzbischof oder Bischof etwas, es bestehe, worin es wolle, an seine Geistlichkeit erlassen dürfe, wenn es nicht vorher von der Regierung genehmigt worden wäre.

Migazzi besaß nicht nur das Erzbisthum Wien, sondern auch durch besondere Begünstigung der Kaiserin Maria Theresia, das Bisthum Waizen in Ungarn, wohl eine der reichsten geistlichen Pfründen in den kaiserlichen Staaten. Da es nun eigentlich gegen die Kirchengesetze ist, daß ein Geistlicher zwei mit der Seelsorge verbundene Ämter besitzt, so befahl ihm der Kaiser, welcher hauptsächlich ein abgesagter Feind von Sinecuren war, das letztere aufzugeben. Nach seiner gewohnten Weise drehte und wendete sich Migazzi lange, um diesen fetten Bissen nicht verlieren zu dürfen, allein Joseph blieb mit Recht fest auf seinem Entschlusse. Selbst die ungarische Hofkammer machte zu Gunsten des Cardinales eine Vorstellung, deren Puncte jedoch der Kaiser selbst auf folgende Art kurz und schlagend beantwortete:

1. Habe die verstorbene Kaiserin dem Cardinal Migazzi das Bisthum Waizen auf lebenslang geschenkt und der Papst dasselbe auch auf die besagte Zeit confirmirt.

Die Antwort des Kaisers war: „Meine Vorfahrerin konnte thun, was sie wollte, eben so aber auch ich. Die Confirmation des Papstes bezieht sich nur auf das, was besteht, nicht aber auf das, was nicht besteht.“

2. Habe der Cardinal als Gesandter in Spanien viele

Schulden machen müssen, und dadurch sich und seine Familie in mühselige Umstände versetzt.

Antwort: „Die ganze Welt weiß, daß weder er, noch seine Familie je etwas hatte.“

3. Habe er, um das Bisthum und die Stadt herzustellen, über 600,000 Gulden verwendet.

Antwort: „Ob er 600,000 Gulden verwendet, habe ich nicht untersucht, aber gewiß ist es, daß er über zwei Millionen daraus bezog.“

4. Sei er ungarischer Magnat und man könne ihm dieses Bisthum nicht nehmen, außer es würde ihm der Prozeß gemacht.

Antwort: „Und ich bin ungarischer König und weiß, was ich mit meinen Magnaten zu thun habe.“

5. Verbietet zwar der Tridentinische Kirchenrath mehr Bisthümer zu haben, doch macht er einen Unterschied zwischen viros illustres und Summi doctos.

Antwort: „Unter diese Cathegorie gehörte Migazzi gar nicht, indem darunter nur Königssöhne verstanden sind und was seine Gelehrsamkeit betrifft, so berufe ich mich auf das allgemeine Urtheil der Wiener, was davon zu halten sei.“

Früher war der Cardinal immer, der herrschenden Etikette gemäß, mit drei sechsspännigen Wagen bei Hofe aufgefahren. Als er jedoch das Bisthum Waizen verloren hatte, gab er es auf einmal sehr klein, wahrscheinlich um eine Restitution zu bewirken und bat auch den Kaiser in einer langen und breiten Vorstellung um die Erlaubniß, künftig ohne alles Gepränge bei Hofe erscheinen zu dürfen. Joseph gab den kurzen Bescheid: „Er willige nicht nur recht

gerne in dieſes Verlangen, ſondern dispenſire auch Seine Eminenz bereitwillig von allen Viſiten, wenn Sie nicht allenfalls ſelbſt gerne kommen wollten.“

Im Jahre 1786 ließ Migazzi einem der beſten Prediger Wiens die Kanzel verbieten und zwar aus dem ſonderbaren Grunde, weil derſelbe zwar katholiſch aber nicht im echt katholiſchen Sinne predige. Als der Kaiſer dieſe Eigenmächtigkeit erfuhr, befahl er ſogleich, die Predigten dieſes Geiſtlichen zum Drucke zu befördern, um, wie er ironiſch beifügte, das Volk ſelbſt über die Tendenz dieſer Predigten urtheilen zu laſſen. In wenigen Tagen war die Auflage vergriffen, man las mit Begierde die geſunden Anſichten des Prieſters und derſelbe erhielt ſogleich wieder die Erlaubniß, ſein geiſtliches Amt ungeſtört ausüben zu dürfen.

Wie viel man Joſeph von Seite der Geiſtlichkeit Hinderniſſe in den Weg legte, ſeine wohlthätigen Reformen durchzuführen und wie ſehr bei dieſen Machinationen Migazzi ſeine Hände im Spiel hatte, erhellt aus dem Auszuge folgenden Schreibens aus Wien vom 10. October 1786: »Die geiſtlichen Reformen haben in einigen Gegenden unſeres Vaterlandes noch nicht den Fortgang, den man erwarten ſollte. Vorurtheile, Eigenſinn, Episcopal-Autoritätsſucht *) und gewiſſe beſondere Abſichten ꝛc. erſchweren im Kleinen hin und wieder noch ſehr die vortrefflichen Verfügungen unſeres großen Monarchen. Ein Theil der

*) Deutlicher durfte ſich der Briefſteller ſelbſt damals nicht ausſprechen.

Geistlichkeit, der Fürst-Erzbischof an der Spitze, kann sich durchaus nicht bequemen, seine bisherigen Grundsätze und Handlungsweise zu verlassen. Sie wagen es freilich nicht gerade öffentlich den Befehlen und Anordnungen des Kaisers entgegen zu handeln, im Stillen aber lassen sie nichts unversucht, ihre alten Grundsätze und den bisherigen Schlendrian bei dem Volke im Ansehen zu erhalten. Ich will Ihnen nun ein Beispiel dieser Art mittheilen, das sie wegen seiner Seltsamkeit gewiß unterhalten wird. Ein Priester in einem Kloster, dem eine gewisse Verordnung des Kaisers nicht behagte, hatte folgenden schlauen Einfall, um diesen Befehl bei der Gemeinde kraftlos zu machen: Er las zuerst die kaiserliche Verordnung und schloß dann mit den Worten: „So lautet der Befehl des Kaisers, unserer weltlichen Obrigkeit.“ Hierauf las er aus einem geistlichen Codex eine entgegensetzte Stelle vor und setzte hinzu: „Und so lautet der Befehl der Kirche, unserer geistlichen Obrigkeit. Nun möget ihr selbst wählen, was euch am Besten dünkt.“ Fiat applicatio.

Cardinal Migazzi, an der Spitze der durch ihn größtentheils geleiteten Wiener Geistlichkeit, suchte den Kaiser mit aller Gewalt von seinem gefaßten Entschlusse abzubringen, Schröckh's Lesebuch der Kirchengeschichte in den erbländischen Universitäten einzuführen. Joseph aber gab ihnen kurz zur Antwort: „Gut, ich setze einen Preis von 500 Dukaten für denjenigen Katholiken aus, der eine bessere und der Wahrheit getreuere Kirchengeschichte schreiben wird, bis dahin aber bleibt Schröckh das vorgeschriebene Lehrbuch.“

Als Feldmarschall Lacy Anfangs des Jahres 1788

die allerdings ſehr bedeutenden Koſten des Heerestransports nach Ungarn vorlegte, wunderte ſich Jedermann über die hohen Summen und auch Cardinal Migazzi fand dabei eine willkommene Gelegenheit, Gloſſen über dieſen Aufwand zu machen, mit deren Hälfte vielleicht mehre Klöſter dotirt werden konnten. Joſeph erwiederte, als er dieſe Bemerkungen erfuhr, wie gewöhnlich treffend und ironiſch: „Ich ſehe wohl auch recht gut ein, daß die Koſten ſehr bedeutend ſind; allein wüßte ich einen Biſchof, der bloß mit ſeinem Segen die türkiſche Armee ſchlagen könnte, ſo wollte ich ihn gerne in den doppelten Gehalt meines beſten Generalen ſetzen.

In Gegenwart des Cardinals Migazzi war einſt die Rede von den verſchiedenen Ritterorden. Natürlich ſtrich der Erzbiſchof die geiſtlichen vor Allen heraus und erklärte, daß ſie, beſonders die Maltheſer, ihre Gelübde am treueſten hielten. Joſeph mochte wohl vom Gegentheile überzeugt ſein, darum erwiderte er lächelnd: „Es iſt wahr, viele Ritter dieſes Ordens halten das Gelübde der Keuſchheit, wenn ſie in der Kirche ſind; das Gelübde der Armuth, wenn ſie baden und das Gelübde des Gehorſams, wenn man ſie trinken heißt.“

Migazzi trug in einem Memoriale eifrig darauf an, daß die Bauerntänze an Sonn- und Feiertagen, als der Weihe des Tages und der Sittlichkeit entgegen, abgeſchafft werden ſollten. Joſeph aber gab zur Antwort: „Euer Eminenz, wir Beide wollen nicht tanzen, aber wir wollen dieſen armen Leuten erlauben, zu tanzen. Warum ſollten wir ſie

hindern, auf eine kurze Zeit zu vergeſſen, in welcher gedrückten Lage ſie ſind.

Eine Maßregel, welche Migazzi und ſeine Satelliten faſt zur Verzweiflung brachte, war eine höchſt weiſe und treffliche Verordnung Joſephs, daß alle Predigten, ehe ſie gehalten wurden, einer eigens zu dieſem Zwecke beſtellten Cenſurbehörde mit aufgeklärten und vernünftigen Cenſoren unterzogen werden mußte. Nie war wohl eine Cenſur beſſer an ihrer Stelle; denn dergleichen Unſinn, wie er uns bis in die neueſte Zeit von vielen Kanzeln vorgetragen wurde, verdiente wohl vor Allen ein ſchonungsloſes damnatur. Das Köſtlichſte übrigens war, daß dieſe Verordnung nach ſtrengem kaiſerlichen Befehle von den Kanzeln verleſen werden mußte. Leider hielt ſich dieſe wohlthätige Zwangsmaßregel nur kurze Zeit und der ewige Antipode alles geſunden Sinnes, die neuere Cenſur, trat bald an deren Stelle ins Leben.

Eine Anekdote, welche früher ſchon in dieſem Buche vorkam, allein aus leidigen Cenſur-Rückſichten ganz verſtümmelt aufgenommen werden mußte, freue ich mich hier ganz in ihrer unverfälſchten Wahrheit geben zu können: Als im Monat Jänner 1784 die proteſtantiſche Kirche in Wien eingeweiht wurde, hatte man vergeſſen, für einen Betſchämel zu ſorgen, auf welchem der Prediger vor dem Altare das Evangelium leſen ſollte. Die Kirchenvorſteher ſchickten daher in das gerade gegenüber liegende, damals noch unaufgehobene Dorotheenkloſter und baten um Aushilfe. Die Patres, wie es bei den größtentheils ſehr vernünftigen Auguſtiner-Chorherren erklärlich war, zeigten ſich gerne dazu bereit und überſchickten den Betſchämel ihres kürzlich ver-

ſtorbenen Prälaten (Ignaz Müller). Kaum aber hatte der orthodoxe Cardinal Migazzi dieſen unſchuldigen Liebesdienſt erfahren, als auch die guten Dorotheer einen ſehr heftigen ſchriftlichen Verweis über ihre Willfährigkeit erhielten. Allein Joſeph ließ, ſobald er Kunde von dieſem Vorgang erhielt, dem Erzbiſchof alſogleich einen noch eindringlicheren Verweis wegen ſeines hyperorthodoxen Benehmens zuſtellen; die Dorotheer hingegen erhielten ein Dekret, worin ihr tolerantes Betragen nach Verdienſt gebilligt und belobt wurde.

Bei des Kaiſers Ankunft zu Mons (Bergen) in den Niederlanden verſammelte ſich die ganze Geiſtlichkeit, empfing ihn in einem feierlichen Zuge und eines ihrer Mitglieder bereitete ſich zu einer weitläufigen Bewillkommung vor. Joſeph, der, wenn es nicht ausdrücklich durch die Umſtände geboten war, durchaus keine ermüdenden Ceremonien liebte, winkte mit der Hand und ſagte, indem er weiter ging und die Herren verblüfft ſtehen ließ: Ich danke Ihnen, meine Herren, ſeien Sie meiner in Ihrem Gebete eingedenk.

Eben ſo wehrte er im Damenſtifte daſelbſt den Handkuß ab, womit ihn die Stiftsdamen beehren wollten. „Laſſen Sie das, meine Damen,“ ſagte er, „meine Hand iſt keine Reliquie.“

Das Joſephiniſche Preßgeſetz.

Unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt es um ſo intereſſanter, die Maßregeln Joſephs in Hinſicht auf die Preſſe zu wiſſen, als man ziemlich allgemein glaubt, der Kaiſer habe dieſelbe ganz frei gegeben. Dem iſt aber nicht ſo, ja er hob nicht einmal die Cenſur auf, ſondern beſchränkte nur deren Machtvollkommenheit und Willkür.

Und daran that er, seine Zeit in Rechnung gebracht, auch sehr wohl; wäre schon damals unbedingte Preßfreiheit gewesen, so würde man ganz von unsinnigen Broschüren und Libellen überschwemmt geworden sein, an welchen es leider ohnedieß nicht fehlte. Was eine vollständig freie Presse für erbauliche Früchte bringt, das haben wir in den letztvergangenen Sommermonaten mit Schaudern erlebt.

Indessen war es doch schon ein mächtiger Schritt des großen und erleuchteten Kaisers zur Aufklärung seiner Völker, welcher, nebst unendlicher Spreu, auch viele gute Früchte trug. Es ist nicht zu läugnen, daß es schon damals in den österreichischen Staaten Männer gab, die weit über ihr Zeitalter hinaus für Wahrheit und Licht strebten und wirkten, allein die frühere große Einschränkung der Presse trug die Schuld, daß Manches nur halb gesagt werden durfte, Anderes nur im verblümten Style vorgetragen wurde und halb oder gar nicht aufgefaßt wurde und das meiste Ersprießliche ganz verschwiegen blieb. Es ist wirklich eben so lächerlich als indignant, wenn man die Namen der noch unter Maria Thereſia hochverpönten Schriftsteller überblickt, wie weit vor Joseph die geistige Finsterniß gegangen ist, denn die meisten derselben hätte doch selbst unsere neuere scharfrichterliche Censur nicht anzutasten gewagt. Es befanden sich nämlich darunter: Abbt, Bürger, Bodmer, Home, Hutschinson, Jakobi (Philosoph); Iselin, Mendelssohn, Michaelis, Schröckh, Süßmilch und Sterne. Unter den damals verbotenen Einzelwerken waren Nicolai's Nothanker, Lessing's: Nathan der Weise und Young's Nachtgedanken ꝛc.

Der große Joseph, welcher schon seit seiner früheſten

Jugend dieſen Geiſtesdruck gehaßt hatte, trachtete daher gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung, denſelben aufzuheben und geſtaltete zu dieſem Zwecke die ganze Cenſur um, welche bisher faſt ausſchließend in den Händen intoleranter Mönche geweſen war. Zum erſten Präſes der von ihm neugeſtalteten Bücher-Cenſur ernannte er den Grafen Chotek, kaiſerlichen Hofrath bei der Hofkanzlei, einen ſehr gelehrten und humanen Mann; als Cenſoren wurden redliche und aufgeklärte Männer angeſtellt, wie z. B. Denis, Sonnenfels, Blumauer, Hägelin ꝛc.

Die Inſtruktion, welche der neugeſtalteten Bücher-Cenſur von dem Kaiſer ſelbſt vorgeſchrieben wurde, enthielt folgende zwölf Hauptpuncte:

1. Es kann nicht mehr als eine Bücher-Cenſur in den deutſchen und ungariſchen Hauptländern ſein.

2. Die Frage, ob man mehr irregehe, wenn ſich Bücher einſchleichen, die zu verbieten wären, als wenn man mit äußerſter Strenge viele gute zurückweiſet und einen der wichtigſten Handelsartikel dadurch ſperrt, wird dahin entſchieden, daß man gegen Alles, was ungereimte Zoten enthält und woraus die Gelehrſamkeit keine Aufklärung ziehen kann, ſtrenge; gegen Alles aber, wo Gelehrſamkeit, Kenntniſſe und ordentliche Sätze ſich befinden, um ſo mehr nachſichtig ſein ſoll, als erſtere Claſſe ohnehin nur von dem großen Haufen und ſchwachen Gemüthern geleſen wird, letztere aber ſchon vorbereiteten Gemüthern und denkenden Köpfen unter die Hände kommt. Bücher, welche ſyſtematiſch die katholiſche oder wohl gar die chriſtliche Religion überhaupt angreifen oder lächerlich machen wollen, werden auf keine Art geduldet. Proteſtantiſche und überhaupt ſolche Schriften, welche zur Ausübung der in der Monarchie ge-

dulderen Religion nöthig sind, können nicht verboten werden; doch ist darauf zu sehen, daß dergleichen Bücher, welche ihrem Inhalte nach selbst dem gemeinen Manne zum Unterrichte bestimmt sind, in den Provinzen, wo diese Religion nicht geduldet ist, nur gegen Zettel (erga Schedam) den dort sich aufhaltenden Glaubensgenossen vom Civil- und Militärstande gestattet werden; dort aber, wo die Mischung der beiden Religionen wirklich Statt hat, als in Ungarn, Schlesien ꝛc. mit nöthiger Vorsicht gegen Verschleppungen der Gebrauch derselben frei gelassen sein soll.

3. Kritiken, wenn es keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesherrn oder den geringsten seiner Unterthanen treffen, sind nicht zu verbieten, der Verfasser mag seinen Namen beisetzen oder nicht; um desto weniger jedoch, wenn er denselben beizusetzen für gut findet und sich also für die Wahrheit (wenigstens seiner Gesinnung) verbürgt. Jedem Wahrheitsliebenden muß es eine Freude sein, wenn ihm eine solche auf diese Weise zukommt. (Über diese Ansicht sprach sich Joseph einst selbst aus: „Sind die Kritiken schlecht, so werden sie von selbst fallen, sind sie gut, so können wir nur daraus lernen.“)

4. Ganze Werke, periodische Schriften ꝛc. sind wegen einzelner verfänglicher Stellen nicht zu verbieten, wenn nur das Werk selbst von Nutzen ist. Wenn jedoch eine periodische Schrift, auch als einfache Broschüre betrachtet, wirklich unter die verbotene Classe zu setzen wäre, so ist sie bloß den Abonnenten zu verabfolgen und selbst auch diesen zu verweigern, wenn sie Religion, Sitten, den Staat oder den Landesfürsten auf eine zu anstößige Weise behandeln.

5. Das juridische, medicinische, so wie das militärische Fach sind gar nicht zur Censur geeignet und sind die aus

dieſen Fächern vorkommenden Bücher, wie auch alle jene, welche bloß Wiſſenſchaften und freie Künſte zum Gegenſtande haben und mit Religion und Sitten nicht in Verbindung ſtehen, ununterſucht zu paſſiren; ausgenommen, wenn ſolche unter einem obſchon einfachen Titel weltkundig gefährliche und unduldbare Sätze enthalten, ſo wie die Broſchüren der Marktſchreier, Quackſalber und Alchymiſten. Desgleichen bleiben auch der Cenſur unterworfen: jene Schriften, welche das geiſtliche Recht und deutſche Staatsrecht behandeln, auch alle, welche unter dem Titel: „Vermiſchte Sammlungen oder Schriften,“ herauskommen.“

6. Was in das Staatsweſen einſchlägt, darüber müßte, wenn über fremde Höfe ärgerliche Sätze oder Schriften erſcheinen, die Entſcheidung der Staatskanzlei, an welche ſolche einzuſenden ſind, abverlangt und erwartet werden.

7. Der Gebrauch, jedem Reiſenden, ſo wie jedem nur von ſeinem Gute nach den Städten kommenden Inländer alle Koffer und Bettſäcke zu durchſuchen, und entweder ein gefundenes verbotenes Buch zum Verbrechen oder ein noch unbekanntes „zur Cenſur geeignet“ zu befinden, und alſo Jedermann ſein Eigenthum, bis darüber reſolvirt wird, Wochen und Monate vorzuenthalten oder auch ihn zu nöthigen, daß er ſolches zurückſchicke, iſt weder räthlich noch billig. Künftig ſtehen daher jedem Particulier ſeine Bücher frei, ausgenommen, er habe von einem Buche mehrere Exemplare oder ſei durch geheime Kundſchaften als ein mit Büchermäklern einverſtandener Einſchlepper bekannt, in welchem Falle er als ein wirklicher Mauthübertreter genau viſitirt und nach Umſtänden zur Strafe gezogen werden ſoll. Demzufolge wird ſich alſo die Cenſur lediglich

8. an die zum öffentlichen Verkaufe beſtimmten Bü-

cher, die sowohl bei Buchführern (Buchhändlern) als in öffentlichen Versteigerungen erscheinen, halten.

9. Die Polizei aber wird sich auf die heimlichen Buchmäkler, mit den Buchführern einverstanden, auf das Schärfste wachsam bezeigen.

10. Nach diesen Sätzen wäre der Catalogus prohibitorum (Verzeichniß von verbotenen Büchern) nochmals durchzugehen, um zu bestimmen, was noch verboten zu verbleiben habe oder was künftig zum Verkaufe gestattet werden könne; wobei sich's gleich entscheidet, daß alle Bücher, die dermalen nur gegen Schein erlaubt sind, als bloß gelehrte Schriften, künftig ganz frei gelassen werden, so wie denn die Distinction erga Schedam und continuentibus nicht mehr Statt haben, außer in dem Falle, wo wirklich Religions- und von Staatswegen verbotene Bücher gewissen Gelehrten und Bibliotheken erga Schedam abgegeben werden.

11. Die Censur wird vieler bisheriger Arbeit entladen und können sonach auch die Buchführer in den Provinzen von neuen Werken Exemplare leichter nach Wien einsenden. Den Manuscripten das Imprimatur vorzusetzen, können die Landesstellen in den Provinzen bevollmächtigt werden. Was aber erheblichere, in Gelehrsamkeit und Religion wesentlichen Einfluß habende Werke der neueren Buchdruckereien betrifft, so müssen solche, bevor sie das Imprimatur erhalten, der Censur zur Genehmigung vorgelegt werden, doch daß sie von einem dem Gegenstande gewachsenen Gelehrten ihrer Provinzen mit einem Attestate begleitet werden. Anschlagzettel, Zeitungen, Gebete ꝛc. werden von den Landesstellen einem ihrer Glieder zur kurzen Untersuchung und Begutachtung übergeben. Was aber Theater-

ſtücke betrifft, ſo werden, da dieſelben ſo ſehr Einfluß auf die Sitten haben, in den regulären Theatern der Provinzen keine aufzuführen geſtattet, als welche in Wien bereits die Erlaubniß, vorgeſtellt zu werden, erhalten haben.

12. Hieraus folgt, daß die ſämmtlichen gegenwärtigen Cenſur-Commiſſionen als gänzlich aufgehoben angeſehen werden müſſen und daher in Wien eine ganz neue von obbenannten Subjecten zuſammengeſetzte und nach einer, den beſtehenden Puncten angemeſſen zu verfahrenden Inſtruction operirende Commiſſion eintrete; die übrigen, ſowohl zu Wien als anderwärts unangeſtellt bleibende Individuen treten in ihre Ämter zurück und ſo wie dieſe der Cenſurarbeit überhoben ſind, ſo behält auch der Staat die für dieſelben ausgelegten Ausgaben, Zulagen und Beſoldungen.“

So weit die Hauptzüge des Joſephiniſchen Preßgeſetzes. Dieſe Erleichterungen trugen bald gute, mitunter aber auch manche böſe Frucht. Bald verbreitete ſich in Wien eine Fluth nichts ſagender Broſchüren und Schriften aller Art. Ein Sammler aller derſelben konnte ſich eine ziemlich anſehnliche Bibliothek anlegen. Aus allen Winkeln brachen unberufene Scribenten hervor und die Zahl der damals erſchienenen, zumeiſt werthloſen Flugſchriften ging in das Unendliche und erſtickte die wenigen, Zeit- und Fortſchrittgemäßen, werthvollen Bücher. Ihre Titel ſind zum Theile ſo ſonderbar, daß ich zur Beluſtigung meiner Leſer und als Beweis, wie man damals auch den geringfügigſten Stoff zum Inhalte einer Broſchüre ausbeutete, einige derſelben hier anführe: „Über die Begräbniſſe in Wien. — Man gebe den Juden, was ihnen gebührt.

— Über die Stutzer in Wien. — Handwerkergedanken über die Ärzte in Wien. — Mißbrauch der Handwerkergedanken über die Ärzte in Wien. — Fragment über die Einwohner Wiens. — Über die Stubenmädchen in Wien; welche wichtige Schrift eine beißende Replik, dann eine Duplik und endlich eine gleich unbedeutende Triplik hervorrief und bei welchem Streite sich sogar der geistreiche Rautenstrauch betheiligte. — Warnung wider die Schneider in Wien. — Über die Friseure in Wien. — Wohlmeinendes Sendschreiben an Se. päpstliche Heiligkeit Pius VI. — Wöchentliche Wahrheiten für und über die Frauenzimmer in Wien. — Religion und Priester. — Über Bordelle in Wien. — Eine Handvoll Nüsse. — Die Nabobs von Indostan gegen den Groß-Mogul. — Die Regierung des Hanswurst. — Das Handbillet des Hanswurst ꝛc. ꝛc.

Bald jedoch nahm als unvermeidliche Folge dieser unersprießlichen Produktivität die Lust zur Lecture und damit natürlich auch die Schreibluſt wieder ab. Schon 1788 standen in Wien mehr als die Hälfte der Anfangs in Überzahl errichteten Druckerpressen leer und die meisten der wie Pilze hervorgeschossenen Autoren mußten aus billigem Mangel an Anerkennung wieder verstummen. Die regellosen Übergriffe wurden auch so häufig, daß sich Kaiser Joseph selbst gezwungen sah, mehrmals die ertheilten Freiheiten wieder in etwas zu beschränken. Kurz, es ist nicht zu läugnen, Joseph's Zeitalter war noch keineswegs reif zu ungebundenem Ausfluße der Presse und, wenn die allgemeine Bildung nicht

gehoben wird, ſo möchte überhaupt die Zeit der Reife noch lange hinausgeſchoben bleiben.

Wenn wir die Maſſe der unter Joſeph entſtandenen Schriftſteller überblicken, ſo finden ſich darunter nur wenige, deren Name würdig auf die Nachwelt zu kommen verdiente und ſelbſt die ausgezeichnetſten Köpfe waren eben nicht die hervorleuchtendſten Genien der Literatur und werden von den Norddeutſchen bei Weitem übertroffen. Alxinger z. B. war ein wäſſriger Dichter und in ſeinen Heldengedichten: Doolin von Mainz und Bliomberis, nur ein matter Nachahmer Wielands. Ratſchky verfaßte nur ein, der damaligen deutſchen Literatur würdiges Werk, ſeinen Melchior Striegel, deſſen Tendenz jedoch jetzt veraltet und verſchollen iſt und Blumauer beſaß wohl, wie Jean Paul ſagt, eine reiche Quelle voll Salz, aber auch voll Schlamm.

Als einen merkwürdigen Beleg, wie Kaiſer Joſeph die Handhabung der Cenſur einleitete, diene zum Schluſſe folgendes

von Kaiſer Joſeph ſelbſt verbotenes Gedicht.

Es war dieß eine Ode an den Papſt, die im Jahre 1782 erſchien, großes Aufſehen erregte und von dem ſonſt ziemlich mittelmäßigen Dichter Leopold Haſchka verfaßt und nach dem Wortlaute des Titels, Joſeph II. zugeſungen war. Deſſen anticlerialiſcher Inhalt war aber ſelbſt dem erleuchteten und freiſinnigen Kaiſer zu ſtark, ſo daß er die Ausgabe verbot und den Verfaſſer, wie den Buchdrucker zur Strafe ziehen ließ. Um ſo minder durfte es in der nachfolgenden Zeit, wo die Cenſur wieder ſtrenger als je gehandhabt wurde, veröffentlicht werden und die Exemplare dieſer Broſchüre ſind bereits ſo äußerſt ſelten gewor-

den, daß ich nur mit vieler Mühe eines derſelben aufzutreiben im Stande war. Der Inhalt des Gedichtes aber, welcher um ſo intereſſanter ſeyn muß, als man denſelben früher nur flüchtig und mit gebotenem Tadel erwähnen durfte, iſt folgender:

„Im letzten Zwanzig dieſes Jahrhunderts
Soll, was der kühnſte Wünſcher kaum hoffte,
Durch Joſeph ausgeführt, befreiet
Deutſchland vom römiſchen Hofe werden.

Zwar ſann des Aufgangs Herrin und Niedergangs
Manch hundert Jahre, brennenden Stolzes darauf,
Die freie Wilde mit dem Schwerte
Zu bändigen oder mit der Flöte.

Doch eitel blieben ihre Triumphe ſtets,
Denn Herrmann ſchlug das eiſerne Halsgeſchmeide
Zu Trümmern endlich, daß in Winfeld
Tauſend bei Tauſend, den Abgeſandten

Die kecken Fäuſte bluteten, — bluteten,
Auguſtus bang den Führer vom Styx beſchwor:
„Die Legionen, Varus — Varus!
Bring mir zurück die Legionen.“

So, was einſt Rom, das alte, durch keine Kunſt
Des Krieges oder Friedens vermochte, that
Das neue Rom, das kleine Rom, der
Schatten des Schattens von jener Rieſin.

That's nicht durch Männer, thats durch Weichlinge,
That's nicht durch Klugheit, that es durch Schlauigkeit,
Blies aus ihr die Vernunft und warf das
Joch der Geblendeten rücklings über.

Zog an geweihtem Stricke die Taumelnde
Vor Christus Priester, welcher, versuchend erst
So leise, lose den Pantoffel
Ihr in den fehnigen Nacken setzte.

Bald fester eintrat und sich vom Schämel des
Altares, auf dem er saß, zum Altare selbst
Empor schwang, den der Pfaffen Hochmuth
Und der bethöreten Laien Irrwahn

Jetzt unter ihm mit tüchtigem Blasezeug
Zum Thron, um eine Staffel noch höher als
Die höchsten Throne aller anderen
Könige, Fürsten und Herren, auftrieb.

Da saß auf faulem Winde die windige
Symbolische Majestät nun und schmückte sich
Die Mütze; Himmel, Erde, Hölle
Trotzend, mit dreifacher Herrscherkrone.

Und faßte frech den goldenen Kreuzstab an,
Schrieb allen Welten seine Gesetze vor,
Verkaufte Segen und Indulte,
Wucherte jüdisch mit Sakramenten.

Tagdingte Nationen vor seinen Stuhl,
Zertheilte Reiche, spendete Scepter aus,
Verhetzte Unterthanen, Kinder
Wider den eigenen Landesherren, Vater.

Erfand ein fernhintreffendes Fluchgeschoß
Das von so manchem Scheitel die Krone warf,
Trompetete zu Bruderschlachten,
Zündete Wälder an und briet Menschen.

Ja, fiel in seinem Unsinn dem Ewigen
Selbst in die Wage, welcher die Todten prüft,

Und wägte Gott nach, wägte Gott vor,
Tollkühn verdammend und segensprechend.

Und Du! Du wärst Statt Christus, der Demuth ganz
Nur einer Wohlthat lebte, deß Reich nicht war
Von dieser Welt? — Ha! nicht statt Christus,
Gieriger, blutiger, stolzer Mönch du!

Wach' auf, mein Kaiser! zwar daß dein Vaterherz
Noch da wir träumten, über uns wachte,
Ihr Thun dein Adleraug bespähte,
Eh es Kometen vom Himmel ihnen

Verriethen, zeigen deine Verordnungen,
Aus welchem helle, muthige Weisheit strahlt,
Da wir frohlocken, da Europa
Staunet, die schielende Babel knirrschet.

Vollbring es denn, was du so schön begannst,
Was deines Stammes keiner vor dir durft,
Was nach dir Keiner mehr wird können,
Du nur allein zu vollbringen werth bist.

Vollbrings und laß nicht päpstliche Listigkeit
Ihr Augendienen, ihren geschmiegten Stolz
Ihr Meuchellächeln, ihren frommen
Dolch im gerechtesten Schritte dich hemmen.

Zerstöre jene müssige Lüge von
Des großen Täuflings Schenkung, vernichte
Die Decretalen, spreng auch unsere
Kette, die hierbevor Niederdeutschland

Selbst abgeschüttelt, beug das unchristliche
Apostelhaupt, erlöse dein Vaterland,
Sei ganz, was du bisher zur Hälfte
Hießest, sei römischer, deutscher Kaiser!

Dankweinend wird dich küssen Germania
Auf ihrer Berge Rücken dir Male bauen,
Und stets mit Hermann Joseph, ihren
Zweiten Befreier, im Liede preisen.

Durch dieses Gedicht kam Haschka, wie erwähnt, in Ungnade und erlangte erst nach Jahren die Gunst des Hofes wieder, als er für Joseph Haydn's schöne Composition die bekannte Volkshymne „Gott erhalte“ gedichtet hatte. Noch ist zu bemerken, daß 1783 eine Ode unter dem Titel erschien: „An Haska, dem Schänder des Mönchthums,“ mit dem Motto: „Psallimus et luctamur“ (im Heumonde 1783), die sich in niedrigen Schmähungen über Haschka's Privatleben verbreitete und dessen Inhalt deutlich bemerken ließ, daß sie aus der Feder eines fanatischen Mönches geflossen sei. Sie ist jedoch in poetischer Hinsicht so ganz bedeutungslos, daß es verlorne Tinte wäre, sie mitzutheilen. Indessen ist diese Gelegenheit zu lockend, um nicht eines der schönsten Gedichte Grillparzers von ähnlicher Tendenz, jedoch bei Weitem mehr poetischer Kraft, mit des verehrten Dichters ausdrücklicher Einwilligung, hier aufzunehmen, welches in einem Jahrgange des Taschenbuches „Aglaja“ durch ein unbegreifliches Übersehen des Censors bereits abgedruckt war, hinterher aber confiscirt wurde und das unseren größten vaterländischen Dichter ebenfalls Unannehmlichkeiten verursachte, so wahr und treffend auch der Inhalt desselben ist. Es ist wohl allerdings etwas heterogen, dieses Gedicht in ein Buch aufzunehmen, welches sonst ausschließend von Kaiser Joseph handelt, allein mich dünkt, da hier überhaupt die Rede von den Preßzuständen in Österreich ist, so stehe es wohl an seinem Platze. Auch wurde es seit jener Confiscation nirgends wieder ver-

öffentlicht und darum hoffe ich, der Leſer werde gerne in Hinſicht auf deſſen Werth und Intereſſe eine kleine Deviation vom eigentlichen Wege verzeihen. Das ſchöne Gedicht lautet wie folgt:

Alt und Neu Rom.

Seid gegrüßt ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt,
Obgleich nur noch Mondenſchimmer
Einer Sonn' die nicht mehr iſt.
Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wiſſen, was ihr wart,
Was ihr ſeid, brauchts nicht zu nennen,
Da die Schmach auch gleich gepaart.

Eintrachtstempel, du der erſte,
Der ſich meinem Blick enthüllt,
Deine letzte Säule berſte,
Schlecht haſt du dein Amt erfüllt.
Sollteſt deine Brüder hüten,
Warſt als Wächter hingeſetzt,
Und du ließeſt Zwietracht wüthen,
Die ſie fällt' und dich zuletzt.

Jupiter, aus deinem Tempel,
Stator — der zu ſtehn gebeut,
Brich' des Schweigens Sklavenſtempel,
Heiß ſie ſteh'n — die neue Zeit!
Doch umſonſt hier iſt dein Walten,
Du ſtehſt ſelber nur mit Müh',
Unaufhaltſam geh'n die Alten
Und das Neue über ſie.

Warum in dieß Feld der Leichen
Ist Septimius Sever
Eingang, dieß dein Siegeszeichen?
Ausgang dünkt es mich vielmehr.
Als den Letzten, der's zu fassen,
Wenn auch nicht zu thun verstand,
Sei ein Plätzchen dir gelassen,
Doch nicht hier am äußern Rand.

Titus — nicht dem Ruhm, dem Frieden
Bautest du dein Heiligthum,
Doch dir ward, was du vermieden,
Jeder Stein spricht deinen Ruhm. —
Auch den Frieden in dem Munde,
Ging ein Andrer drauf ins Haus *),
Doch der Frieden zog zur Stunde
Aus dem Friedenstempel aus.

Curia, die aus ihren Thoren
Krieg der Welt und Frieden ließ,
Harrst du deiner Senatoren?
Einer doch ist dir gewiß.
Sieh ihn stehn, dort an den Stufen
Bei dem Mann im Priesterkleid **);
Sieh, er kommt, wird er gerufen
Und er geht, wenn man gebeut.

Sieh des Purpurs reiche Falten,
Majestätisch steht er da! —
Ja, du suchst noch deine Alten? —
Schließ die Pforten, Curia!

---

*) Constantin.

**) Die römische Senators-Würde besteht noch als Ehrenamt.

Unten such', die unten wohnen,
Wir sind oben leicht und froh,
Rom hat nur noch Ciceronen,
Aber keinen Cicero.

Hat der Bruder dich erstochen,
Remus, mit dem reichen Sinn?
Sieh vom Schicksal dich gerochen,
Er, sein Reich, gleich dir, dahin.
Dort in seines Tempels Hallen,
Wie in einem Mönchezug
Horch! des Küsters Glöcklein schallen,
Dünkt die Rache dir genug?

Roma, Venus — Schönheit, Stärke,
Pulse ihr der alten Welt,
Hier inmitten eurer Werke
Eure Tempel aufgestellt *).
In Ruinen Schönheit prangen?
Kraft in Trümmern, wank und schwach?
Was ihr zeugtet, ist vergangen,
Folget euern Kindern nach!

Dort der Bogen klein und enge
Schwach gestützt und schwer verletzt,
Wem von all' der Heldenmenge
Ward solch ärmlich Mal gesetzt?
Titus! — O so laßt es fallen,
Denn, ob's auch zusammenbricht,
So lang Menschenherzen wallen,
Brauchst du Titus, Steine nicht.

*) Ein einziger Tempel umschloß die Zellen der Venus und Roma.

Hoch vor Allen, sei verkläret,
Constantin, dein Siegesdom!
Mancher hat manch' Reich zerstöret,
Aber du das größte — Rom.
Über Roma's Heldentrümmern
Hobst du deiner Meinung Thron,
An der Meinung magst du schimmern,
Die Geschichte spricht dir Hohn *).

Mit dem Raub von Trajan's Ehren,
Hast du frech dein Werk behängt,
Trajan kann des Schmucks entbehren,
Er lebt ewig, unverdrängt.
Aber eine Zeit wird kommen,
Da zerstäubt geraubte Zier,
Da erborgter Schein verglommen,
Wer spricht dann noch mehr von dir?

Colloſſeum! — Rieſenſchatten
Von der Vorwelt Machtkoloß,
Liegſt du da in Todsermatten,
Selber noch im Sterben groß!
Und damit, verhöhnt, zerſchlagen
Du den Martertod erwarbſt,
Mußteſt du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrliche, du ſtarbſt.

Thut es weg, dieß heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir,
Überall — nur bei den Leichen,
Üb'rall ſtehe, nur nicht hier.

*) Der Siegesbogen von Titus und Conſtantin ſtehen nicht entfernt von einander, das letztere iſt ungleich beſſer erhalten.

Wenn ein Stamm ſich losgeriſſen
Und den Vater mir erſchlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küſſen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Colloſſeum, die dich bauten,
Die ſich freuten um dich her,
Sprachen, in bekannten Lauten,
Die's verſtanden, ſind nicht mehr.
Deine Größe iſt gefallen,
Und die Großen ſinds mit ihr,
Eingeſtürzt ſind deine Hallen,
Eingebrochen deine Zier.

O ſo ſtürzt denn ganz zuſammen
Und ihr Andern, ſtürzet nach,
Decket Erde, Fluthen, Flammen
Ihre Größe, ihre Schmach!
Hauch' ihn aus, den letzten Odem,
Rieſige Vergangenheit!
Flieh dahin — auf flachem Boden
Geh' die neue, flache Zeit.

„Kaiſer Joſeph vor Minos Richterſtuhl."

Dieß iſt der Titel einer kurz nach Joſeph's Tode erſchienenen, vortrefflichen Broſchüre, in welcher mehre intereſſante Characterzüge dieſes Monarchen vorkommen, wovon ich beſonders die geſunden Anſichten des Verfaſſers über Kirche, Cenſur und Adel hervorheben will, theils, weil ſie gerade in den von mir beobachteten Geſchichtsgang der damaligen Zeit, dann aber auch als Fingerzeig für neuere Beſtrebungen paſſen. Es heißt darin unter andern:

»Joſeph war durchaus kein Feind der Geiſtlichkeit und der Kirche. Wer, wie er, ſo viele neue Seelſorger anſtellte, ſo viele neue Kirchen baute, kann unmöglich ein Feind der Geiſtlichkeit und der Kirche geweſen ſein. Er hob allerdings viele Klöſter auf; allein er errichtete dafür ſo viele neue Pfarren, ſo viele nützliche Schulen, ſo viele Seminarien von trefflichen Seelenhirten und Volkslehrern, daß die wahre Religion dadurch weit mehr gewann, als verlor. Ich will nicht ſagen, daß vielen Mönchen und Nonnen durch ihre Aufhebung eine große Wohlthat geſchah, denn auch das paſſive Wohlleben hat ſeine großen Reize; aber man ſah doch viele Seufzer des Dankes aus Mönch- und Nonnenherzen für dieſe Aufhebung zum Himmel ſteigen. Er riß, wie man ihm vorwerfen wollte, keine Güter Gottes an ſich; ſondern brachte bloß Schätze, welche falſche Frömmigkeit dem allgemeinen Umlaufe entzogen hatte, wieder in Circulation und erfüllte dadurch recht eigentlich die göttlichen Abſichten. Er belegte die Geiſtlichkeit mit Steuern, aber nur die vermöglichere, weil er es unbillig fand, daß der arme Taglöhner zu den allgemeinen Staatsbedürfniſſen beitrage, während die reiche Geiſtlichkeit nichts dazu ſteuerte. Wenn er ſo viele Wallfahrten und Bruderſchaften aufhob, ſo geſchah es bloß, weil ſie entweder an ſich ſelbſt Mißbräuche waren oder doch zu Mißbräuchen, Unordnungen und ſogar ärgerlichen Auftritten Anlaß gaben.

Die Preßfreiheit war nur ein geraubtes Gut, das er ſeinem Volke zurückgab und das ſeine weiſen Nachfolger demſelben nie wieder entziehen werden (sic). Das Recht frei zu denken, iſt mit dem Rechte frei zu reden verbunden; ſo wie uns aber der natürliche Wohlſtand hier die Gränzen des Anſtändigen

und Unanständigen vorschreibt, so zeichnete auch Joseph seiner Preßfreiheit die weisesten Gränzlinien vor. — Und angenommen, daß diese Preßfreiheit auch einige sogenannte Freidenker machte, so sind doch hundert Freidenker der moralischen und physischen Welt bei Weitem nicht so schädlich, als ein einziger heuchlerischer Dummkopf.

Auch die Toleranz war nur ein geraubtes Gut, das Joseph der Menschheit zurück gab. Wenn der Schöpfer der Welt es duldet, daß ihn Menschen auf verschiedene Weise verehren, warum sollten Fürsten der Erde diese verschiedenen Religionsmeinungen, den verschiedenen Gottesdienst nicht dulden?

Joseph war auch kein Feind des Adels, allein er schätzte ihn nur in so weit, als er mit dem Vorrechte der Geburt persönliche Verdienste verbunden wissen wollte. Wenn er hier und da dem bürgerlichen Verdienste den Vorzug gab, so war das nur ein heilsamer Sporn für den Adel, sich ebenfalls Verdienste zu erwerben ꝛc.“

Gewiß ist gegen diese Ansichten nichts Stichhältiges einzuwenden und dennoch mußten es Zeit und Umstände fügen, daß in weniger als 20 Jahren keine Spur mehr von diesen weisen und echt menschlichen Verfügungen Josephs übrig war.

Josephs Ansichten über die Jesuiten, in zwei Briefen.

1. An Choiseul, Duc und Pair, wie auch Staatssecretär in Frankreich.

Monsieur!

Für Ihr Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterstützung könnten sie, wenn ich Regent wäre, rechnen und meinen Beifall in Hinsicht auf die Jesuiten und des Plans zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen.

Auf meine Mutter aber rechnen Sie nicht sehr, die Anhänglichkeit an diesen Orden ist in der Familie des Hauses Habsburg erblich geworden; Clemens XIV. hat selbst davon Beweise.

Indeß ist Kaunitz Ihr Freund, er vermag Alles bei der Kaiserin und hält es in Ansehung der Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal und er ist ein Mann, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt.

Choiseul! ich kenne diese Leute so gut wie irgend Einer; ich weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt; ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Cap Finisterre bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren.

In Deutschland waren sie Mandarins; in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter; in Spanien und Portugal Grandes der Nation und in Paraguay Könige.

Wäre mein Großonkel, Joseph der I., nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagrides, Aveiros und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Er kannte sie aber vollkommen und als das Synedrium des Ordens seinen Beichtvater einst im Verdachte der Redlichkeit hatte, daß dieser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser, als an den Vatikan bewies, so wurde derselbe nach Rom citirt. Er sah sein ganzes grausames Schicksal voraus, wenn er dahin mußte und bat den Kaiser, es zu verhindern. Umsonst war Alles, was der Monarch that, um diesen Schritt abzuwenden. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofes die Entfernung des Beichtvaters. Aufgebracht über diesen Despotismus Roms erklärte der Kaiser nun, daß, wenn dieser Priester ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft reisen solle und daß ihn alle Jesuiten in den österreichischen Ländern dahin begleiten müßten, von denen er aber keinen wieder sehen wolle. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Plane abgehen.

So war es einst, Choiseul! ich sehe voraus, daß es anders werden muß.

Adieu, der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich und für das Heer Ihrer Freunde.

Im Jänner 1770.

Joseph.“

2. An den Grafen von Aranda, Grand von Spanien, Minister-Präsident von Castilien, dem Gesandten in Frankreich.

Monsieur!

Clemens XIV. hat sich durch die Abolition der Jesuiten einen fortdauernden Ruhm erworben. Er hat die Existenz dieser Sybillen des Apostolates von der Erde verbannt und ihr Name wird künftig nur in der Geschichte der Streitigkeiten und des Jansenismus erwähnt werden *).

Ehe sie in Deutschland bekannt wurden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie haben sie zum empörenden Bilde umgeschaffen, zum Gegenstande ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt.

Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europa's entwarf, die eine Universal-Herrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben suchte und in diesem Gesichtspuncte Alles dem infalliblen Senate des Vatikans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Thuiscons sein.

Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerke ihrer Plane gemacht.

Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges erdulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich (III. u. IV.)

*) Leider war dem nicht so, denn Pius VII. stellte den Orden höchst überflüssig wieder her.

um Leben und Krone gebracht und sie sind die Urheber des abscheulichen Edictes von Nantes *) geworden.

Der wichtige Einfluß, den sie über die Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. Ferdinand II. und Leopold I. sind ihre Gönner bis zum letzten Hauche ihres Lebens gewesen.

Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilungen der größten Würden im Staate, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen; Alles war ihrer Leitung anvertraut. Man weiß zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Plane sie ausgeführt und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben. Es ist mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Clemens die Minister der bourbonischen Höfe und Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. Die Nachwelt wird einst deren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihnen in dem Tempel des Ruhmes Altäre errichten.

Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich jene Menschengattung hassen, die einen Fenelon verfolgt und die Bulle in coena Domini hervorbrachte, die so viel Verachtung für Rom erzeugte. Adieu.

Wien im Juli 1773.

Joseph.

---

*) Eigentlich dessen Aufhebung durch Ludwig XIV. 1685. Das Edikt erließ Heinrich IV. 1598 und es gestattete den Reformirten die freie Religionsübung. Durch die Aufhebung desselben verlor Frankreich durch Auswanderung Tausende der bravsten und gewerbfleißigsten Einwohner.

Josephs Ansichten über gelehrte Fürsten.

Brief an den Freiherrn Gerard van Swieten.

Mon cher!

Ich weiß nicht, wie einige Monarchen auf die Kleinigkeiten gerathen sind, sich literarische Vorzüge zu erwerben; eine Art von Geist darin zu suchen, wenn man Verse macht oder einen Riß zu einem Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Palladio sein soll.

Zwar sehe ich wohl die Obliegenheiten ein, daß die Könige im Reiche der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein sollen; daß man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äußerst unnöthig.

Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssecte geworden, die sich damit beschäftigt, Memoiren, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben.

Die Kaiserin Rußlands (Katharina II.) folgte ihm nach, las Voltaire und schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann einige Oden an ihre Alciden; Stanislaus Lescinski aber Friedensbriefe, endlich der König von Schweden (Gustav III.) Briefe im Tone der Freundschaft.

Die Veranlassungen dazu sind eben so sonderbar als die Producte ihres Geistes. Der König von Preußen fing seine akademischen Beschäftigungen zu Rheinsberg an, wohin ihn sein Vater exilirte und wo er kaum wie ein Oberster meiner Armee leben konnte. Als er König wurde, setzte er seine gelehrten Bestrebungen fort; gleich versammelte sich

eine Menge französischer Champions um ihn und sie besangen seine Siege in Schlesien, d. h. die Eroberung eines Landes, das zwei Infanterie-Regimenter zur Besatzung hatte und das er mit 40,000 Mann überschwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde Verse zu machen, an, mit Voltaire Freundschaft zu stiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert, wieder getrennt und endlich bis zu dem Tode des Uhrmachers von Ferney *) fortgesetzt wurde.

Die Kaiserin von Rußland unternahm es aus Stolz, sie suchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen; das Übrige thaten Zeit und Umstände, Freundschaft und Leidenschaft und eine Portion Eitelkeit mitunter.

Stanislaus war ein gutgesinnter Mann, er träumte, wie der Abbé St. Pierre und hätte, wäre es möglich gewesen, von seinem Luneville aus der ganzen Erde Friede geboten. Die Majestät aus Stockholm hatte andere Absichten; ward in Frankreich mit Würde empfangen und schrieb nach seiner Zurückkunft so zierliche Briefe nach Paris und an den Hof zu Versailles, daß man ihm das Compliment zu machen genöthigt war: außer einem Könige wäre er auch ein sehr liebenswürdiger Privatmann.

Sehen Sie, so denke ich über diese Gegenstände. Wir sind weder die großen Griechen noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reiches und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schreiben; ich habe gelesen, um mich zu unterrichten, ich bin gereist, um meine Kenntnisse zu erweitern, und indem ich die

*) Voltaire war bekanntlich der Sohn eines Uhrmachers und ein Joseph's Liebling.

Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen größern Dienst als wenn ich und einer derselben an einem Pulte Sonnette faselten. Adieu.

Wien im December 1781.

Joseph.

Ueber Josephs Reformen in Kirchensachen.

1. Breve des Papstes Pius VI. an Kaiser Joseph.

Es hat uns unser geliebter Sohn Franziscus, des heil. röm. Stuhles Cardinal Herzan, Euer Majestät bevollmächtigter Minister bei uns, am 9. des Novembermonates 1781 das geneigte Schreiben vom 6. October überreicht, welches Euer kaiserliche Majestät an uns zu erlassen geruht haben. Aus diesem haben wir mit vieler Gemüthskränkung ersehen, daß alle unsere, so dringend gethanen Bitten und Vorstellungen, daß Eure kaiserliche Majestät den apostolischen Stuhl in dem ältesten Besitzrechte der Bisthümer, Abteien und Präpositoren in der Lombardie nicht zu beunruhigen, nichts haben wirken können; sondern daß Eure kaiserliche Majestät sich vorgenommen, sich die Vergebung derselben, als zu der höchsten Gewalt gehörig, selbst zuzueignen. Wir sind, geliebter Sohn in Christo, keineswegs gesonnen, uns mit Eurer kaiserlichen Majestät in irgend eine Art solcher Streitigkeiten einzulassen, die in dem mittlern Zeitalter erregt worden sind, weil in der Folge und nach hergestellter Ruhe die Kirche wieder in den Besitz ihres Rechtes und der Disciplin gesetzt worden ist, welche auch die Concilien und selbst die öcumenischen, stets bestätigt haben. Von diesen Streitigkeiten

iſt unſer Gemüth gänzlich entfernt und es verabſcheuet dieſelbigen; vielmehr iſt es von jener väterlichen Liebe erfüllt, die wir uns allezeit gegen Euer kaiſerliche Majeſtät vorgeſetzt haben. — Wir ſind daher von der brennendſten Begierde entflammt, mit Eurer kaiſerlichen Majeſtät freundlich und freundſchaftlich, wie ein Vater mit ſeinem Sohne, über dieſe und viele andere Dinge, die ſeit Anfange der Regierung Eurer Majeſtät vorgekommen ſind, und die uns in den bitterſten und anhaltendſten Schmerz verſetzt haben, in Unterhandlung zu treten. Da wir aber vorher wiſſen, daß dieſe Unterhandlungen einen ſehr ungewiſſen Erfolg haben würden, wenn nicht Mund gegen Mund ſpricht, ſo haben wir uns entſchloſſen, uns zu Eurer kaiſerlichen Majeſtät nach Wien zu begeben, ohne uns die Länge und Beſchwerlichkeit der Reiſe, unſer zunehmendes Alter und unſere geſchwächten Kräfte davon abhalten zu laſſen. Es wird uns dabei der große Troſt aufrichten, Eure kaiſerliche Majeſtät anzureden und derſelben die Bereitwilligkeit unſeres Herzens zu erkennen zu geben, Euer Majeſtät gefällig zu ſeyn und die Angelegenheiten der Kirche mit den Gerechtſamen Eurer kaiſerlichen Majeſtät zu vereinbaren. Deswegen erſuchen wir Eure kaiſerliche Majeſtät höchſt inſtändig, daß Euer kaiſerliche Majeſtät geruhen wolle, dieſe Geſinnungen als einen Beweis unſerer beſonderen Hochachtung anzunehmen, wodurch wir mit Euer kaiſerlichen Majeſtät alle Pflichten der Liebe, der Gewohnheit und der Nothwendigkeit zu vereinigen wünſchen. Dies erbitten wir von Euer kaiſerlichen Majeſtät, nicht um unſerer Privatabſichten, ſondern wegen der gemeinſchaftlichen Sache der Religion, welcher Eure Majeſtät eben ſo ſehr mit Ihrem Schutze, als Wir mit unſerer apoſtoliſchen Ver-

waltung verbunden sind. Wenn Euer kaiserliche Majestät dieses thun und der Kirche Gottes ihren Schutz angedeihen lassen, welche darum bei Euer kaiserlichen Majestät zur jetzigen Zeit besonders fleht, so werden Euer kaiserliche Majestät dadurch Dero Ansehen, Glückseligkeit und Ruhm gar sehr befördern. Auf daß Gott Euer kaiserliche Majestät durch seine Gnade alle diese Gesinnungen und Handlungen ins Herz geben möge, darüber ertheilen wir auf das Liebreichste unseren päpstlichen Segen und wünschen Euer kaiserlichen Majestät und Dero Kaiserin und dem ganzen österreichischen Hause die göttliche Gnade.

Gegeben zu Rom, den 15. December 1781, im siebenzehnten Jahre unserer Regierung.

„Pius."

---

2. Antwort des Kaisers auf dieses Breve.

„Da Ihre Heiligkeit den Entschluß gefaßt haben, sich nach Wien zu begeben, so kann ich Sie versichern, daß Sie mit der Ihrer Würde übereinkommenden Verehrung und Ehrfurcht empfangen werden sollen. Wären aber die zwischen uns obwaltenden Angelegenheiten, in Ansehung deren ich schon zum Theil feste Entschlüsse gefaßt habe, der Hauptbeweggrund Ihres Entschlusses, so würde solches überflüssig sein. Ich richte mich bei meinen Entschlüssen nach Vernunft, Billigkeit, Menschenliebe und Religion. Ehe ich mich entschließe, einen oder den andern derselben auszuführen, ziehe ich jederzeit vorher kluge, rechtschaffene und erleuchtete Personen zu Rathe, welche von den zu verhandelnden Angelegenheiten die erforderlichen Kenntnisse besitzen. Übrigens versichere ich Eure Heiligkeit, daß ich

für dieſelben und für den heiligen Stuhl als ein wahrer katholiſcher und apoſtoliſcher Chriſt mit der vollkommenſten Ehrfurcht erfüllt bin. Ich erbitte mir Ihren väterlichen Segen und nenne mich ꝛc.

Joſeph."

---

3. An den Cardinal Herzan, kaiſerlichen Miniſter in Rom.

„Herr Cardinal!

Seit dem ich den Thron beſtieg und das erſte Diadem der Welt trage, habe ich die Philoſophie zur Geſetzgeberin meines Rechtes gemacht. In Folge ihrer Logik wird Öſterreich eine andere Geſtalt bekommen, das Anſehen der Ulemas wird eingeſchränkt werden und die Majeſtätsrechte werden wieder in ihr erſtes Anſehen kommen. Es iſt nothwendig, daß ich gewiſſe Dinge aus dem Gebiete der Religion entferne, die nie dahin gehört haben.

Da ich den Aberglauben und die Saducäer verachte, ſo will ich mein Volk davon befreien. In dieſer Abſicht werde ich die Mönche verabſchieden, die Klöſter derſelben aufheben und ſie den Biſchöfen ihres Bezirkes unterwerfen.

In Rom werden ſie das für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird laut rufen: „die Herrlichkeit Israels iſt gefallen;" man wird darüber Klage anſtellen, daß ich dem Volke ſeine Tribunen wegnehme und zwiſchen den Begriffen von Dogmen und Philoſophie eine Gränzlinie ziehen, noch mehr aber darüber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Genehmigung von dem Knecht der Knechte Gottes habe.

Allein wir haben dieſen Dingen den Verfall des menſchlichen Geiſtes zu verdanken. Wie wird es ein Diener des Altares zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört; wenn er ihm keine andere Beſchäftigung, als das Evangelium allein läßt und wenn er es durch Geſetze verhindert, daß die Kinder Levi mit dem Menſchenverſtande kein Monopol trieben.

Die Grundſätze des Monachismus ſind von Pachomius *) an bis auf unſere Zeiten dem Lichte der Vernunft gerade entgegen geweſen; ſie kamen von der Hochſchätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung ſelbſt, ſo, daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben ſehen, welche gen Bethel gingen, um goldene Kälber anzubeten.

Dieſe unrichtigen Begriffe von Religion verbreiteten ſich auch auf den gemeinen Mann, er kannte Gott nicht mehr und hoffte Alles von ſeinen Heiligen.

Die Rechte der Biſchöfe, die ich wieder einſetzen werde, müſſen die Denkungsart des Volkes zum Theile mit umſchaffen; ich werde dem gemeinen Manne ſtatt des Mönchs den Prieſter; ſtatt der Romane der canoniſirten Leute das Evangelium und im Religionsunterſchiede die Moral predigen laſſen.

Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien ſind Pflegeſchulen für meine Prieſter; die Seelſorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geiſt mit in die Welt und theilen ihn durch einen weiſen Unterricht dem Volke mit.

*) Bekanntlich der Gründer aller Mönchsklöſter.

So werden nach einem Zeitraume von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht habe, die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, welche sie Gott, dem Vaterlande und ihren Nebenmenschen schuldig sind; — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermüthigen Rom befreit, die Priester in die Gränzen ihrer Pflicht zurückgewiesen und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterlande allein unterworfen haben.

Wien im October 1781.

Joseph."

---

4. An Papst Pius VI.

„Heiliger Vater!

Der Religionsfond in meinen Staaten ist nicht dazu bestimmt, daß er ein Denkmal meiner Regierung allein werde, wie man sich in Rom zu sagen erlaubte, sondern daß er eine Wohlthat für meine Völker sei und da seine Existenz, so wie das Mißfallen, das man darüber bezeigte, in das Reich der Geschichte gehört, so wird er ohne unser Zuthun auf die Nachwelt kommen und folglich ein Monument werden, das aber, wie ich hoffe, nicht das einzige meiner Zeit sein wird.

Die unnützen Klöster habe ich, so wie die noch unnützeren Bruderschaften aufgehoben, den Fond derselben zum Unterhalte der neuen Pfarreien und eines verbesserten Unterrichtes in Schulen bestimmt und außer der Verwaltung, die ich nothwendig durch Staatsbeamte besorgen lassen muß, hat der Fond des Staates und jener der

Kirche bei mir nicht die geringste Gemeinschaft. Ein Factum muß man erst aus dem Gesichtspuncte der Bestimmung, die Wirkungen des Factums aber nach dem Erfolg beurtheilen, der sich erst binnen einigen Jahren offenbaren kann. Aber ich sehe wohl, man hat in Rom die Logik nicht, deren man sich in meinen Staaten bedient; deswegen so viele Disharmonie zwischen Italien und dem deutschen Reich. Wenn sich Eure Heiligkeit die löbliche Mühe genommen hätten, sich über das, was in meinen Staaten vorgekehrt wird, aus denjenigen Quellen zu unterrichten, die dazu bestimmt sind, so würde vieles unterblieben sein, aber es gibt Leute in Rom, die es so wollen, daß es noch länger Finsterniß auf unserer Halbkugel gebe.

Dieß ist ein kurzer Inbegriff von den Ursachen meiner Anordnungen und von der Veranlassung dazu; ich hoffe, daß Sie mich meiner Kürze wegen für entschuldigt halten; es gebricht mir an Zeit und zugleich auch an der Fähigkeit, ein Thema zu schreiben von einem so weitläufigen Inhalte, wie sie gewöhnlich in einem römischen Museum sind. — Ich bitte Gott, daß er sie noch lange für seine Kirche erhalte, und einen seiner Engel vor Ihnen hergehen lasse, der Ihnen den Weg hienieden bereite.

Dero

gehorsamster Sohn in Christo

Joseph.

Wien im Juli 1784.“

5. An den Erzbiſchof von Salzburg, Rupertus des frommen Volksbekehrers würdigem Nachfolger.

„Mon prince!

Die Angelegenheiten des deutſchen Reiches habe ich ſeit dem Tode meines Vaters, ſo wie das Kriegsweſen lange Zeit ſchon allein beſorgt. An der Seite der erſten ſind eine außerordentliche Anzahl von Reichsgeſetzen und der Reichsvicekanzler Colloredo meine Unterſtützung geweſen. Das zweite überſieht mein Lacy, einer der vortrefflichſten Generale unſerer Zeiten; ſeine großen Talente ſind ein Bürge für den Wohlſtand meiner Heere und für die Sicherheit des Reiches.

Aber die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umſchaffung ohne Weiterem. Ein Reich, welches ich beherrſche, muß nach meinen Grundſätzen regiert; Vorurtheil, Fanatismus, Partheilichkeit und Sclaverei des Geiſtes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angebornen Freiheiten geſetzt werden.

Das Mönchthum hat in Öſterreich allzuſehr überhand genommen; die Anzahl der Stifte und Klöſter iſt zum Außerordentlichen empor geſtiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieſer Leute beinahe kein Recht über ihre Perſonen gehabt und ſie ſind die gefährlichſten und unnützeſten Unterthanen in jedem Staat; da ſie ſich der Beobachtung aller bürgerlichen Geſetze zu entziehen ſuchen und bei jeder Gelegenheit ſich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden.

Mein Staatsminiſter, Freiherr von Koeſel, der aufgeklärte van Swieten, der Prälat Rautenſtrauch

und noch einige andere Männer von bewährten Kenntniſſen werden zur Hofcommiſſion verordnet, die ich zur Aufhebung der unnöthigen Mönchs- und Nonnenklöſter niedergeſetzt habe und ich kann von ihrem Eifer für die gute Sache und für die Anhänglichkeit an die Krone alle guten Dienſte erwarten, die ſie dem Vaterlande damit leiſten werden.

Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggeriſſen, wenn ich Andromachens Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrſtühlen meiner Univerſitäten verbannt und den bloß beſchaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeſchaffen habe, dann werden einige von der jetzigen Zelotenparthei anders von meinen Reformen raiſoniren.

Ich habe ein ſchweres Geſchäft vor mir, ich ſoll das Heer der Mönche reduciren, ſoll die Fakirs zu Menſchen bilden, ſie, vor deren geſchornem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt und die ſich eine größere Herrſchaft über das Herz der Bürger erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menſchlichen Geiſt machen konnte.

Wien im Februar 1781.

Joſeph.“

---

6. Klöſterverzeichniß.

Jedenfalls ſehr intereſſant iſt das 1783 in Wien im Drucke erſchienene, authentiſche Verzeichniß jener Klöſter in Niederöſterreich, welche noch fortan zu beſtehen hatten, deren Perſonale jedoch von dem Kaiſer für die Folge feſtgeſetzt wurde.

a) In der inneren Stadt Wien, mit der Anzahl im

Jahre 1783 und mit jener Zahl, welche sie künftig nicht mehr überschreiten sollten:

Schotten	37	Mitglieder —	künftig	25.
Michaeler	40	„	„	27.
Augustiner	85	„	„	37.
Dominikaner	64	„	„	40.
Franziskaner	127	„	„	40.
Minoriten	44	„	„	22.
Kapuziner	85	„	„	30.

Davon wurden aber die Minoriten noch in demselben Jahr in das aufgehobene Kloster der Trinitarier (Weißspanier) in der Alservorstadt übersetzt.

b) In den Vorstädten.

Augustiner auf der Landstraße	39	Mitgl. —	künftig	27.
Paulaner auf der Wieden	26	„	„	21.
Carmeliter in der Leopoldstadt	50	„	„	33.
„ „ auf der Laimgrube	54	„	„	36.
Trinitarier in der Alsergasse	62	„	„	38.

Die Letzteren wurden jedoch, wie erwähnt, ganz aufgehoben.

Serviten in der Rossau	45	Mitgl. —	künftig	30.
Barnabiten in Mariahilf	16	„	„	16.
Piaristen in der Josephstadt	30	„	„	30.
„ „ auf der Wieden	30	„	„	30.
Kreuzherren bei St. Karl	9	„	„	9.
Kapuziner zu St. Ulrich	36	„	„	18.
Barmherzige Brüder	65	„	„	65.

c) Auf dem Lande

Benedictiner zu Melk	45	Mitgl. —	künftig	22.
„ „ Göttweih	35	„	„	18.
„ „ Altenburg	29	„	„	20.
„ „ Seitenstetten	34	„	„	18.

Regulirte Chorherren zu Klosterneuburg	37	M.	künftig	18.
» » » St. Pölten	20	»	»	20.
» » » Herzogenburg	35	»	»	20.
Cistercienser zu Heiligenkreuz	39	»	»	20.
» » Lilienfeld	38	»	»	18.
» » Seissenstein	18	»	»	18.
» » Zwettel	30	»	»	18.
» » Wr. Neustadt	33	»	»	16.
Prämonstratenser zu Geras	25	»	»	18.
Augustiner zu Baden	16	»	»	16.
» » Bruck an der Leitha	13	»	»	18.
» » Mariabrunn	32	»	»	16.
» » Korneuburg	15	»	»	15.
Minoriten zu Tuln	14	»	»	14.
» » Stein	15	»	»	15.
» » Aspern	16	»	»	16.
Franziskaner zu Enzersdorf	25	»	»	16.
» » Lanzendorf	31	»	»	15.
Serviten zu Langegg	31	»	»	18.
» » Jaitendorf	16	»	»	16.
Barnabiten zu Mistelbach	22	»	»	16.
Piaristen zu Krems	15	»	»	15.
» » Horn	19	»	»	19.
Kapuziner zu Schwechat	29	»	»	14.
Hieronymiten zu Schönfeld	20	»	»	12.
Barmherzige zu Feldsberg	27	»	»	27.

Von diesen Orden und Klöstern wurden in der Folge noch aufgehoben: Die sämmtlichen Augustiner, die Paulaner auf der Wieden, die Carmeliter in der Leopoldstadt, die Kapuziner bei St. Ulrich. Der Status der verbliebenen Klöster vermehrte sich jedoch in der Folge wieder ansehnlich

und von dem bereits projectirten Aussterben der Franziskaner und anderer Mendicanten-Orden hatte es nach Josephs Tode bald wieder sein Abkommen, ja es kamen in neuerer Zeit einige neue, von Kaiser Franz eingeführte Orden und Klöster dazu, so z. B. die Redemptoristen (Ligourianer) und Redemptoristinen, die Jesuiten, die Mechitaristen, und nur den Bewegungen im Jahre 1848 haben wir es zu danken, daß die drei ersten wieder abgeschafft und aufgehoben wurden. Das Vermögen der aufgehobenen Klöster, worunter allein in Wien neun Nonnenklöster, wurde dem neu geschaffenen Religionsfonde zugewiesen, von welchem bereits Seite 336 die Rede ist. Der volle Reichthum von einzelnen dieser Klöster ging ins Unermeßliche, so fand man z. B., als im Jahre 1784 das Inventarium in dem aufgehobenen Nonnenkloster bei St. Jakob in Wien gemacht wurde, daselbst einen massiv goldenen, mit kostbaren Edelsteinen besetzten Kelch, der auf 25,000 Gulden geschätzt wurde und welchen die kaiserliche Hofkapelle zum Eigenthum erhielt. Der Werth der bloßen Ornamente dieser Kirche wurde auf mehr als 80,000 Gulden geschätzt, jener ihrer anderen (liegenden) Besitzungen auf mehr als 400,000 Gulden. Obendrein besaßen diese Nonnen noch bei Weitem weniger Reichthümer als jene zu St. Laurenz und zur Himmelpforte, woraus man sich einen Begriff von den Schätzen der Letzteren machen kann.

Mittelst kaiserlichen Decretes vom Jahre 1785 wurde auch der Dominikaner-Orden in den sämmtlichen kaiserlichen Staaten für aufgehoben erklärt. Die Carmeliter und Serviten sollte dasselbe Schicksal treffen und der Franciskaner-Orden, wie erwähnt, nur für die Lebensdauer der bisherigen Mitglieder bestehen. Diese Verordnungen blieben

aber leider unausgeführt und es ist nicht bekannt, durch welche Maßregeln und Umtriebe die Ausführung derselben unterblieb.

Bis zu dem erwähnten Jahre hatten übrigens im ganzen Kaiserstaate seit 1781 nicht weniger als 5276 Mönche und Nonnen ihre Klöster verlassen müssen und zwar 2278 Mönche und 2998 Nonnen, welche Mehrzahl ganz einfach daher kommt, weil überhaupt mehr Nonnen- als Mönchsklöster aufgehoben wurden, nicht aber, wie man damals behauptete, weil die Liebe zur Welt bei dem weiblichen Geschlechte stärker ist, als bei dem männlichen. Denn bekanntlich sträubten sich ja auch die Nonnen, wenigstens zum größten Theile, pro forma, so lange sie konnten, gegen die Aufhebung ihrer Klöster.

Eine gute Anecdote ist hier am Schluße wohl am Platze. Im Jahre 1786 reichte der General des Paulaner-Ordens eine Petition an den Kaiser ein, mit der Bitte, daß die Mönche dieses Ordens einer strengeren Zucht unterworfen werden sollten, indem sie zum Theile von dem Geiste der Neuerung angesteckt wären. Der Kaiser ließ ihm die lakonische Antwort ertheilen: „Der Herr General wird nächstens von dem Ungehorsame seiner Mönche befreit werden, indem dieser Orden ganz aufgehoben und den Mitgliedern eine jährliche Pension bezahlt werden wird.“

Nachträgliche pikante Anekdoten und Charakterzüge.

Ein aufgeblaſener kaiſerlicher Stallmeiſter pflegte, wenn er von ſeinen Eltern ſprach, ſtets zu ſagen: „Mein Herr Vater, meine Frau Mutter.“ Joſeph hatte dieß einigemale ſelbſt gehört und um ihn von dieſer Albernheit zu kuriren, befahl er ihm einmal: „Mein Herr Stallmeiſter, ſagt meinem Herrn Kutſcher, daß er meine Herren Pferde vor meine Frau Kutſche ſpanne, ich will ausfahren.“ Alle Anweſenden brachen in ein lautes Gelächter aus und der beſchämte Stallmeiſter bediente ſich dieſer hochtrabenden Ausdrücke nicht mehr.

Eine herrliche Anecdote, die eben ſo ſehr von dem Witze als der Leutſeligkeit des Kaiſers zeugte, fiel 1772 vor. Es wollten einige Bauern dem Kaiſer ein Bittgeſuch übergeben. In Wien angekommen, ſagte man ihnen, der Kaiſer ſei bei den kaiſerlichen Stallungen zu treffen. Sie begaben ſich dahin und begegneten unterwegs einem freundlichen Herrn in feinem, aber ſchlichten Anzuge. Da er ſie ſo ſtattlich und feſtlich angezogen daher ſchreiten ſah, fragte er, was ſie vorhätten. Sie frugen, ob der Kaiſer hier in der Nähe ſei und ſagten, ſie möchten ihm eine Bittſchrift übergeben. Der Herr antwortete lächelnd: „Gebt nur her,

ich gehe zum Kaiser und will sie ihm selbst übergeben.“ Mit Kratzfüßen überreichten sie ihm das Memoriale und ließen zugleich zum Lohne für seine Willfährigkeit zwei Siebzehner in seine Hände gleiten. Der fremde Herr, welcher, wie man leicht errathen haben wird, der Kaiser selbst war, steckte das erhaltene Cadeau lächelnd in die Tasche, entfernte sich und verfügte sich damit sogleich zu seiner Mutter, legte ihr einen Siebzehner auf den Tisch, erzählte lachend die Geschichte und sagte: „Nun sehe ich, daß jedes Amt seine Scharteln hat und es ist nun billig, daß ich Eure Majestät an dieser Bestechung Theil nehmen lasse.

Maria Theresia ging lachend in diesen Scherz ein und ließ den in gerechter Theilung erhaltenen Siebzehner in Gold fassen, als das erste Geschenk, welches sie als Kaiserin in dieser Art erhalten hatte. Den Bauern aber ließ Joseph zwölf Dukaten auszahlen und gewährte ihre gerechte Bitte.

Ein ohnedieß sehr bemittelter Mann bat, daß der Kaiser seine Tochter aussteuern möge, da sie einen Offizier zu heirathen im Begriffe stände. Joseph antwortete: „Sie dienten mir wohl treu, das war aber Ihre Pflicht. Überdieß sind Sie ohnehin vermöglich. Gebe ich Ihnen daher wenig, so wäre es nicht kaiserlich; gebe ich viel, so entziehe ich es andern Bedürftigen. Es thut mir daher leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich gar nichts geben kann.“

Als Joseph einst in den Niederlanden vor einem Mönchskloster vorüberritt, in dessen Nähe sich auch ein Nonnenkloster befand, sagte er lächelnd: „Nun, da sind die Wölfe nahe genug am Schafstall.“

Als Nachtrag zu der Geschichte der Presse unter Joseph diene folgende Anecdote: Der berüchtigte Buchdrucker oder vielmehr Nachdrucker zu Wien: Philipp Wucherer, bei welchem die meisten scandalosen Broschüren zu Josephs Zeit erschienen, auch unter andern die famose Lebensbeschreibung des Abentheurers Friedrich von der Trenk, gab 1786 auch eine Flugschrift heraus, welche von Schmähungen gegen den Kaiser wimmelte und worin dieser mehrmals Tyrann genannt wurde. Der Kaiser wurde darauf aufmerksam gemacht, er verachtete jedoch in seiner Seelengröße die elende Verleumdung und erlaubte sogar, die Druckschrift öffentlich zu verkaufen. Wucherer aber, ein Bücherkrämer per excellence, der seinen Namen mit der That führte, hatte bald darauf die Frechheit, dem Kaiser einige bei ihm gedruckte Kalender persönlich zu überreichen.

„Wer sind sie?“ fragte Joseph. „Ich bin der Wucherer“ war die Antwort. — „Der Wucherer? doch nicht derselbe, welcher erst kürzlich die bewußte Broschüre über mich drucken ließ?“ — „Ich habe sie nicht gedruckt, aber verkauft, da sie schon gedruckt war.“ — Lächelnd sagte der Kaiser: „Nun, wenn Sie mir auch davon ein Exemplar überreicht hätten, so wäre es doch consequent gewesen, so aber ist mir leid, Ihre Kalender nicht annehmen zu können,“ und damit ließ er ihn beschämt stehen, in so fern Leute dieses Gelichters im Stande sind, beschämt zu werden.

Joseph war einer der erleuchtetsten Herrscher, der edelste Menschenfreund unter den Monarchen, ein Krieger war er jedoch nicht, so gern er sich selbst dafür gehalten hätte und politische Fernsicht war eben auch seine Sache

nicht, ſonſt hätte er unter andern gewiß auch den verderblichen Türkenkrieg nicht angefangen. Der große Kaunitz hatte ohne Frage größere Einſicht in ſolchen Fällen, er durfte jedoch nicht immer frei damit hervortreten und dieß war der einzige Fall, wo ſeine und des Kaiſers Meinungen oft von einander abwichen.

Eine Colliſion dieſer Art gab zu folgender herrlicher Anecdote Anlaß: Als 1787 der Krieg an Holland erklärt wurde, welchen Kaunitz aus wohlerwogenen Staatsgründen eifrig widerrathen hatte, ſagte der Kaiſer nach einer heftigen Unterredung über dieſen Gegenſtand zu ihm: „Sein Sie ruhig, ich gebe Ihnen mein Wort, daß es die Holländer nicht wagen, einen Schuß zu machen!“ Kaunitz erwiderte ſubmiß: „Aber, Euer Majeſtät, wenn ſie es doch thun ſollten?“ „Ach nein,“ ſagte der Kaiſer ungeduldig, „ich kenne die Holländer, ſie ſchießen nicht.“

Bald darauf kam ein Courier mit der Nachricht, daß die Holländer einen ſtarken Angriff auf die kaiſerlichen Schiffe gemacht hatten. Kaunitz ſchickte die Depeſche an den Kaiſer, und ſchrieb bloß auf den Umſchlag derſelben: „Sie haben aber doch geſchoſſen.“

Als das unter Kaiſer Joſeph neu, leider aber höchſt unzweckmäßig gebaute Irrenhaus in Wien fertig war, beſuchte es der Kaiſer und fragte den Aufſeher, auf welche Weiſe man die Narren in die zu ihrer Wohnung beſtimmte Zelle bringen werde. Der Aufſeher, welcher überſah, daß der Kaiſer zwiſchen ihm und einem ſeiner Begleiter ging, ſagte, daß der Aufſeher voraus, in der Mitte der Narr und zuletzt die Wache gehen ſollte. Lachend erwiderte Joſeph: „Nun ſo habe ich Euch ſchon lange genug den Narren gemacht, jetzt ſtellt ihr euch in die Mitte.“ Der Auf-

seher kam durch diesen gutmüthigen Scherz des Kaisers in die größte Verlegenheit, allein das allgemeine Gelächter, in welches auch der Kaiser einstimmte, enthob ihn derselben bald wieder.

Besonders zweckmäßig und neuerer Nachahmung würdig ist Josephs, schon 1781 erlassene Verordnung wegen Pensionsbemessungen. Sie lautete wie folgt: „Nachdem Se. Röm. Kais. apostol. Majestät Allerhöchst wahrzunehmen geruht haben, daß bei den so verschiedenen Gehalten, Zulagen, Pensionen, Beiträgen für Kinder und bei Pensionen für annoch verheirathete Frauen Unordnungen und Ungleichheit vorwalten; hauptsächlich aber die Unbilligkeit am Tage liegt, daß eine große Anzahl der ärmsten, besonders Militärpersonen, sich vorfinden, die vollkommen pensionsfähig anerkannt sind; demungeachtet aber, theils nur mit der Hälfte ihres normalmäßigen Bedarfes, theils von aller Geldhilfe entblößt auf die Einrückung durch mehrere Jahre schmachtend warten müssen, wo hingegen andere, nicht pensionsfähige Witwen dieselbe ungebührlich beziehen, so haben Allerhöchst dieselben dadurch sich bewogen gefunden, Hauptprincipien festzusetzen, nach welchen alle dergleichen Geldbezüge gleichförmig bemessen werden.“

Die wichtigsten dieser Puncte waren:

„Die Pensionen und Jubilations-Gehalte, welche über die normalmäßige Bemessung hinauslaufen, haben, so wie die Besoldungszulagen ad personam mit künftigen letzten Juli aufzuhören. Jene Pensionspartheien, welche ganz und gar nicht pensionsfähig sind und dennoch Pensionen genießen, haben die Ursachen dieser Betheilung bei der kais. Hof-

kammer anzuzeigen und ihren weiteren Empfang damit zu legitimiren.“

Der Pensionsbezug wurde schon von Kaiser Joseph von 10 bis 25 Jahre auf ein Drittheil, von 25 bis 40 auf die Hälfte, mit 40 Jahre Dienstleistung auf zwei Drittheile des Gehaltes festgesetzt. Wer aber über 40 Jahre lang fleißig und treu diente, hatte Anspruch auf seinen ganzen Gehalt als Pension.

Niemand kann wegen zweier Dienste zugleich bezahlt werden, die er nicht mitsammen vollkommen und ununterbrochen in eigener Person und ohne Substitution zu verrichten im Stande ist und auch wirklich verrichtet. Könnte er aber durch seine Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit die Dienste zweier sonst anerkannt nöthigen Personen vollkommen versehen, so gebührt ihm auch die Hälfte der minderen Besoldung des Amtes, das er zugleich mit versieht und dieß nur in so lange, als seine doppelte Verwaltung dauert.

Eine höchst komische Finanzmaßregel war, daß Kaiser Joseph eine Verordnung erließ, wodurch die päpstlichen Dukaten verrufen und außer Cours gesetzt wurden, weil ihr Gehalt gegen den Nennwerth viel zu gering war. Also auch hier erlitt die Infallibilität des päpstlichen Stuhles einen argen Stoß.

Joseph besuchte 1784 die aus der Stadt in die Alservorstadt versetzten Minoriten und fragte sie, wie ihnen ihr jetziger Aufenthalt gefalle. Die ehrwürdigen Väter, welche mit diesem Tausche nicht sehr zufrieden waren, schwiegen und verbeugten sich bloß. Als der Kaiser wieder in den

Wagen ſtieg, fragten ſie ergebenſt an, ob Se. Majeſtät nicht geruhen würden, ihnen die Überſiedlungskoſten zu vergüten. Joſeph antwortete lakoniſch: „Vorher, meine Herren, haben Sie auf meine Frage geſchwiegen, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich jetzt auf die Ihrige nicht antworte.“

1784 traf der Kaiſer eine neue, höchſt zweckmäßige Einrichtung bei Penſionen. Es wurden nähmlich bei deren Bemeſſung die eigenen Mittel der zu betheilenden Perſonen in Anſchlag gebracht. Eine Witwe, die ſo viel eigenes Vermögen beſaß, daß deren Intereſſen dem ihr gebührenden Penſionsbetrag gleich kam, oder ihn gar überſtieg, erhielt keine Penſion, beſaß ſie aber weniger, ſo erhielt ſie das davon Abgängige. So z. B. erhielt damals eine Hofrathswitwe 600 Gulden Penſion. Hatte ſie nun ein eigenes Capital, welches ihr 480 Gulden Intereſſe abwarf, ſo erhielt ſie noch 150 Gulden Penſion. Welche herrliche Einrichtung zur Gleichſtellung der Verhältniſſe und zur Verminderung einer ungeheuren Laſt für den Staatsſchatz, die man, da ſie bereits aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit gegeben war, nur beizubehalten brauchte, um tauſend Mißverhältniß-Ungerechtigkeiten zu verhüten. Leider geſchah es aber nicht und die Penſionen wuchſen zu einer ungeheuren Laſt für den Staatsſchatz an.

Im Jahre 1785 wurde im Staatsrathe eine Supplik der Juden vorgeleſen, worin ſie um Aufhebung des auf die nöthigen Pferde bei ihren Waarentransporten gelegten Zölle baten. Es kam zu Debatten dafür und dagegen und die Entſcheidung ſchien ſich nach dem gewöhnlichen Amtsgange

ſehr in die Länge zu ziehen. Da entſchied der Kaiſer die ganze Sache ſchnell durch einen witzigen Einfall. Er fragte nämlich: „Sagen Sie mir, meine Herren, können die Pferde der Juden getauft werden?“ — Da man nun das unmöglich behaupten konnte, ſo ſetzte er lächelnd dazu: „Nun ſo ſind ſie alſo auch in Allem den Chriſtenpferden gleich zu halten.“

Wie ſehr Kaiſer Joſeph gerechte Rüge mit Schonung zu verbinden wußte, beweiſt folgende Anecdote: Einſt begab er ſich in die damalige böhmiſch-öſterreichiſche Hofkanzlei, um daſelbſt, wie er oft pflegte, einer wichtigen Sitzung beizuwohnen. Dieſe währte bis gegen drei Uhr Nachmittags. Joſeph bemerkte einen Hofrath, der wiederholt ſeine Uhr zog und dadurch ſeine Sehnſucht kundgab, zum Mittagsmahle zu kommen. Der Kaiſer zog endlich ebenfalls ſeine Uhr und ſagte: „Es iſt ſchon ziemlich ſpät, allein in ſo guter Geſellſchaft wird mir die Zeit niemals lange.“

Als dem Kaiſer in den letzten Tagen des Februars 1787 das gewöhnliche Votum der Sanitätskommiſſion für das Fleiſcheſſen in der Faſten vorgelegt wurde, ſchrieb er folgende merkwürdige Entſcheidung darauf: **Placet, si preces veritate nituntur.**

Das große Project Joſeph's wegen Austauſch der Niederlande gegen Bayern wurde bereits in dieſem Buche beſprochen; weniger bekannt aber iſt, daß der Kaiſer dieſen Plan 1788 abermals aufnahm, doch dießmal mit der Abänderung, daß der damalige Churfürſt von Pfalz-Bayern (Karl Theodor) nur das eigentliche Bayern

an Österreich abtreten, dagegen aber die Pfalz behalten und die kaiserlichen Niederlande mit voller Souverainität dazu bekommen sollte. Dem durchdachten Plane zufolge sollte der Großherzog Leopold von Toskana zum römischen Könige erwählt; sein ältester Sohn, der Erzherzog Franz (nachmaliger Kaiser) aber zum Herzog von Bayern und Österreich ob der Enns ernannt werden. Folglich würde Bayern durch diesen Tausch erweitert worden sein, hätte seinen eigenen Regenten bekommen und konnte von der österreichischen Monarchie unabhängig bleiben. Spanien nahm sich dieser Sache sehr eifrig an und erbot sich, deshalb Gesandte an alle europäischen Höfe zu senden. Die Generalstaaten von Holland sollten bewogen werden, zur Vergrößerung des schon damals projectirten Königreiches Belgien einige Districte an der Schelde abzutreten, wofür sie von Spanien entschädigt werden sollten. Der Kaiser aber sollte für seine Abtretung von Oberösterreich durch einige türkische Provinzen entschädigt werden. Mit der Thronbesteigung des Erzherzogs Franz wäre ohnedieß der ganze Ländercomplex wieder zusammen gekommen. Leider aber blieb auch dieses so wohl und staatsklug ausgesonnene Projekt durch verschiedene Zwischenfälle, hauptsächlich wohl durch den schlechten Erfolg des Türkenkrieges und durch Joseph's Tod unausgeführt. Höchst wahrscheinlich ist es aber, daß von dessen energischer Ausführung die Ruhe von Europa abgehangen hätte, die in den folgenden Jahren auf so fürchterliche Weise gestört wurden und wie würde dann Österreich auch als deutsche Großmacht dagestanden, berechtigt, die Initiatire bei jeder Gelegenheit zu ergreifen. Die argen deutschen Wirren in neuester Zeit hätten dann gewiß nicht stattgefunden.

Kurze Geſchichte des Freimaurerweſens überhaupt und beſonders unter Kaiſer Joſeph in Oeſterreich.

Ueber die Entſtehung dieſer Verbrüderung hat man die wunderlichſten Anſichten verbreitet, indem man ihr Alter bis in die entfernteſten Jahrhunderte zurück verſetzte. Das Gewiſſeſte iſt, daß ſich lange vorher, ehe es in Europa Zünfte der Maurer oder anderer zum Bauen erforderliche Gewerbe gab, ſich Bau-Corporationen unter der Anführung oder dem Vorſtande eines oder mehrer Baumeiſter vereinigten. Dieſe Corporationen (Free-Masonry) finden wir in England und Schottland ſchon im erſten Mittelalter (900 — 1000) und aus ihnen ging im 16 — 18. Jahrhunderte die Freimauerei hervor.

Die hauptſächlichſten Pflichten eines Eingeweihten lauteten nach den Conſtitutionsbüchern wie folgt: „Der Maurer iſt als Maurer verbunden, dem Sittengeſetze zu gehorchen; und wenn er ſeine Aufgabe recht verſteht, ſo wird er weder ein ſtumpfſinniger Gotteslängner, noch irregeleiteter Wüſtling ſein. Obwohl nun die Maurer in alten Zeiten verpflichtet wurden, von der Religion dieſes Landes oder dieſer Nation zu ſein, ſo wird es jetzt doch für dienſtlicher erachtet, ſie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menſchen übereinſtimmen oder Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit zu ſein, durch was immer für Bewegungen und Ueberzeugungen ſie verſchieden ſein mögen.

Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Ein

heit und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung von einander hätten bleiben müssen. Es sollen kein Privathaß, keine Privatstreitigkeiten zur Thüre der Loge hereingebracht werden, noch viel weniger irgend eine Streitigkeit über Religion oder Nationen oder Staatsverfassung; auch sind die Maurer entschieden gegen alle Staatshändel, als welche nimmer noch der Wohlfahrt der Logen beförderlich gewesen sind, noch es jemals sein werden."

Dieß waren in Kurzem die Hauptprincipien des Maurerwesens und es ist zu denken, daß sich eine Verbindung mit so edlem Zwecke und in so einfachen Formen bald Bahn brechen mußte. Besonders wurde sie in Deutschland willkommen geheißen, wo sie nachweisbar schon im Jahre 1737 festen Fuß gewann. Bereits haben die Logen in Hamburg, Dresden, Berlin, Leipzig, Breslau, Frankfurt am Main, Braunschweig ꝛc. vorlängst ihr zum Theile ununterbrochenes hundertjähriges Bestehen mit glänzenden Festen gefeiert.

In Wien fand die Freimauerei bereits unter dem römischen Kaiser Franz I. Eingang, der auch selbst Mitglied des Ordens war, jedoch wohl nur seines bekannten Steckenpferdes, der Alchymie wegen, indem sich zu seiner Zeit die Maurerei zu dieser mystificirenden Wissenschaft verirrte und Kaiser Franz dadurch vielleicht Ausbeute für seine Bestrebungen hoffte. Unter Kaiser Joseph aber gewann der Freimaurer-Orden vollkommenen Aufschwung und allgemeine Verbreitung in Österreich. Der Kaiser selbst war Mitglied desselben und beschützte ihn gegen alle Anfeindungen, mit denen ihn besonders der Clerus zu beehren beliebte. So entspann sich besonders 1784 eine Intrigue gegen die Gesellschaft, die von verkappten Jesuiten geleitet sein sollte.

Bald aber zeigte es sich klar, daß Alles von Feinden des Ordens erdichtet war und man gab sich alle Mühe, den Urheber der Verleumdung ausfindig zu machen und zu bestrafen. Der Kaiser selbst setzte 500 Dukaten auf die Entdeckung des Complottes. Es konnte jedoch nicht ermittelt werden, da wahrscheinlich viele Notabilitäten dadurch compromittirt worden wären. Indessen hatte diese Intrigue für das Maurerwesen die gute Wirkung, daß der Kaiser allen Landesstellen seiner Staaten anzeigen ließ, von nun an sei die Freimaurerei nicht nur anerkannt, sondern auch gestattet; man solle ferner zu allen ihren, nur das Beste der Menschheit bezweckenden Handlungen hilfreiche Hand bieten und sie in keinem Stücke hemmen oder hindern. Da der Kaiser, hieß es in dem Erlasse weiter, überzeugt sei, daß nur die Edelsten der Menschen aufgenommen werden sollen und können; so sei ohnedem eine zu große Ausbreitung nicht denkbar und die andern, sogenannten After- oder Winkellogen, sollen gänzlich zerstreut und von dieser kaiserlichen Begünstigung ausgenommen werden. Als einen interessanten Nachtrag zu den Migazziana's diene Folgendes: Im October 1785 machte der Cardinal dem Kaiser salbungsvolle Pastoralvorstellungen gegen den Freimaurerbund, dem er natürlich schon aus dem Grunde spinnengram war, weil derselbe keine alleinseligmachende Kirche anerkannte. Joseph gab ihm jedoch den kurzen Bescheid: „Es muß dem Cardinal wahrscheinlich unbekannt sein, was eigentlich in den Versammlungen vorgehe; da jedoch der Kaiser selbst davon vollkommen unterrichtet ist, so sieht derselbe nicht den geringsten Grund, der ihn bewegen könnte, sie zu unterdrücken. Sollte jedoch, wider Erwartung, diese Versammlung von ihrem Institute ausarten, so käme es alsdann dem

Staate zu, sie abzuschaffen, ohne daß die geistliche Macht nöthig hätte, sich darein zu mischen.

In Wien selbst bestanden unter der Regierung Josephs acht Logen mit folgenden Benennungen: „Zu den drei Adlern; zur Beständigkeit; zur wahren Eintracht; zu den drei Feuern; zur gekrönten Hoffnung; zum heiligen Joseph; zum Palmbaum und zur Wohlthätigkeit. Großmeister, oder eigentlich Meister vom Stuhle, wie der Vorstand des Freimaurer-Ordens genannt wurde, war der rühmlich bekannte Gelehrte, Dichter, Arzt und Mineralog Ignaz Edler von Born. Die Aufnahmsdecrete lauteten nach einem mir vorliegenden Originale, mir von dem rühmlich bekannten Autographen-Sammler, Herrn Moriz Bermann, mitgetheilt, auf Pergament geschrieben, wie folgt:

„Wir Meister vom Stuhl, deputirten Meister, Aufseher, Beamte und Mitglieder der von der Provinzial □ (Loge) in Österreich rechtmäßig constituirten und vollkommenen □ zur Wahren Eintracht entbieten allen unsern vereinigten, auch auf dem Erdboden zerstreuten Brüdern unsern herzlichen Gruß. Erkennen den Ehrwürdigen Bruder N. N. als Freimaurer-Meister und Mitglied unserer □, empfehlen ihn als solchen zur brüderlichen Liebe und Unterstützung im Orient zu Wien den 27. Tag des 12. Monates im Jahre des Lichtes 5785. (s. unten.)

Ignaz E. v. Born,
Mst. v. Sthl.

W. Hilchenbach, 1. Aufseher. — E. v. Krauß, D. M. — Aug. Veith v. Schittlersberg, 2. Aufseher.

J. H. E. von Pilgramm,
Secretaire.

Die Urkunde ist mit passenden gestochenen Emblemen verziert und mit dem Ordenssiegel versehen, zwei zusammenhaltende Hände über einer Art Pyramide.

Es kamen auch gedruckte Verzeichnisse der Mitglieder des Ordens in Wien heraus, wovon mir eines mit dem Titel: Verzeichniß der Mitglieder der gerechten und vollkommenen St. Johannes □ zur gekrönten Hoffnung im Orient von Wien, ebenfalls vorliegt *). Unter den Mitgliedern befanden sich: Blumauer, Mozart, Cajetan Graf von Aichelburg, der Buchdrucker Alberti, Dr. Barth, mehre Esterhazy; der damalige Schauspieler und später so berühmte Mineralog Giesecke; der Buchhändler Rudolph Gräffer, Karl und Ferdinand Graf von Harrach; der Dichter Friedrich Hensler; Baumeister Kornhäusel; Karl Mechetti; der Schauspieler Ignaz Sartory; Graf Louis Starhemberg; Graf Joseph Thun; Graf Franz Eugen von Traun und Abensberg; Buchhändler Wappler, Leopold Graf Daun; Philipp Graf Heister; Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen; die Grafen Kollonitsch, Khevenhüller, Kolowrat, Palffy, Wilczek ꝛc. ꝛc.

Der bekannte Dichter Blumauer lieferte eine Menge Gedichte und Lieder für die Gesellschaft, die von Mozart in Musik gesetzt wurden und welche, besonders in musikalischer Hinsicht, jetzt schon ziemlich selten geworden sind. Einige derselben werde ich am Schlusse mittheilen.

*) Mir ebenfalls von Herrn Moriz Bermann mitgetheilt.

Intereſſant iſt es wohl auch, die Zahl der in den übrigen kaiſerlichen Staaten damals beſtandenen Logen zu wiſſen, welche ſämmtlich zur großen Landesloge in Wien gehörten. Es beſtanden nämlich in Brünn zwei, zu Klattau in Böhmen eine, zu Prag vier; zuſammen zur Provinzialloge in Böhmen gehörig. — Zur Provinzialloge von Galizien zählten zu Lemberg zwei, zu Tarnow eine, zu Temeswar eine. — Zu jener der öſterreichiſchen Lombardie zu Mailand eine, zu Cremona eine. — Zu jener von Öſterreich außer den Wienerlogen: zu Görz eine, zu Gratz eine, zu Innsbruck zwei, zu Linz eine, zu Trieſt eine. — Zur Provinzialloge in Siebenbürgen gehörten: zu Hermannſtadt zwei, zu St. Philipp in der Bukowina eine. — Zur Provinzialloge in Ungarn: zu Agram, Karlſtadt, Eperies, Eſſegg und Balaſſa-Gyarmath, überall eine, zu Peſth eine, zu Preßburg zwei, zu Warasdin eine. — Die große, ſelbſtſtändige Provinzialloge in den damaligen öſterreichiſchen Niederlanden zählte folgende Locallogen: zu Aloſt, Antwerpen, Brügge, Malines und Namur eine; zu Brüſſel drei; zu Gent drei; zu Bergen (Mons) zwei; zu Oſtende und Tournay eine. Im ganzen Kaiſerſtaate gab es 58 Logen.

In Wien beſtand damals auch ein eigenes Maurer-Journal, das in Heften herauskam und von Blumauer redigirt wurde. Der Pränumerationspreis war jährlich ſechs Gulden. Unter die einzelnen Eigenheiten der Freimaurer gehörte auch, daß ſie den Ort ihres Aufenthaltes nach der Weltgegend bezeichneten, ſo hieß es z. B. im Oriente zu Wien, im Occidente zu Brüſſel und die Jahre von Erſchaffung der Welt an datirten, für welche ſie mit

einer runden Zahl 4000 annahmen; ſo bedeutet alſo den 25. des 5. Monates 5789: den 25. Mai 1789.

Bei Aufſätzen in Zeitſchriften ꝛc. wurden die Eigennamen bloß durch den Anfangs- und Endbuchſtaben bezeichnet, und in der Mitte Sternchen geſetzt, ſo z. B. Br. B***r, Br. P***y, d. i. Bruder Blumauer, Bruder Palffy ꝛc.

Die früher erwähnten Gedichte von Blumauer ſind folgende:

„Joſeph der Zweite,“
Beſchützer des Freimaurer-Ordens.

Seht, in Joſeph's großen, weiten Staaten,
Wo, vermählet durch der Weisheit Hand,
Duldung ſich und edle Freiheit gatten
Und die Macht der Vorurtheile ſchwand.

Hebt in heller, nun entſchlei'rter Klarheit
Eine Brüderſchaft ihr Haupt empor,
Die im Stillen Wohlthun nur und Wahrheit
Sich zu ihrer Arbeit Zweck erkor.

Joſeph, dem in ſeinem Herrſcherkreiſe
Nichts zu groß iſt, das ſein Geiſt nicht faßt,
Nichts zu klein, das er, nicht minder weiſe
Ordnet und in ſeine Pläne paßt.

Joſeph, der ſo eben von den Horden
Träger Mönche ſeinen Staat befreit,
Schätzt und ſchützt dafür nun einen Orden,
Der ſich ganz dem Wohl der Menſchheit weiht.

Einen Orden, den man oft verkannte,
Weil er in Geheim sein Gutes übt,
Und erst jüngst aus einem Staat verbannte,
Wo ein Ermönch jetzt Gesetze gibt.

Einen Orden, dem der Arme Segen,
Fluch der Frömmler, Hohn der Laie spricht,
Der indeß im Stillen sich dagegen
Einen Kranz von edlen Thaten flicht.

Einen Orden, den der Mönch zu schmähen
Oder zu verdammen nie vergißt,
Weil sein Zweck nicht müßig betteln gehen,
Sondern Thätigkeit und Wohlthun ist.

Einen Orden, den der Heuchler scheuet,
Weil er ihm die schwarze Seel' entblößt,
Wider den der Schurke tobt und schreiet,
Weil er ihn von sich zurücke stößt.

Einen Orden, den als Staatsverräther
Und Verführer man schon oft bestraft,
Während er der Unschuld treue Retter
Und dem Staate treue Bürger schafft.

Dieser Orden ist's, den, frei vom Wahne
Joseph seines Schutzes würdig fand,
Und zu seinem weisen Herrscherplane
Wie ein Glied zur Kette mit verband.

Weil mit ihm der Orden, festen Blickes
Und von einem gleichen Geist beseelt,
Zu dem großen Zweck des Menschenglückes
Hand in Hand hinan zu bringen strebt.

D'rum ihr Brüder, laſſet uns im Stillen
Nicht durch Worte, ſondern auch durch That
All' die großen Hoffnungen erfüllen,
Die von uns der große Weiſe hat.

Laßt uns dankbar unſern Schützer preiſen,
Und ihm zeigen, daß die Maurerei
Werth der Achtung eines jeden Weiſen,
Werth des Schutzes eines Joſeph ſei.

Das folgende Gedicht iſt humoriſtiſchen Inhaltes. Da bei der Aufnahme in den Maurerbund gewiſſe Ceremonien Statt fanden und die Sitzungen bei geſchloſſenen Thüren mit billigem Ausſchluß von Frauenzimmern gehalten wurden, ſo ſpielte natürlich die Neugierde der Damen eine große Rolle dabei *).

Blumauer ſchrieb folgendes Gedicht darüber:

„An die Schweſtern!“

Schweſtern, laßt's euch nicht verdrießen,
Wenn uns keine eſſen ſieht,
Danken werdet ihr uns müſſen,
Wüßtet ihr, warum's geſchieht.

Solltet ihr das Wunderbare
Unſ'rer Tafel-Logen ſehn,
O ſo glaubet mir, die Haare
Würden euch zu Berge ſteh'n.

Drachenzungen, Kröteneier,
Faul und ſtinkend wie die Peſt,
Alles was beim Höllenfeuer
Satan ſelber kochen läßt;

*) Auch Kotzebue ſchrieb über dieſen Gegenſtand ein nicht unintereſſantes Stückchen, das aber Fragment blieb.

Seine feurigen Pokale
Und der Schwefel, der d'rin brennt,
Wären gegen unsre Mahle
Noch ein fürstlich Tractament.

Hört! — wir sitzen in der Runde,
Essen mit dem Mund — o weh! —
Was wir käuen, wird zur Stunde
Uns im Mund zum Fricassee.

Wir zerschneiden, was wir finden,
Schonen keines Tafelstücks,
Ach! — und aus der Schüssel schwinden
Uns die Speisen Augenblicks.

Selbst die Teller, — glaubts ihr Schönen,
Ritzen wir nicht selten wund,
Das Gefrorne wird zu Thränen
Und zergeht uns in dem Mund.

Doch das Schrecklichste von Allen
Würde unser Trank euch sein,
Denn bei echten Maurermahlen
Trinkt man nichts als — Bier und Wein!

Was uns eingeweihte Zecher
Selbst oft Wunder nimmt, ist das:
Unsere Flaschen haben Löcher!
Doch der Wein rinnt nur ins Glas.

Was ihr ohne Schrecken sehen
Könntet, wäre dieß allein:
Daß wir Eurem Wohlergehen
Immer auch ein Gläschen weih'n.

Mit dem Ausbruche der französischen Revolution 1789 und nach dem Tode Josephs wurde die Freimaurerei von

allen Seiten her verdächtigt und schon Kaiser Leopold II. erließ 1791 ein Gebot zur Schließung aller Logen, welches unter seinem Nachfolger, Kaiser Franz noch schärfer geboten wurde, um so mehr, da mehre Urheber der 1796 in Wien versuchten, aber verunglückten Revolution Mitglieder dieses Ordens waren. Auch war das von Frankreich herstammende Clubwesen als revolutionäre Propaganda den Machthabern allzusehr verhaßt und so folgte denn endlich auch ein strenges Verbot aller geheimen Gesellschaften und Versammlungen, welches bis auf die neueste Zeit so rigoros gehandhabt wurde, daß es unter dem Regimente der Censur sogar strenge verpönt war, etwas über die Freimaurerei zu schreiben, ja dieses Wort auch nur in einer Druckschrift zu erwähnen. Wurde doch 1822 selbst die unschuldige Gesellschaft der sogenannten „Ludlams-Höhle“ in dem Gasthause zum Haidvogel in der Schlossergasse, die sich ausschließend nur mit literarischen Forschungen beschäftigte, polizeilich aufgehoben. — Die Freimaurerei betreffend, so wußte mönchischer Fanatismus auch solche Vorurtheile gegen den Orden unter dem gerngläubigen gemeinen Volke zu verbreiten, daß ich mich noch wohl aus meiner Jugend zu erinnern weiß, wie man das Wort Freimaurer gleichbedeutend mit Gotteslängner, ja Hexenmeister hielt und wie einem alten Manne (Namens Geyer in Altmannsdorf bei Wien), der still und ruhig lebte und Niemand was zu Leide that, Jedermann mit einer unüberwindlichen Scheu aus dem Wege ging, weil er, der Tradition zu Folge, in seiner Jugend ein Freimaurer gewesen war.

Das Joseph-Denkmal in Wien.

Nach dem Tode Leopold II. hatte 1792 dessen ältester Sohn, Franz, als römischer Kaiser II. den Thron bestiegen. Während sich das Regierungssystem desselben, zum Theile wohl durch die Zeitverhältnisse veranlaßt, alle Mühe gab, die segensreichen Einrichtungen und Neuerungen Joseph's, besonders in Religions- und Preßangelegenheiten, wieder zu paralysiren und vergessen zu machen, gebot es ihm doch Pietät, seinem unsterblichen Oheim und Erzieher ein dessen würdiges Denkmal zu setzen. Lange verhinderten die Kriegesstürme die Ausführung dieses Unternehmens. Der rühmlich bekannte Künstler Franz Zauner, von Kaus in Tyrol gebürtig, erhielt endlich 1797 den Auftrag zur Verfertigung desselben. Die Erzstatue des Kaisers hatte er bereits im Jahre 1800, das Pferd 1803 im kaiserlichen Gußhause auf der Favoritenstraße in seltener Vollendung gegossen. Schon im Jahre 1802 war die Grundfeste gegraben und das Postament hergestellt worden. Da kam wieder der Krieg von 1805 dazwischen. Endlich wurde den 30. Juni 1806 das Pferd, den 14. Juli die Statue Joseph's aus dem Gußhause durch eine künstliche Maschinerie nach dem Josephplatze (s. ü.) geführt und geschoben und jenes den 2., diese aber den 18. Juli aufgestellt.

Die feierliche Enthüllung des Denkmales aber fand erst den 24. November 1807 Statt. Dazu waren an bei-

den Seiten des Platzes amphitheatralische Gerüste errichtet, die mit grünem Tuche behangen waren und worauf sich über sechstausend Zuseher befanden. Die kaiserliche Familie, die Minister und andere Dignitäten wohnten auf einer eigenen Tribune der Ceremonie bei. Die Statue war höchst zweckmäßig durch eine Art von Zelt verdeckt. Auf verschiedenen Plätzen war Militär aufgestellt, am Platze selbst standen die Garden und ein Grenadierbataillon bildete ein Viereck. Auf kaiserlichen Befehl gab Zauner das Zeichen, auf welches das über die Statue gespannte Zelt niederfiel. Trompeten- und Paukenschall, der Donner der Kanonen von den Wällen, Infanteriesalven und ein allgemeines, begeistertes Vivat verkündigte den Moment, in welchem die Statue sichtbar wurde und ein freundlicher Zufall wollte, daß im Augenblicke der Enthüllung die bisher von Wolken bedeckte Sonne strahlend hervortrat. Zauner wurde für seine in jeder Hinsicht gelungene Arbeit billiger Weise kaiserlich belohnt. Außer seinem bedeutenden Honorare wurde er in den Adelstand erhoben und erhielt das Prädicat eines k. k. Hofstatuarius.

Man glaubt noch häufig, der Platz habe seinen Namen erst von der Statue erhalten. Dem ist aber nicht so. Schon im Jahre 1783 (s. de Luca), als das an der Stelle des nachmaligen Fries'schen Palastes und der protestantischen Bethäuser bestandene Nonnenkloster zu Maria, Königin der Engel (Königskloster) und zugleich die von der Augustinergasse bis zu dem Schwibbogen gegen den Michaelsplatz laufende Mauer abgebrochen wurden, wodurch erst ein freier Platz entstand, erhielt derselbe den Namen Josephplatz, da durch den Kaiser diese Verschönerung der Stadt entstanden war.

Das herrliche Denkmal, in monumentaler Hinsicht bis heute die schönste Zierde der Stadt, verdient um so viel mehr eine nähere Beschreibung, als auch alle Nebenwerke, Attribute, Basreliefs ꝛc. sinnig und treffend sind, wodurch dieses Denkmal ebenfalls einen großen Vorzug vor ähnlichen Werken behauptet.

Die Höhe des Pferdes, von dem Piedestale bis über die Mähne des Kopfes beträgt zwei Klafter, einen Fuß, drei Zoll; die Länge zwei Klafter, zwei Fuß, drei Zoll. Die Figur des Kaisers wäre stehend dreizehn einhalb Fuß hoch. An dem Fußgestelle ist vorne die sinnige Inschrift angebracht: **Josepho II. Aug. qui Saluti publicae vixit non diu sed totus.** (Joseph dem Zweiten, dem Erhabenen, der für das allgemeine Wohl nicht lange, aber ganz lebte.) — Rückwärts steht: **Franciscus Rom. et Austria Imp. ex fratre nepos alteri parenti posuit 1806.** (Franz, römischer Kaiser und Kaiser von Österreich, Neffe von Seiten des Bruders, setzte (dieses Denkmal) seinem zweiten Vater 1806).

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, daß unter den vielen Vorschlägen von Inschriften, welche bei dieser Gelegenheit erschienen, eine von dem großen Archäologen und berühmten Sammler, Hofrath von Birkenstock, vorzügliche Erwähnung verdient. Sie lautete: „**Josepho II. — Arduis nato. — Magnis perfuncto. — Majoribus praerepto.** (Joseph dem Zweiten, der zu Schwerem geboren, Großes verrichtete und noch Größerem entrissen wurde.)“

Diese äußerst geistreiche und wahre Inschrift wurde aber nicht erlaubt, wahrscheinlich weil damals die Ausdrücke wieder auf der Goldwage einer ängstlichen Censur abgewo-

gen wurden und man ſich nicht fähig fühlte, wohl auch nicht Willens war, jenes Größere, dem Joſeph durch den Tod entriſſen worden war, in ſeinem Geiſte auszuführen.

Auf beiden Seiten des ſchönen Fußgeſtelles ſind zwei große Basreliefs, jedes eine Klafter, einen Fuß, einen Zoll breit und fünf Fuß, vier einhalb Zoll hoch, wovon das eine den Ackerbau, das andere den Handel vorſtellt, wie ſie durch Joſeph Beförderung und Aufmunterung erhalten. Die Figuren ſind edel, obſchon ein wenig idealiſch gehalten und die Darſtellung enthält wenigſtens die reine Wahrheit, durchaus keine Schmeichelei. Die Höhe des ganzen Monumentes beträgt fünf Klafter, drei Fuß, acht Zoll.

An den Ecken ſtehen vier Pilaſter in Form von Säulen in corinthiſcher Ordnung und an dieſen Pilaſtern ſind höchſt ſinnreich ſechzehn kleinere metallene Basreliefs, in der Form von Medaillons und nach wirklichen Münzen gearbeitet, welche unter Joſeph's Regierung geprägt wurden, angebracht.

Die erſte auf dem vorderen Pilaſter rechts, wurde auf Joſeph's Geburt geprägt, die während Maria Thereſia's größter Bedrängniß erfolgte; ſie ſtellt prophetiſch genug den Herkules in der Wiege vor, der die gegen ihn abgeſchickten Schlangen erdrückt. Dieſe Allegorie mochte damals auf Preußen und Frankreich gehen. Joſeph hatte aber in der Folge mit mehrerlei gefährlichem Gezüchte zu thun. Die Inſchrift lautete einfach: **Natus 1741. 13. Martii** (geboren den 13. März 1741). Die zweite wurde auf Joſephs erſte Vermählung (mit Eliſabeth von Parma) geſchlagen. Hymen zündet ſeine Fackel am Opferaltare an und hält in der Rechten zwei Kränze. Die Umſchrift iſt: **Felix connubium. Celebrat. Vindob. 6. Oct. 1760.**

(Die glückliche Verbindung, gefeiert zu Wien den 6. October 1760). — Die dritte iſt jene auf Joſeph's Krönung zum römiſchen Könige. Eine Frau mit einer Thurmkrone auf dem Haupte, ſitzt auf einem Thronſtuhle und hält ein Steuerruder und das Horn des Überfluſſes. Die Umſchrift iſt: **Gloria novi Saeculi. El. et cor. Francof. 1764.** (Der Ruhm des neuen Jahrhunderts. Erwählt und gekrönt zu Frankfurt 1764). — Die vierte iſt die bei dieſer Krönung ausgeworfene Münze, eine über Wolken ſchwebende Weltkugel und ober derſelben das Auge Gottes vorſtellend; auf dem Globus kreuzen ſich ein Steuerruder und ein Schwert, beide mit Lorbern umſchlungen. Die Aufſchrift iſt der herrliche Wahlſpruch des Kaiſers: **Virtute et Exemplo** (durch Kraft und Beiſpiel *).

Auf dem vorderen Pilaſter links iſt die erſte die von Joſeph 1787 geſtiftete militäriſche Ehrenmünze. In einem über Trophäen ſchwebenden Lorberkranze ſtehen die Worte: **Der Tapferkeit.** — Die zweite wurde auf die Ankunft Joſeph's und ſeines Bruders Leopold in Rom, geprägt. Sie ſtellt durch eine weibliche ſitzende Figur die Stadt Rom vor, welche in einer Hand eine Lanze, in der andern eine Kugel hält, zu ihren Füßen fließt die Tiber. Die Umſchrift iſt: **Roma exultans. Ob fratrum Augg. adventum 1769** (das erfreute Rom über die Ankunft der erhabenen Brüder 1769). — Die dritte ward auf Joſephs Reiſe in Italien geprägt; der Kaiſer ſitzt im römiſchen Coſtume zu Pferde,

*) Ich weiß wohl, daß man dieſen Denkſpruch gewöhnlich mit: „Durch Tugend und Beiſpiel“ überſetzt, allein das alte römiſche Stammwort Virtus bedeutet zumeiſt eher Kraft als Tugend. Kaiſer Joſeph ſchätzte die Tugend ſehr, jedenfalls aber die Kraft noch höher.

vor ihm her geht Minerva. Die Umschrift lautet: **Italia e Caesare perlustrata 1769.** (Italien von dem Kaiser durchreist 1769). — Die vierte erinnert an Josephs erste Reise nach Siebenbürgen; von der Freigebigkeit begleitet, reitet der Kaiser zu einem, mit dem siebenbürgischen Wappen geschmückten Stadtthor. Die Umschrift ist: **S. P. Q. D. (Senatus populusque Daciae) optim. Princ. Adventus. Augg. 1773.** (Der Senat und das Volk von Siebenbürgen zur Ankunft des besten Fürsten. 1773). Jeder nur etwas Geschichtskundige weiß, daß die erste Formel dem alten römischen **S. P. Q. R. (Senatus populusque Romanum)** abgeborgt ist.

Auf dem hintern Piedestale rechts ist die erste Münze auf die Einführung der Religions-Toleranz geprägt. Zwei aus den Wolken ragende Arme reichen sich die Hände über dem Erdball. Die Umschrift ist: **Concordia Religionum** (Einigkeit der Glaubensbekenntnisse). — Die zweite wurde auf die Errichtung der Josephinisch-chirurgischen Militär-Akademie geprägt. Sie stellt die Hauptseite dieses Gebäudes vor und hat die Umschriften: **Curandis militum morbis et vulneribus** (Zur Heilung kranker und verwundeter Soldaten) und **Academia Medico-chirurgica Instituta Viennae 1785.** — Die dritte ist der Vereinigung der Akademie der bildenden Künste gewidmet. Der Genius der Kunst führt die Jugend zum Tempel der Minerva. Aufschrift: **Ingenio et Industria Academia Vien. novis institutis aucta. 1786.** (Der Geistesfähigkeit und dem Fleiße durch neue Einrichtung der Akademie zu Wien. 1786.) — Die vierte ist auf die Gründung des Taubstummen-Institutes geprägt. Sie stellt einen Lehrer dieses Institutes mit zwei Taubstummen vor, die durch vor dem Munde

gebundene Tücher als solche symbolisirt sind. Umschrift: **Surdi mutique Sollicitudine, munificentiae Principis Societati sibique utiles redditi.** (Die Taubstummen, durch die Sorgfalt und Großmuth des Fürsten, der Gesellschaft und sich selbst wieder nutzbringend gemacht.)

Auf dem hinteren Pilaster links ist die erste zum Andenken von Josephs wohlthätigem Wirken in Siebenbürgen geprägt. Er sitzt in römischer Kleidung zu Pferde, neben ihm steht die Freigebigkeit, vor ihm kniet eine, das Großfürstenthum Siebenbürgen vorstellende Frau, die ihm dankbar die Hand reicht. Die Umschrift lautet: **Felicitas Daciae. Profectio Aug. 1773.** (Das Glück Siebenbürgens durch die Reise im August 1773). — Die zweite wurde auf die Organisation Galiziens geprägt. Eine männliche Figur in antikem Costume hält in der Hand eine Urkunde und reicht die andere einer weiblichen Figur über einen Kornscheffel. Umschrift: **Conventu Ordin. Perpetuo in Galizia et Lod. constituto 1782.** (Auf die Einsetzung der beständigen Landtafel von Galizien und Lodomerien.) — Die dritte ist zum Denkmale der in Lemberg errichteten Universität geprägt. Auf einem Altare steht eine mit Lorbeern umwundene Leier, neben derselben eine Eule und das galizische Wappen. Darunter: **Optime art. Judic. in Galicia constitut. Academiae Leopol. 1784.** (Der vortrefflichen Lehranstalt für Rechtswissenschaften, zu Lemberg in Galizien errichtet 1784.) — Die vierte endlich deutet auf die Errichtung des Armen-Institutes. Die zwei Gesetztafeln schweben in Wolken. Die Umschriften sind: **Dilige Deum super omn. prox. ut te ipsum** und **Pauperum Institutio Vindob. 1784.** (Liebe Gott über Alles, den Nächsten wie dich selbst, und — Armen-Institut zu Wien 1784.)

Zur Geschichte dieses herrlichen Denkmales gehört noch, daß es 1809 während der französischen Invasion von den Feinden hochgeachtet und mit Ehrenwache versehen wurde. Nach der Erhebung in Wien 1848 wurde der Statue höchst überflüssiger Weise eine schwarzroth-goldene Fahne in die Hand gegeben, die nach der Katastrophe im October ebenfalls überflüssig durch eine schwarzgelbe ersetzt wurde. Letztere wurde jedoch auf höheren Anlaß bald wieder entfernt. Zu einem so erhabenen Monumente passen durchaus keine momentanen Verzierungen von was immer für einer Art.

Inhalt.

	Seite
Gedrängter Lebensumriß des Kaisers Joseph II. . .	1—19
Characteristik und Lebensweise Joseph II.	20—39
Merkwürdigkeiten, Charakterzüge und Actenstücke .	40—231
Die merkwürdigsten Briefe Kaiser Joseph II. . .	232—285
Nachtrag. Erziehungs-Regulativ für den Erzherzog Franz	287
Das Josephinische Preßgesetz	305
Nachträgliche pikante Anekdoten und Charakterzüge .	344—352
Kurze Geschichte des Freimaurerwesens überhaupt und besonders unter Kaiser Joseph in Österreich .	353—363
Das Joseph-Denkmal in Wien	361—371

DB 74.6 .S3 C.1
Kaiser Joseph der Zweite
Stanford University Libraries
3 6105 037 485 559

DB
74.6
S3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.